

AGATHA
CHRISTIE

Der blaue Express

Der Fahrplan stimmt,
der Zeitplan auch. Nur
eine kleine Unstimmigkeit
wird zum Spätzünder...



Ein Hercule-Poirot-Krimi

AGATHA CHRISTIE

DER BLAUE EXPRESS

DER MANN MIT DEM WEISSEN HAAR

Es war beinahe Mitternacht, als ein schwächtiger Mann die Place de la Concorde überquerte. Obschon er in einen kostbaren Pelzmantel gehüllt war, machte er einen schwächlichen und fast ärmlichen Eindruck.

Ein kleiner Mann mit einem Rattengesicht. Ein Mann, dem niemand zugetraut hätte, daß er im Leben irgendeine Rolle spielen könne. Und doch übte dieser unscheinbare Mensch einen gewaltigen Einfluß auf die Geschehnisse der Welt aus.

Gerade jetzt erwartete eine Gesandtschaft seine Rückkehr. Aber er hatte vorher noch Geschäfte zu erledigen, von denen die Gesandtschaft allerdings keine Kenntnis hatte, wenigstens nicht offiziell.

Er erreichte die Seine, überschritt die Brücke und betrat einen ziemlich berüchtigten Stadtteil von Paris. Vor einem großen, verwahrlosten Haus blieb er stehen und stieg dann langsam die Treppe zu einer Wohnung im vierten Stock empor. Kaum hatte er geklopft, als die Tür von einer Frau geöffnet wurde, die offenbar sein Erscheinen bereits erwartet hatte. Sie begrüßte ihn nicht, half ihm aber aus dem Überrock und ging voran, in einen mit schäbiger Eleganz eingerichteten Salon. Das elektrische Licht, durch einen schmutzigen rosa Lampenschirm gedämpft, beschien das Gesicht des Mädchens, dessen mongolisch breite Züge von einer dicken Schicht billiger Schminke bedeckt waren. Über den Beruf Olga Demiroffs konnte kein Zweifel bestehen, ebensowenig wie über ihre Rassenzugehörigkeit.

„Alles in Ordnung, Kleine?“

„Alles in Ordnung, Boris Iwanowitsch.“

Er nickte und murmelte: „Ich glaube nicht, daß mir jemand gefolgt ist.“

Und doch lag Angst in seiner Stimme. Er ging zum Fenster, schob die Vorhänge ein wenig zur Seite und spähte vorsichtig hinaus. Plötzlich fuhr er zurück.

„Es sind zwei Männer draußen – drüben auf dem Trottoir. Mir scheint – –“ Er hielt inne und begann seine Nägel zu kauen, was er stets tat, wenn er Angst hatte.

Die Russin schüttelte langsam, beschwichtigend den Kopf.

„Die waren schon hier, bevor Sie kamen ...“

„Und doch sieht es mir danach aus, als ob sie dieses Haus beobachteten.“

„Möglich“, gab sie gleichgültig zu.

„Aber dann – –“

„Und wenn schon? Selbst wenn sie etwas riechen – *Sie* werden sie nicht verfolgen.“

Ein dummes, grausames Lächeln huschte um seinen Mund.

„Da hast du recht.“

Er dachte ungefähr eine Minute lang nach und bemerkte dann:

„Dieser verfluchte Amerikaner kann schließlich so gut auf sich selbst aufpassen wie nur irgend jemand.“

„Das glaub’ ich auch.“

Er ging wieder zum Fenster. „Üble Kunden“, murmelte er kichernd.

„Sicher gute Bekannte der Polizei. Na, ich wünsche dir guten Erfolg, Bruder Apache.“

Olga Demiroff schüttelte den Kopf. „Wenn der Amerikaner wirklich der Mann ist, für den Sie ihn halten, werden ein paar feige Apachen ihn nicht unterkriegen. Ich frage mich nur –“

„Nun?“

„Ach nichts, aber – heute abend ging zweimal ein Mann durch diese Straße – ein Mann mit weißem Haar.“

„Was ist mit ihm los?“

„Nur dies: als er an den beiden Burschen vorbeikam, ließ er einen Handschuh fallen. Einer der beiden hob ihn auf und gab ihn ihm zurück. Eine durchsichtige Komödie.“

„Du meinst, daß der Weißhaarige ihr Auftraggeber ist?“

„So was Ähnliches.“

Der Russe schien bestürzt. „Bist du sicher? – Das Paket ist in Sicherheit? Niemand hat sich damit zu schaffen gemacht? Es ist so viel geschwätzt worden ... viel zu viel geschwätzt.“ Er biß wieder seine Nägel.

„Überzeugen Sie sich selbst!“

Sie beugte sich zum Kamin hinab und schob die Kohlen beiseite. Darunter lagen zerknüllte Papierklumpen; sie griff einen heraus und reichte ihn dem Mann.

„Sehr gescheit“, sagte er anerkennend.

„Die Wohnung wurde zweimal durchsucht. Die Matratze meines Bettes ist aufgeschlitzt worden.“

„Wie ich sagte“, murmelte er. „Es ist zuviel geredet worden. Dieses Feilschen um den Preis war ein Fehler.“

Er hatte das Paket von seiner äußeren Hülle befreit. Ein kleines braunes Papierpaket kam zum Vorschein. Er öffnete es, warf einen Blick auf den Inhalt und wickelte ihn hastig wieder ein. In diesem Augenblick schrillte eine elektrische Klingel durch den Raum.

„Der Amerikaner ist pünktlich“, meinte Olga mit einem Blick auf die Uhr.

Sie verließ den Raum. Eine Minute später kehrte sie mit einem großen, breitschultrigen Fremden zurück, dessen Aussehen den Amerikaner nicht verleugnete. Er sah zuerst das Mädchen, dann den Mann scharf an.

„Mr. Kraßnine?“ fragte er höflich.

„Der bin ich“, sagte Boris. „Ich muß Sie wegen des ein wenig ungewöhnlichen Treffpunktes um Entschuldigung bitten. Aber es ist von größter Wichtigkeit, daß unserem Geschäft keine neugierigen Augen zuschauen. Ich kann es mir nicht erlauben, mit dieser Sache in irgendeiner Weise in Verbindung gebracht zu werden.“

„Ah so?“ sagte der Amerikaner höflich.

„Sie haben mir Ihr Wort gegeben, daß diese Transaktion ganz unter uns bleibt, nicht wahr? Das ist ein wichtiger Bestandteil der Verkaufsbedingungen.“

Der Amerikaner nickte.

„Darüber sind wir uns einig“, sagte er gleichgültig. „Vielleicht wollen Sie mir jetzt die Ware zeigen.“

„Sie haben das Geld bei sich – in Banknoten?“

„Jawohl“, antwortete der andere.

Er machte jedoch keine Miene, sich über den Besitz des Geldes auszuweisen. Kraßnine zögerte einen Augenblick, dann wies er stumm auf das kleine Paket auf dem Tisch.

Der Amerikaner entfernte die Umhüllung. Er ging zur elektrischen Lampe, unterzog den Inhalt des Paketes einer eingehenden Untersuchung, schien befriedigt, entnahm seiner Tasche eine dicke Brieftasche und zog ein Bündel Banknoten hervor. Diese reichte er dem Russen, der sie sorgfältig zählte.

„In Ordnung?“

„Danke, ja. Vollkommen in Ordnung.“

„Na schön“, sagte der Amerikaner.

Er ließ das Paket nachlässig in seine Tasche gleiten und verbeugte sich vor Olga.

„Guten Abend, Mademoiselle. Guten Abend, Mr. Kraßnine.“

Er verließ den Raum und schloß die Tür hinter sich. Die Augen der beiden Zurückbleibenden trafen sich. Der Mann fuhr mit der Zunge über seine trockenen Lippen.

„Ich frage mich: wird er jemals in sein Hotel zurückkehren?“

Wie auf Verabredung wandten sich die beiden zum Fenster. Sie kamen gerade zurecht, um zu sehen, wie der Amerikaner die Straße betrat. Er wandte sich nach links und ging raschen Schrittes weiter, ohne sich umzusehen. Aus einem Hausflur schlichen sich zwei Schatten und folgten ihm geräuschlos. Die Verfolger und der Verfolgte verschwanden in der Dunkelheit. Olga Demiroff sagte:

„Er wird sicher nach Hause kommen. Sie brauchen keine Angst zu haben – auch keine Hoffnung.“

„Warum glaubst du, daß er in Sicherheit ist?“ fragte Kraßnine.

„Ein Mann, der soviel Geld gemacht hat, ist auf keinen Fall ein Dummkopf“, sagte Olga. „Apropos Geld –“

Sie sah Kraßnine bedeutsam an. – „Hm?“

„Mein Anteil, Boris Iwanowitsch.“

Nicht ohne Widerstreben gab ihr Kraßnine zwei Scheine. Sie dankte stumm, ohne die Miene zu verziehen, und versteckte sie in ihrem Strumpf.

Er sah sie neugierig an.

„Du empfindest kein Bedauern, Olga Wassilnowna?“

„Was sollte ich bedauern?“

„Daß du den wundervollen Schmuck hergeben mußtest. Ich glaube, die meisten Frauen würde das verrückt machen.“

Sie nickte nachdenklich.

„Sie haben recht; die meisten Frauen haben diese blödsinnige Schwäche, ich nicht. Ich möchte nur eines wissen –“

„Was denn?“ fragte Kraßnine.

„Der Amerikaner ist in Sicherheit, trotz dieser Steine. Davon bin ich überzeugt. Aber später –“

„Was später?“

„Er wird sie doch sicher einer Frau schenken“, sagte Olga nachdenklich. „Ich frage mich, was dann geschehen wird ...“

Sie ging wieder zum Fenster. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus und winkte ihrem Landsmann.

„Da schauen Sie. Jetzt geht er die Straße entlang – der Mann, von dem ich eben gesprochen habe.“

Eine schlanke, elegante Gestalt ging gemächlich vorbei. Sie trug einen Chapeau Claque und einen Abendmantel. Im Schein einer Straßenlaterne sah man das dichte weiße Haar.

2

MONSIEUR LE MARQUIS

Der Mann mit dem weißen Haar ging seines Weges, ohne sich im geringsten zu eilen, und seine Umgebung

schien ihn überhaupt nicht zu interessieren. Er bog in eine Seitenstraße ein, dann wiederum in eine andere, leise eine Melodie vor sich hin summend.

Plötzlich blieb er stehen und lauschte angestrengt. Er hatte ein Geräusch gehört. Vielleicht war es das Platzen eines Pneus, vielleicht – ein Schuß. Ein seltsames Lächeln spielte eine Sekunde lang um seine Lippen. Dann setzte er seinen gemächlichen Spaziergang fort. An der nächsten Straßenecke wurde er Augenzeuge einer einigermaßen bewegten Szene. Ein Hüter des Gesetzes machte Aufzeichnungen in sein Notizbuch, und ein paar späte Passanten hatten sich angesammelt. Einen derselben fragte der Herr mit dem weißen Haar höflich, was es denn hier gebe.

„Ist etwas passiert?“

„*Mais oui, Monsieur.* Zwei Apachen haben einen älteren amerikanischen Herrn angefallen.“

„Haben sie ihm etwas getan?“

„Aber keine Spur.“ Der Mann lachte. „Der Amerikaner hatte einen Revolver in der Tasche, und bevor sie ihm etwas tun konnten, gab er ein so tolles Feuerwerk von Schüssen ab, daß die Halunken es mit der Angst bekamen und Reißaus nahmen. Die Polizei kam natürlich zu spät, wie immer.“

„Aha“, sagte der Frager. Die Sache schien ihn weiter nicht zu interessieren. Behaglich, augenscheinlich in Frieden mit sich und der Welt, nahm er seinen nächtlichen Bummel wieder auf. Er überquerte die Seine und befand sich bald darauf in einem eleganteren Viertel der Hauptstadt. Etwa zwanzig Minuten später blieb er vor einem Geschäft in einer ruhigen Straße stehen.

Der Laden machte einen bescheidenen und unauffälligen Eindruck. D. Papopolous, Antiquitätenhändler, war so

berühmt, daß er keine Reklame benötigte, und in der Tat machte er nur selten Geschäfte am Ladentisch. Monsieur Papopolous hatte eine sehr elegante Wohnung in den Champs Elysees, und man hätte ihn natürlich um diese späte Stunde eher dort erwartet als in seinem Geschäft. Der Mann mit dem weißen Haar aber schien seiner Sache sicher zu sein. Er läutete, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß niemand ihn beobachtete.

Sein Vertrauen war gerechtfertigt. Die Tür wurde geöffnet und ein beliebter Mann, der goldene Ohrringe trug, wurde in der Türöffnung sichtbar.

„Guten Abend“, sagte der Fremde. „Der Meister wird drinnen sein?“

„Der Meister ist hier. Aber er ist um diese Zeit nicht für jedermann zu sprechen“, brummte der Dicke.

„Für mich wird er schon zu sprechen sein. Sagen Sie ihm nur, Monsieur le Marquis sei da.“

Der Mann öffnete die Tür etwas weiter und gestattete dem Besucher, einzutreten.

Monsieur le Marquis hatte beim Sprechen sein Gesicht mit der Hand bedeckt. Als der Diener mit der Mitteilung zurückkehrte, daß Monsieur Papopolous sich freuen würde, den Besucher zu empfangen, war eine Änderung im Aussehen des Fremden erfolgt. Eine kleine schwarze Seidenmaske verbarg seine Züge. Der Diener führte ihn zu einer Tür am Ende des Vorraumes, öffnete sie und meldete respektvoll: „Monsieur le Marquis.“

Papopolous machte einen ehrwürdigen Eindruck. Er sah mit seiner hohen Stirn und seinem schönen schneeweißen Bart aus wie ein alttestamentlicher Patriarch. Sein Wesen strömte priesterliche Würde aus.

„Willkommen, lieber Freund“, sagte er salbungsvoll.

„Ich muß um Entschuldigung bitten“, begann der Besucher, „daß ich Sie so spät störe.“

„Aber durchaus nicht. Für Geschäfte ist es nie zu spät. Sie haben wohl einen interessanten Abend hinter sich.“

„Persönlich nicht.“

„Natürlich nicht persönlich. Aber Sie haben mir immerhin etwas zu berichten, nicht wahr?“

Verstohlen warf er einen scharfen Blick auf seinen Besucher, und dieser Blick war alles andere als priesterlich oder milde.

„Es gibt nichts zu berichten. Der Anschlag ist mißlungen. Ich habe es mir übrigens kaum anders vorgestellt.“

„Sehr richtig. Überhaupt, rohe Gewalt –“

Papopolous machte eine Handbewegung, die seine tiefe Verachtung für rohe Gewalt in jeglicher Form zum Ausdruck brachte. In der Tat wäre es schwer gewesen, Monsieur Papopolous und die Ware, mit der er handelte, mit irgend etwas Rohem in Verbindung zu bringen. Er war eine bekannte Erscheinung an den meisten europäischen Fürstenhöfen, und Könige nannten ihn freundschaftlich „Demetrius“! Er stand in dem Ruf unbedingter Diskretion. Dieser Ruf, in Verbindung mit seinem ehrwürdigen Aussehen, hatte ihn mit heiler Haut durch mancherlei höchst fragwürdige Affären geleitet.

„Der direkte Angriff –“ der Antiquitätenhändler schüttelte den Kopf, „hie und da führt er ja zum Ziel. Aber selten.“

Der andere zuckte die Achseln.

„Die direkte Aktion“, bemerkte er, „spart Zeit und kostet so gut wie nichts. Der andere Plan – wird nicht mißlingen.“

Papopolous nickte bedächtig.

„Ich habe großes Vertrauen in Ihren – hm – guten Ruf.“

Monsieur le Marquis lächelte geschmeidig.

„Ich glaube sagen zu dürfen“, murmelte er, „daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen werde.“

„Sie haben einzigartige Geschäftsmöglichkeiten“, sagte der Antiquitätenhändler, und seine Stimme klang beinahe neidisch.

„Ich schaffe sie mir.“

Monsieur le Marquis stand auf und schlüpfte in den Abendmantel, den er nachlässig auf einen Sessel geworfen hatte.

„Ich werde Sie wie gewöhnlich auf dem laufenden halten. Aber vergessen Sie nicht unsere Abmachung.“

„Ich vergesse meine Abmachungen niemals“, antwortete der Antiquitätenhändler beleidigt.

Der Besucher lächelte, ohne einen Abschiedsgruß verließ er den Raum.

Papopolous strich sich einen Augenblick lang nachdenklich seinen ehrwürdigen Bart und wandte sich dann zu einer zweiten rückwärtigen Tür. Als er die Klinke niederdrückte, fiel ihm eine junge Frau, die augenscheinlich die Unterredung am Schlüsselloch belauscht hatte, beinahe in die Arme. Papopolous schien nicht weiter erstaunt darüber.

„Nun, Zia?“ fragte er.

„Ich habe ihn nicht weggehen gehört“, erklärte Zia.

Sie war eine blühende junge Frau mit blitzenden schwarzen Augen und von junonischer Gestalt. Sie sah Papopolous so ähnlich, daß es unschwer zu erraten war, sie sei seine Tochter.

„Es ist bedauerlich“, fuhr sie ärgerlich fort, „daß man durch ein Schlüsselloch nicht gleichzeitig horchen und schauen kann.“

„Diese Tatsache habe ich auch des öfteren peinlich empfunden“, meinte ihr Vater mit schlichter Würde.

„Das also ist Monsieur le Marquis“, sagte Zia langsam. „Trägt er immer eine Maske, Papa?“

„Immer.“

„Es handelt sich um die Rubine, Papa, nicht wahr?“ fragte Zia.

Der Antiquitätenhändler nickte.

„Was hältst du von ihm, Kleine?“

„Von Monsieur le Marquis?“

„Jawohl.“

„Ich finde“, sagte Zia langsam, „daß man sehr selten einen rassereinen Engländer findet, der so tadellos französisch spricht.“

„So, so, mein Kind. Das also denkst du.“

Er äußerte sich nicht, denn das war nicht seine Gewohnheit, aber er betrachtete Zia mit liebevoller Anerkennung.

„Ferner fand ich“, setzte Zia hinzu, „daß sein Kopf eine seltsame Form hat.“

„Massiv“, sagte ihr Vater, „ein bißchen massiv. Aber diesen Eindruck hat man immer, wenn jemand eine Perücke trägt.“

Vater und Tochter sahen einander verständnisinnig an und lächelten.

DAS „FEUERHERZ“

Rufus van Aldin trat durch die Drehtür des Londoner Savoyhotels und begab sich in die Empfangshalle. Der diensttuende Angestellte begrüßte den Amerikaner mit einem respektvollen Lächeln.

„Freut mich. Sie wieder begrüßen zu dürfen, Mr. van Aldin.“

Der Millionär erwiderte den Gruß mit einem nachlässigen Kopfnicken.

„Alles in Ordnung?“ fragte er.

„Gewiß, Sir. Major Knighton ist oben in Ihrem Appartement.“

Van Aldin nickte abermals.

„Post gekommen?“

„Es ist alles nach oben geschickt worden. Pardon, warten Sie einen Augenblick.“

Er fischte aus einem der vielen Fächer einen Brief heraus.

„Soeben gekommen.“

Rufus van Aldin nahm den Brief entgegen. Als er die Handschrift, eine flüchtige Frauenhandschrift, erkannte, änderte sich plötzlich sein Gesichtsausdruck. Die harten Züge schienen weicher, der strenge Zug um seinen Mund verschwand. Er sah aus wie ein anderer Mensch. Als er mit dem Brief in der Hand zum Lift ging, lag das Lächeln noch um seine Lippen.

Im Salon seines Appartements saß ein junger Mann an einem Schreibtisch und sortierte die Korrespondenz. Er

sprang auf, als van Aldin eintrat.

„Hallo, Knighton.“

„Freut mich, daß Sie wieder zurück sind, Sir. Haben Sie angenehme Tage in Paris verlebt?“

„Soso, lala“, antwortete der Millionär gleichmütig. „Paris ist ein bißchen kleinstädtisch geworden. Immerhin habe ich erreicht, was ich wollte.“

„Das tun Sie wohl meistens“, meinte der Sekretär lachend.

„Allerdings“, stimmte ihm der Millionär zu.

Er sagte das nüchtern und geschäftsmäßig, wie jemand, der eine allgemein bekannte Tatsache bestätigt.

„Etwas Dringendes?“

„Kaum. Das übliche Zeug. Ich bin noch nicht ganz mit dem Sortieren fertig.“

Van Aldin nickte kurz. Er war ein Mann, der selten lobte oder tadelte. Seine Methode seinen Angestellten gegenüber war einfach; er gab jedem Gelegenheit zu zeigen, was er konnte, und die Ungeeigneten entließ er ohne viel Federlesens. In der Auswahl seiner Mitarbeiter ging er gern ungewöhnliche Wege. Knighton hatte er zum Beispiel vor zwei Monaten in einem Schweizer Kurort kennengelernt. Der Mann hatte ihm gefallen, obwohl er infolge eines im Kriege erhaltenen Schusses ein wenig hinkte. Knighton hatte kein Geheimnis daraus gemacht, daß er einen Posten suche, im Gegenteil. Er hatte den Millionär ganz offen gefragt, ob er nicht eine Stelle für ihn wisse. Van Aldin erinnerte sich nicht ohne Behagen an das maßlose Erstaunen des jungen Mannes, als er ihn kurzerhand als Privatsekretär engagiert hatte.

„Ich – ich habe aber keine kaufmännische Praxis“, hatte er gestammelt.

„Darum schere ich mich einen Pfifferling“, hatte van Aldin darauf geantwortet. „Ich habe schon drei Privatsekretäre, aber ich werde wahrscheinlich sechs Monate in England bleiben, und ich brauche einen Engländer, der gesellschaftliche Verbindungen hat und repräsentationsfähig ist.“

Van Aldin hatte bisher seine Wahl nicht zu bereuen gehabt. Knighton erwies sich als intelligent und von rascher Auffassung und war auch persönlich ein netter Kerl.

Der Sekretär wies auf drei oder vier Briefe, die er beiseite gelegt hatte.

„Auf die hier sollten Sie vielleicht persönlich einen Blick werfen, Sir“, meinte er. „Der da ist wegen des Vertrages mit Colton –“

Aber van Aldin erhob beschwörend die Hand.

„Heute abend werfe ich keinen Blick mehr auf das blöde Zeug“, erklärte er. „Das kann bis morgen warten, ausgenommen der hier.“

Er deutete auf den Brief, den er in der Hand hielt. Und wieder breitete sich das Lächeln über sein Antlitz, das seine Züge so seltsam veränderte.

Richard Knighton lächelte verständnisvoll.

„Von Mrs. Kettering?“ murmelte er. „Sie hat gestern und heute angerufen und scheint großen Wert darauf zu legen, Sie zu sprechen.“

„Wirklich?“

Das Lächeln verschwand aus den Zügen des Millionärs. Er schnitt den Umschlag auf und überflog den Brief. Sein Gesicht verfinsterte sich, und um seinen Mund legte sich wieder der grimmige Zug, den man an der New-Yorker Börse so gut kannte. Seine Augenbrauen zogen sich

unheilverkündend zusammen. Knighton wandte sich taktvoll ab und wieder seiner Arbeit zu. Ein unterdrückter Fluch entfuhr dem Millionär, und seine geballte Faust fiel schwer auf den Tisch.

„Das lasse ich mir nicht bieten“, murmelte er, „das arme kleine Mädel! Gut, daß ihr alter Vater hinter ihr steht.“

Mit mächtigen Schritten durchmaß er einige Male stumm den Raum. Dann blieb er jäh stehen. Er nahm seinen Mantel von dem Sessel, auf den er ihn beim Eintreten geworfen hatte.

„Sie gehen noch einmal aus, Sir?“

„Ich gehe zu meiner Tochter.“

„Wenn Colton anruft –“

„Sagen Sie ihm, er soll sich zum Teufel scheren.“

„Sehr wohl“, sagte der Sekretär, ohne eine Miene zu verziehen.

Van Aldin stülpte sich den Hut auf den Kopf und ging zur Tür. Mit der Hand auf der Klinke blieb er einen Augenblick stehen.

„Sie sind ein guter Kerl, Knigthon“, sagte er. „Sie belästigen mich nicht, wenn ich Sorgen habe.“

Knighton lächelte ein wenig, ohne etwas zu erwidern.

„Ruth ist mein einziges Kind“, sagte van Aldin, „und niemand weiß, was sie mir bedeutet.“

Ein schwaches Lächeln erhellte seine Züge. Er griff mit seiner Hand in seine Tasche.

„Wollen Sie was sehen, Knighton?“

Er ging auf den Sekretär zu. Aus seiner Tasche zog er ein nachlässig in braunes Papier gehülltes Paket. Er riß die Hülle weg, und ein schäbiges rotes Samtetui kam zum Vorschein. In der Mitte desselben waren ineinander

verschlungen Initialen mit einer Krone darüber zu sehen. Er öffnete das Etui, und dem Sekretär verging beinahe der Atem. Auf der schmutzig-weißen Unterlage glühten die Steine blutigrot auf.

„O Gott, Sir“, sagte Knighton, „sind sie – sind sie echt?“

Van Aldin lachte leise, glucksend.

„Wundert mich nicht, daß Sie das fragen. Unter diesen Rubinen befinden sich die größten der Welt. Die Kaiserin Katharina trug sie. Der Stein da in der Mitte wird das ‚Feuerherz‘ genannt. Er ist vollkommen! Hat nicht seinesgleichen auf der Welt!“

„Aber“, murmelte der Sekretär, „der Schmuck muß ja ein Vermögen wert sein.“

„400.000 oder 500.000 Dollar“, sagte van Aldin gleichmütig. „Ganz abgesehen von dem historischen Wert.“

„Und solche Werte tragen Sie lose in der Tasche herum?“

Van Aldin lachte amüsiert.

„Wie Sie sehen. Es ist ein kleines Geschenk für meine Ruth, verstehen Sie?“

Der Sekretär lächelte diskret.

„Jetzt verstehe ich, warum Mrs. Kettering am Telefon so aufgeregt schien.“

Aber van Aldin schüttelte den Kopf. Wieder erschien der harte Blick in seinen Augen.

„Da irren Sie sich“, sagte er. „Sie weiß nichts davon. Eine kleine Überraschung.“

Er schloß das Etui wieder und begann es langsam einzuwickeln.

„Es ist traurig, Knighton, wie wenig man für die tun

kann, die man lieb hat. Ich könnte die halbe Welt für Ruth kaufen, wenn es einen Zweck hätte, aber es hat keinen. Ich kann ihr dieses Zeug hier um den Hals hängen; sie wird sich einen Augenblick lang darüber freuen, aber –“

Er schüttelte den Kopf.

„Wenn eine Frau ein unglückliches Leben führt –“

Er brach ab. Der Sekretär nickte diskret. Niemand kannte den Ruf von Mr. Derek Kettering besser als er. Van Aldin seufzte. Er ließ das Paket wieder in seine Rocktasche gleiten, nickte Knighton zu und verließ den Raum.

4

RUTH KETTERING

Mrs. Derek Kettering wohnte in der Curzon Street. Der Kammerdiener, der die Tür öffnete, erkannte Rufus van Aldin sofort und gestattete sich ein diskretes Begrüßungslächeln. Gleich darauf betrat der Millionär den großen Salon. Seine Tochter saß beim Fenster und empfing ihn mit einem Freudenschrei.

„Wie reizend, Papa, daß du gekommen bist! Den ganzen Tag lang habe ich versucht, dich telefonisch zu erreichen, aber dein Sekretär wußte nicht genau, wann du zurückkehren würdest.“

Ruth Kettering war 28 Jahre alt. Ohne schön zu sein, sah sie doch reizvoll aus, und zwar wegen der Kontrastwirkung ihrer Farben. Sie hatte tizianblondes Haar, dunkle Augen und kohlschwarze Wimpern, und sie verstand es vortrefflich, dieser Kontrastwirkung künstlich

nachzuhelfen. Sie war groß und schlank, und auf den ersten Blick glich ihr Gesicht dem einer Raffaelschen Madonna. Schaute man sie aber genauer an, so bemerkte man, daß um Mund und Kinn der gleiche harte Zug lag, der das Gesicht ihres Vaters kennzeichnete.

Dem Manne stand dieser Zug nicht übel, der Frau aber weniger. Seit ihrer frühesten Kindheit war Ruth van Aldin daran gewöhnt, stets ihren eigenen Willen durchzusetzen, und hätte es jemand gewagt, sich diesem Willen entgegenzustellen, so hätte er bald die Erfahrung machen müssen, daß Rufus van Aldins Tochter niemals nachgab.

„Knighton sagte mir, daß du mich angerufen hast. Ich bin erst vor einer halben Stunde von Paris zurückgekehrt. Was hat denn dein Mann wieder angestellt?“

Ruths Gesicht rötete sich vor Ärger.

„Es ist unglaublich. Es übersteigt alle Grenzen“, rief sie, „alles, was ich sage, ist einfach Luft für ihn.“

„Auf mich wird er hören müssen“, sagte der Millionär grimmig.

Ruth fuhr fort: „Seit einem Monat habe ich ihn nicht gesehen. Überall treibt er sich mit diesem Frauenzimmer herum.“

„Mit was für einem Frauenzimmer?“

„Mit Mirelle. Sie tanzt im Parthenon.“

Van Aldin nickte.

„Ich war vorige Woche bei seinem Vater“, sagte Ruth. „Er war furchtbar lieb mit mir und ist vollkommen auf meiner Seite. Er sagte mir zu, Derek einmal ganz gehörig seine Meinung zu sagen.“

„Laß mich in Ruh mit Leconbury. Der alte Knabe wagt es doch gar nicht, seinem Söhnchen ernstlich etwas zu sagen. Er steht ja schon mit einem Fuß im Grabe.“

„Kannst nicht du etwas tun, Papa?“

„Möglicherweise“, entgegnete der Millionär. Er dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort: „Ich könnte verschiedenes tun. Aber von all dem hätte nur etwas einen wirklichen Zweck. Hast du Mut, Kind?“

Sie starrte ihn verständnislos an. Er nickte ihr zu.

„Hättest du den Mut, aller Welt gegenüber zu bekennen, daß du einen Fehler gemacht hast? Es gibt nur einen einzigen Ausweg aus dieser vertrackten Situation. Mach einen Strich unter das Vergangene und fang ein neues Leben an.“

„Du meinst –“

„Scheidung!“

„Scheidung?“

Van Aldin lächelte.

„Du sprichst das Wort aus, Ruth, als ob du es zum erstenmal im Leben hörtest. Und doch lassen sich deine Freundinnen alle Tage scheiden.“

„Das weiß ich wohl. Aber –“

Sie hielt inne und biß sich auf die Lippen. Ihr Vater warf ihr einen verstehenden Blick zu.

„Ich verstehe dich, Ruth. Du bist wie ich. Was du einmal hast, willst du nicht aufgeben. Aber ich habe gelernt – und auch du mußt es lernen –, daß es Situationen gibt, wo eben kein anderer Ausweg möglich ist. Ich würde vielleicht Mittel und Wege finden, um Derek zu dir zurückzubringen. Aber dann würde das alte Lied wieder von vorne anfangen. Er ist nicht zu bessern. Er ist durch und durch verdorben. Ich mache mir selbst die ärgsten Vorwürfe darüber, daß ich dir erlaubt habe, ihn zu heiraten. Aber du hattest ihn dir einmal in den Kopf gesetzt, und damals sah es ja so aus, als ob er ein neues

Leben anfangen wollte. Einmal schon hatte ich deinen Willen nicht getan, Liebling.“

Er sah sie bei den letzten Worten nicht an. Hätte er es getan, so würde er die plötzliche Röte bemerkt haben, die jäh in ihren Wangen aufstieg.

„Das ist wahr.“ Ihre Stimme klang hart.

„Ich war zu weichherzig, um dir ein zweites Mal deinen Willen zu versagen. Hätte ich es doch getan! Du hast während der letzten Jahre viel durchgemacht.“

„Es waren keine schönen Zeiten“ sagte Ruth Kettering.

„Und deswegen sage ich, daß das ein Ende nehmen muß.“ Er schlug mit der Hand auf den Tisch. „Du hast ihn vielleicht noch gerne. Mach Schluß damit. Nimm die Dinge, wie sie sind. Derek Kettering hat dich wegen deines Geldes geheiratet. So ist es und nicht anders. Schau, daß du ihn los wirst.“

Ruth schaute einen Augenblick lang zu Boden. Dann sagte sie, ohne den Kopf zu heben:

„Und wenn er nicht einwilligt?“

Van Aldin sah sie erstaunt an.

„Wir werden ihn gar nicht fragen.“

Sie errötete und biß sich auf die Lippen.

„Und wenn er es nicht so ruhig hinnimmt?“

„Du meinst, er wird sich einer Scheidung widersetzen? Mag er nur! Aber ich glaube nicht einmal, daß er das tun wird. Jeder Rechtsanwalt wird ihm erklären, daß sein Fall hoffnungslos ist.“

„Du glaubst also nicht –“, sie zögerte – „ich meine – wird er nicht, nur um mich zu quälen, Schwierigkeiten machen?“

Ihr Vater sah sie einigermaßen erstaunt an.

„Du meinst, daß er gegen die Scheidungsklage Einspruch erheben wird?“ Er schüttelte den Kopf. „Das ist mehr als unwahrscheinlich. Ohne Grund kann er das gar nicht.“

Ruth Kettering antwortete nicht. Van Aldin sah sie scharf an.

„Komm, Ruth, raus damit! Du hast etwas auf dem Herzen. Was ist es?“

„Nichts, Papa, wirklich gar nichts.“ Aber ihre Stimme klang nicht überzeugend.

„Du hast Angst vor der Öffentlichkeit, vor dem Skandal, was? Überlaß das nur mir. Alles wird mäuschenstill erledigt werden.“

„Nun gut, Papa, wenn du glaubst, daß es das beste für mich ist!“

„Hast du den Burschen vielleicht noch gerne? Ist es das?“

„Nein.“

Sie sagte das mit so harter Entschiedenheit, daß van Aldin befriedigt schien. Er klopfte seiner Tochter zärtlich auf die Schulter.

„Alles wird gut werden, Kind! Mach dir keine Sorgen. Und jetzt reden wir von etwas anderem. Ich habe dir aus Paris etwas mitgebracht.“

„Wirklich? Etwas Nettes?“

„Hoffentlich gefällt es dir“, sagte van Aldin lächelnd.

Er zog das Paket aus der Tasche und reichte es ihr. Sie packte es begierig aus, klappte die Kassette auf. Ein langgezogenes „Ah“ kam von ihren Lippen. Ruth Kettering liebte Juwelen – hatte sie immer geliebt.

„Oh, Papa, wie wundervoll!“

„Eine Klasse für sich!“ sagte der Millionär befriedigt.
„Sie gefallen dir, was?“

„Gefallen? Sie sind einzig! Wie bist du zu ihnen gekommen?“

Van Aldin lächelte.

„Das ist mein Geheimnis. Ich mußte sie natürlich privat kaufen. Der Schmuck ist ziemlich bekannt. Siehst du den großen Stein in der Mitte? Vielleicht hast du schon von ihm gehört. Das ist das historische ‚Feuerherz‘.“

„Feuerherz!“ wiederholte Ruth Kettering.

Sie hatte die Steine aus der Kassette genommen und hielt sie gegen ihren Busen. Der Millionär beobachtete sie. Er dachte an die Frauen, die vor ihr diese Juwelen getragen hatten, an all die Eifersucht, all den Neid, die diese Steine verursacht hatten. Das „Feuerherz“ hatte wie alle berühmten Steine seine Geschichte, in der Gewalttaten und Morde eine Rolle spielten. In Ruth Ketterings ruhiger Hand schien das Juwel seine böse Kraft verloren zu haben. Diese Frau aus dem Westen schien in ihrer kühlen, beherrschten Haltung geradezu eine Negierung aller Tragik, aller wilden Leidenschaften zu sein.

Ruth legte die Steine in die Kassette zurück; dann sprang sie auf und schlang ihre Arme um den Hals ihres Vaters. „Ich danke dir, Papa, ich danke dir! Dieser Schmuck ist wundervoll. Du machst mir immer so herrliche Geschenke.“

„So gehört es sich auch“, sagte van Aldin liebevoll. „Du bist alles, was ich habe, kleine Ruth.“

„Du bleibst doch zum Dinner, Papa, nicht wahr?“

„Ich denke nicht. Du wolltest doch ausgehen?“

„Ich kann ohne weiteres absagen. Nichts Aufregendes.“

„Nein“, meinte van Aldin, „geh nur, ich habe ohnehin

noch zu tun. Auf morgen, Liebling. Wenn ich dir telefoniere, können wir uns vielleicht bei Galbraith treffen.“

Die Herren Galbraith, Cuthbertson & Galbraith waren van Aldins Londoner Rechtsfreunde.

„Schön, Papa.“ Sie zögerte. „Diese Geschichte wird mich doch wohl nicht davon abhalten, an die Riviera zu reisen?“

„Wann willst du fahren?“

„Am vierzehnten.“

„Das ist leicht zu machen. So eine Scheidungsgeschichte dauert immer lange, bis sie so weit ist. Übrigens, Ruth, ich würde diese Rubine an deiner Stelle nicht mitnehmen. Deponiere sie bei der Bank.“

Ruth Kettering nickte.

„Ich möchte nicht, daß du wegen dieses ‚Feuerherzens‘ beraubt und umgebracht wirst“, sagte der Millionär scherzend.

„Und du hast sie in deiner Tasche herumgetragen“, entgegnete seine Tochter lächelnd.

„Ja –“

Er zögerte. Sie sah ihn an.

„Was hast du, Papa?“

„Nichts.“ Er lächelte. „Ich habe nur an ein kleines Abenteuer gedacht, das ich in Paris zu bestehen hatte.“

„Ein Abenteuer?“

„Jawohl. Am Abend, an dem ich diese Dinger da kaufte.“

Er wies auf die Juwelenkassette.

„Erzähl mir, Papa!“

„Nichts Besonderes, Kind. Ein paar Apachen sind ein

bißchen frech geworden. Ich schoß auf sie, und sie suchten das Weite. Das ist alles.“

Sie sah ihn bewundernd an.

„Mit dir ist nicht zu spaßen, Papa!“

„Da hast du allerdings recht.“

Er küßte sie zärtlich und ging. Als er im Savoy zurück war, gab er Knighton eine kurze Weisung:

„Versuchen Sie, einen gewissen Goby zu erwischen; Sie finden seine Adresse in meinem Privatnotizbuch. Er soll morgen um halb zehn hier sein.“

„Gewiß, Sir.“

„Dann möchte ich auch Mr. Kettering sprechen. Irgendwo werden Sie ihn schon aufstöbern. Am ehesten werden Sie ihn in seinem Klub finden. Sorgen Sie dafür, daß er mich morgen vormittag hier aufsucht. Sagen wir, so gegen zwölf. Früher steht diese Art Leute ja ohnehin nicht auf.“

Der Sekretär nickte zum Zeichen, daß er die Weisungen verstanden habe. Van Aldin überließ sich jetzt seinem Diener. Sein Bad war vorbereitet, und als er wohlig in dem warmen Wasser lag, schweiften seine Gedanken zu dem Gespräch zurück, das er mit seiner Tochter geführt hatte. Alles in allem war er zufrieden. Mit einem scharfen Blick hatte er seit langem erkannt, daß die Scheidung den einzigen Ausweg aus der üblen Situation bedeutete, in die seine Tochter geraten war. Ruth hatte sich mit der vorgeschlagenen Lösung bereitwilliger einverstanden erklärt, als er gehofft hatte. Und doch konnte er sich, trotz ihrer Zustimmung, eines leicht unbehaglichen Gefühls nicht erwehren. Etwas in ihrem Benehmen war nicht ganz natürlich gewesen. Er runzelte die Stirne.

„Vielleicht ist es nur eine Einbildung von mir“,

murmelte er. „Und doch – ich wette, sie hat etwas vor mir geheim gehalten.“

5

EIN BRAUCHBARER HERR

Rufus van Aldin hatte soeben sein frugales Frühstück, bestehend aus Kaffee und trockenem Toast, beendet, als Knighton eintrat.

„Mr. Goby ist unten und wartet darauf, daß Sie ihn empfangen.“

Der Millionär warf einen Blick auf die Uhr. Es war gerade halb zehn.

„In Ordnung“, sagte er kurz. „Er soll heraufkommen.“

Eine Minute später betrat Mr. Goby das Zimmer. Er war ein kleiner, schäbig gekleideter Mann, dessen Augen sich stets neugierig im Zimmer umsahen, aber niemals auf die Person blickten, mit der er sprach.

„Guten Morgen, Goby“, sagte der Millionär, „nehmen Sie Platz.“

„Danke, Mr. van Aldin.“

Goby saß mit den Händen auf den Knien da und betrachtete ernst die Zentralheizung.

„Ich habe ein Geschäft für Sie.“

„Und das wäre, Mr. van Aldin?“

„Sie wissen vielleicht, daß meine Tochter mit Mr. Derek Kettering verheiratet ist.“ Goby schaute zur Abwechslung die linke Schublade des Schreibtisches an, und ein etwas verächtliches Lächeln huschte über sein Gesicht. Goby

wußte manches, aber er ließ es sich nicht gerne anmerken.

„Auf meinen Rat hin wird sie das Scheidungsbegehren gegen meinen Schwiegersohn einreichen. Das ist natürlich Sache des Anwalts. Aber aus privaten Gründen wünsche ich möglichst vollständige und eingehende Informationen zu erhalten.“

Goby schaute angelegentlich zur Decke empor und murmelte: „Über Mr. Kettering?“

„Über Mr. Kettering.“

„Sehr gut, Sir.“

Goby stand auf.

„Wann wird die Auskunft bereit sein?“

„Ist es eilig, Sir?“

„Ich habe immer Eile“, antwortete der Millionär.

Mr. Goby lächelte das Kamingitter verständnisvoll an.

„Sagen wir morgen nachmittag um zwei.“

„Ausgezeichnet. Guten Morgen, Goby.“

„Guten Morgen, Mr. van Aldin.“

„Ein sehr brauchbarer Mann“, sagte der Millionär, als Goby draußen und der Sekretär hereingekommen war. „In seiner Branche ist er nicht zu schlagen.“

„Was ist seine Branche?“

„Informationen. Geben Sie ihm 24 Stunden Zeit, und er wird das Privatleben des Erzbischofs von Canterbury vor Ihnen bloßlegen.“

„Wirklich ein nützlicher Geselle“, sagte Knighton lächelnd.

„Er hat mir schon ein- oder zweimal gute Dienste geleistet. Also fangen wir mit der Arbeit an, Knighton.“

In den nächsten paar Stunden wurde ein ganz erstaunliches Quantum Arbeit bewältigt. Es war halb eins,

als das Telefon läutete und van Aldin davon unterrichtet wurde, daß Mr. Kettering da sei. „Bitte, lassen Sie Mr. Kettering heraufkommen.“

Der Sekretär packte seine Papiere zusammen und verließ das Zimmer. Er begegnete dem Besucher in der Tür, und Derek Kettering trat beiseite, um den andern vorbei zu lassen. Dann trat er ein und schloß die Tür hinter sich.

„Guten Morgen, Schwiegerpapa. Wie ich höre, willst du mich dringend sprechen.“

Er sprach lässig und immer mit einem leicht ironischen Unterton. Van Aldin sah seinen Schwiegersohn durchdringend an. Derek Kettering war von schlanker Gestalt, mit schmalem Gesicht und dunklem Teint; trotz seiner vierunddreißig Jahre sah er aus wie ein Junge.

„Nimm Platz“, sagte van Aldin kurz.

Kettering warf sich lässig in einen Armsessel. Er schaute seinen Schwiegervater mit einer Art nachsichtiger Belustigung an.

„Lange nicht das Vergnügen gehabt“, bemerkte er liebenswürdig, „ungefähr zwei Jahre, glaube ich. Hast du Ruth schon gesehen?“

„Gestern abend.“

„Sie schaut ganz gut aus, wie?“

„Soviel ich weiß, hast du nicht oft Gelegenheit, dich davon zu überzeugen, wie sie aussieht“, sagte van Aldin trocken.

Derek Kettering zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Gott, wir treffen uns hie und da in einem Nachtklokal.“

„Ich habe nicht die Absicht, viel Umschweife zu machen. Ruth hat von mir den Rat erhalten, den Scheidungsantrag gegen dich zu stellen.“

Derek Kettering schien unbewegt.

„Was für eine scharfe Maßnahme“, murmelte er. „Ich darf doch rauchen, nicht wahr?“

Er zündete sich eine Zigarette an. Dann fügte er lässig hinzu:

„Und was hat Ruth dazu gesagt?“

„Ruth hat sich entschlossen, meinen Rat anzunehmen.“

„Wirklich?“

„Sonst hast du gar nichts zu sagen?“ fragte van Aldin scharf.

Kettering streifte die Asche von seiner Zigarette ab. „Ich glaube“, sagte er, als ob ihn die Sache weiter nichts angehe, „daß sie einen großen Fehler macht.“

„Von deinem Standpunkt aus bestimmt“, meinte van Aldin grimmig.

„Wir wollen doch lieber nicht persönlich werden. Ich habe momentan wirklich nicht an mich gedacht. Ich dachte an Ruth. Mein alter Herr wird's sicher nicht mehr lange machen, darüber sind sich die Ärzte einig. Wenn Ruth noch ein paar Jahre wartet, werde ich Lord Leconbury und sie wird die Schloßherrin von Leconbury. Deswegen hat sie mich geheiratet.“

„Ich habe genug von deinen verfluchten Frechheiten“, brüllte van Aldin.

Derek Kettering lächelte ihn vollkommen unbewegt an.

„Du hast recht, es ist wirklich eine ziemlich dumme Idee. Wer gibt heutzutage noch etwas auf einen Adelstitel! Andererseits gehören wir allerdings zu den ältesten Familien Englands. Es wird sicher sehr peinlich für Ruth sein, wenn ich mich wieder verheirate und sie eines Tages findet, daß statt ihrer eine andere Frau in Leconbury herrscht.“

„Ich spreche im Ernst, junger Mann!“ sagte van Aldin.

„Ich auch, lieber Schwiegerpapa, ich auch. Finanziell sitze ich augenblicklich ziemlich auf dem Trockenen. Ich würde in eine sehr unangenehme Lage geraten, wenn Ruth sich von mir scheiden ließe, und schließlich und endlich, wenn sie es zehn Jahre ausgehalten hat, warum hält sie es nicht noch ein bißchen länger aus? Ich gebe dir mein Ehrenwort, daß mein Alter höchstens noch achtzehn Monate auf dieser Welt herumläuft. Und es wäre wirklich schade, wenn sie das, um dessentwillen sie mich geheiratet hat, nicht erreicht.“

„Du behauptest also, daß meine Tochter dich wegen deines Titels und deiner gesellschaftlichen Stellung geheiratet hat?“

Derek Kettering lachte. Aber sein Lachen klang nicht angenehm.

„Du glaubst doch nicht am Ende, daß es eine Liebesheirat war?“

„Ich weiß“, sagte van Aldin langsam, „daß du in Paris vor zehn Jahren ganz anders gesprochen hast.“

„Habe ich das? Möglich. Ruth war damals sehr schön, verstehst du. Sie sah aus wie ein Engel oder eine Heilige, die in eine Kirchennische herabgestiegen ist. Ich hatte damals die besten Absichten, wollte ein neues Leben anfangen und ein braver Familienvater werden – mit einer schönen Frau, die mich lieben und bewundernd zu mir aufblicken würde.“

Er lachte wieder sein häßliches Lachen.

„Aber das glaubst du mir ja doch nicht, wie?“

„Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß du Ruth wegen ihres Geldes geheiratet hast“, sagte van Aldin nüchtern.

„Und daß sie mich aus Liebe geheiratet hat?“ fragte sein

Gegenüber ironisch.

„Gewiß“, antwortete van Aldin.

Derek Kettering schaute ihn eine Minute lang an, dann nickte er nachdenklich.

„Also das glaubst du?“ sagte er. „Damals habe ich das auch geglaubt, aber ich kann dir versichern, Schwiegerpapa, daß ich bald eines Besseren belehrt wurde.“

„Ich weiß nicht, wo du hinauswillst, und es interessiert mich auch nicht. Jedenfalls hast du Ruth verflucht schlecht behandelt.“

„Das habe ich allerdings“, gab Kettering leichthin zu. „Aber sie hält was aus. Sie ist nicht umsonst deine Tochter. Du hast immer als harter Mensch gegolten, aber Ruth ist noch härter als du. Du hast doch außer dir selbst wenigstens noch einen Menschen lieb!“

„Genug“, sagte van Aldin. „Ich habe dich herbestellt, um dir offen und ehrlich meine Absichten bekanntzugeben. Mein Kind hat Anspruch auf ein bißchen Glück. Und vergiß nicht, daß ich hinter ihr stehe.“

Derek Kettering hatte sich erhoben und stand jetzt beim Kamin. Er warf seine Zigarette ins Feuer; seine Stimme war sehr ruhig.

„Was willst du eigentlich, genau genommen, damit sagen?“

„Ich will damit sagen“, entgegnete sein Schwiegervater, „daß ich dir raten würde, dich dem Scheidungsbegehren nicht zu widersetzen.“

„So, so“, sagte Kettering, „soll das eine Drohung sein?“

„Das kannst du auffassen, wie du willst.“

Kettering schob sich einen Sessel zum Tisch. Er saß jetzt dem Millionär gegenüber.

„Und wenn ich nun doch nicht in die Scheidung einwillige?

Van Aldin zuckte die Achseln.

„Damit würdest du nur beweisen, daß du ein dummer Junge bist. Dein Lebenswandel ist in ganz London berüchtigt.“

„Ruth hat sich wahrscheinlich über meine kleine Affäre mit Mirelle aufgeregt. Sehr dumm von ihr. Ich kümmere mich ja auch nicht um ihre Freunde.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte van Aldin scharf.

Derek Kettering lachte.

„Wie ich sehe, bist du doch nicht gar so glänzend informiert“, sagte er. Er nahm Hut und Stock und ging zur Tür.

„Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, Ratschläge zu erteilen, aber in diesem Falle möchte ich doch zu vollständiger Offenheit zwischen Vater und Tochter raten.“

Er schlüpfte hinaus und hatte die Tür hinter sich geschlossen, ehe der Millionär noch Zeit gefunden hatte, aufzuspringen.

Verflucht! Was meint er mit dieser Andeutung? fragte sich van Aldin.

Das Gefühl des Unbehagens kehrte verstärkt zurück. Hinter den Worten seines sauberen Schwiegersohnes steckte etwas, und van Aldin war entschlossen, unverzüglich in Erfahrung zu bringen, was das sei. Er hob den Telefonhörer ab und verlangte die Nummer seiner Tochter.

„Hallo, hallo, ist dort Mayfair 81-907? Ist Mrs. Kettering zu Hause? ... So, sie ist ausgegangen? ... Zum Lunch gegangen? ... Wann wird sie zurück sein? ... Das wissen

Sie nicht? Das genügt. Nein, es ist nichts auszurichten.“ Er legte den Hörer ärgerlich nieder.

Um zwei Uhr sollte Goby kommen. Van Aldin ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Um zehn Minuten nach zwei erschien der brauchbare Herr. „Nun?“ bellte ihn der Millionär an.

Aber der kleine Goby war nicht aus der Ruhe zu bringen. Er setzte sich gemächlich nieder, zog ein äußerst schäbiges Notizbuch hervor und begann mit eintöniger Stimme daraus vorzulesen. Der Millionär hörte aufmerksam zu. Seine Miene hellte sich zusehends auf. Endlich war Goby fertig und beobachtete scharf den Papierkorb.

„Hm“, brummte van Aldin. „Das ist ja ein ganz nettes Material. Der Prozeß ist schon gewonnen. Für die Zusammenkünfte im Hotel sind doch wohl ausreichende Beweise vorhanden?“

„Allerdings“, sagte Goby mit einem bösen Blick auf einen vergoldeten Lehnssessel.

„Er sitzt also vollkommen auf dem Trockenen. Er sucht sich überall Geld zu leihen, sagen Sie, und die Anwartschaft auf das Erbe im Falle des Todes seines Vaters ist schon überbelastet! Wenn sich die Nachricht von der bevorstehenden Scheidung herumspricht, kriegt er natürlich nirgendwo mehr einen Cent, und nicht nur das, die Forderungen kann man natürlich leicht aufkaufen. Damit haben wir ihn, Goby. Wir haben ihn wie in einem Schraubstock.“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es nur so krachte. Sein Gesicht drückte grimmigen Triumph aus.

„Wie es scheint“, sagte Goby mit seiner dünnen Stimme, „sind Sie von meiner Information befriedigt.“

„Ich muß sofort zu meiner Tochter“, sagte der Millionär.

„Ich danke Ihnen vielmals, Goby. Sie sind wirklich ein Mordskerl.“

Ein mattes Lächeln der Befriedigung überflog das Gesicht des kleinen Mannes.

„Danke, Mr. van Aldin. Man tut, was man kann.“

Van Aldin ging nicht direkt in die Wohnung seiner Tochter. Er begab sich zuerst in die City, wo er zwei Besprechungen hatte, dann fuhr er mit der Untergrundbahn nach der der Wohnung seiner Tochter nächstgelegenen Station. Als er die Curzon Street entlang ging, kam aus dem Hause Nr. 160 eine Gestalt auf ihn zu. Einen Augenblick dachte er, es sei Derek Kettering. Die Figur und die Größe waren ungefähr die seines Schwiegersohnes. Als er an dem andern vorüberging, merkte er jedoch, daß ihm der Mann fremd war. Das heißt – nicht eigentlich fremd; sein Gesicht erweckte in dem Millionär irgendwelche Erinnerungen, und bestimmt keine angenehmen. Er zerbrach sich den Kopf darüber, woher er den Mann wohl kenne. Er ging weiter und schüttelte ärgerlich den Kopf. Sollte sein Gedächtnis nachgelassen haben?

Ruth Kettering erwartete ihn bereits. Sie lief auf ihn zu und küßte ihn.

„Nun, Papa, wie steht unsere Sache?“

„Ausgezeichnet, Kind ... Aber ich habe ein paar Worte mit dir zu sprechen.“

Instinktiv spürte er, wie eine Änderung in ihr vorging. Ihr Gesicht bekam beinahe etwas Lauerndes. Sie nahm in dem großen Armsessel Platz.

„Und das wäre, Papa?“

„Ich habe heute vormittag mit deinem Mann gesprochen.“

„Du hast mit Derek gesprochen?“

„Jawohl. Er hat mir alles mögliche erzählt und war frech wie immer. Beim Weggehen sagte er etwas, das ich nicht richtig verstanden habe. Er riet mir, mich zu vergewissern, ob zwischen Vater und Tochter vollkommene Offenheit herrsche. Was meinte er damit?“

„Wie soll ich das wissen, Papa?“

„Ich glaube schon, daß du es weißt. Er sagte noch etwas anderes, etwa in der Art, daß er sich nicht um deine Freunde kümmere. Was wollte er damit sagen?“

„Das weiß ich nicht.“

Van Aldin setzte sich. Der grimmige Zug umspielte wieder seine Lippen.

„Schau her, Ruth. Ich habe keine Lust, mich von dem Kerl in eine Falle locken zu lassen. Der Bursche hat sicher etwas Böses im Sinn. Ich habe natürlich die Möglichkeit, ihn zum Schweigen zu bringen, wenn es sein muß; aber ich möchte wissen, ob ich solche Zwangsmaßnahmen anwenden muß. Was oder wen meinte er, als er von deinen Freunden sprach?“

Mrs. Kettering zuckte die Achseln.

„Gott, ich habe sehr viele Freunde, eine Menge Bekannte“, sagte sie unsicher. „Ich weiß wirklich nicht, worauf er abzielte.“

„Doch, du weißt es!“

Er sprach, wie er zu einem Gegner in geschäftlichen Dingen zu sprechen pflegte. „Ich will die Frage vereinfachen. Wer ist der Mann?“

„Welcher Mann?“

„Der Mann. Da will er doch hinaus. Irgendein bestimmter Mann, mit dem du sehr befreundet bist. Mach dir keine Sorgen, Ruth, ich weiß, daß nichts dabei ist, aber

wir müssen vor Gericht nach jeder Richtung hin gewappnet sein. Diese Rechtsverdreher können aus einem Floh einen Elefanten machen. Ich will wissen, wer der Mann ist und wie weit deine Freundschaft mit ihm geht.“

Ruth gab keine Antwort. Ihre Hände waren nervös ineinander verstrickt.

„Hab doch keine Angst vor deinem alten Vater, Liebling!“ sagte van Aldin weicher. „War ich damals in Paris zu streng gegen dich? – Verflucht, ich hab’s!“ Ein Gedanke durchzuckte ihn jäh. „Jetzt weiß ich, wer es war“, murmelte er. „Sein Gesicht kam mir gleich bekannt vor.“

„Wovon sprichst du, Papa, ich verstehe dich nicht.“

Der Millionär stand jetzt ganz nahe bei ihr und faßte sie beim Handgelenk.

„Sag mir die Wahrheit, Ruth. Bist du mit diesem Menschen wieder zusammengekommen?“

„Mit was für einem Menschen?“

„Du weißt, wen ich meine.“

„Du meinst“ – sie zögerte – „du meinst den Comte de la Roche?“

„Ein schöner Comte! Ich habe dir doch damals klar gemacht, daß der Kerl ein ganz gewöhnlicher Hochstapler ist. Du hast dich damals vor zehn Jahren viel zu tief mit ihm eingelassen. Aber Gott sei Dank ist es mir gelungen, dich noch rechtzeitig seinen Krallen zu entreißen.“

„Ja, es ist dir gelungen“, sagte Ruth bitter. „Und ich habe Derek Kettering geheiratet.“

„Aus freiem Willen“, betonte der Millionär.

Sie zuckte die Achseln.

„Und jetzt“, fuhr van Alden langsam fort, „kommst du also wieder mit ihm zusammen – trotz allem, was ich dir

gesagt habe. Er ist heute in diesem Hause gewesen. Ich bin ihm draußen begegnet.“

Ruth Kettering hatte ihre Beherrschung vollkommen wiedergefunden.

„Eines will ich dir sagen, Papa; du hast eine falsche Meinung von Armand – von dem Comte de la Roche, will ich sagen. Ja, ich weiß, daß er in seiner Jugend dumme Streiche gemacht hat. Er hat es mir selbst erzählt; aber – er hat mich geliebt. Daß du uns damals in Paris getrennt hast, hat ihm beinahe das Herz gebrochen. Und jetzt –“

Ein Ausruf der Entrüstung unterbrach ihre Worte.

„Du bist ihm also wieder auf den Leim gegangen? Du, meine Tochter! Gott im Himmel! Daß Frauen so verfluchte Närrinnen sein können.

6

MIRELLE

Derek Kettering war aus dem Appartement van Aldins mit solcher Beschleunigung entwichen, daß er mit einer Dame zusammenstieß, die gerade über den Korridor ging. Er bat um Verzeihung, die sie ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln gewährte. Ein paar schöne, graue Augen blieben in seinem Gedächtnis haften.

So ruhig er äußerlich geblieben war, so nahe war ihm im Grunde die Auseinandersetzung mit seinem Schwiegervater gegangen. Er aß allein und begab sich dann in die luxuriös ausgestattete Wohnung, deren Herrin die Tänzerin Mirelle war. Eine adrette französische Zofe

empfang ihn lächelnd.

„Treten Sie doch ein, Monsieur. Madame ruht nur ein wenig.“ Sie führte ihn in das Zimmer mit der orientalischen Einrichtung, das er so gut kannte. Mirelle lag auf dem Diwan, halb versteckt inmitten einer unglaublichen Anzahl Kissen in verschiedenen Bernsteintönen, die zu ihrem ockerfarbenen Teint ausgezeichnet paßten. Die Tänzerin war entzückend gebaut, und wenn ihr Gesicht unter seiner gelben Maske vielleicht ein wenig zu hager war, so hatte es doch einen bizarren und sehr persönlichen Reiz.

Kettering küßte sie und warf sich in einen Sessel.

„Du bist wohl eben erst aufgestanden, Kind?“ Die orangefarbenen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

„Nein“, antwortete die Tänzerin. „Ich habe gearbeitet.“ Sie wies mit ihrer langen, blassen Hand auf den Flügel, auf dem eine Menge Notenhefte in malerischem Durcheinander verstreut lagen.

„Ambrose ist hier gewesen. Er hat mir aus der neuen Oper vorgespielt.“

Kettering nickte, nicht sonderlich interessiert. Claude Ambrose und seine Oper „Peer Gynt“ waren ihm einigermaßen gleichgültig. Übrigens interessierte der Komponist und sein Werk auch Mirelle nur insofern, als die Rolle der Anitra außerordentliche Möglichkeiten bot.

„Ein wundervoller Tanz“, murmelte sie. „Ich werde die ganze Leidenschaft der Wüste hineinlegen. Ich werde über und über mit Juwelen besät sein, wenn ich ihn tanze. – Apropos Juwelen, *mon ami!* Ich habe gestern in der Bond Street eine Perle gesehen – eine schwarze Perle, berauschend!“

Sie hielt inne und sah ihn aufmunternd an.

„Liebes Kind“, sagte Kettering, „es ist gänzlich zwecklos, mit mir von schwarzen Perlen zu sprechen. In meiner Kasse herrscht vollkommene Ebbe.“

Sie setzte sich auf und schaute ihn mit großen schwarzen Augen an.

„Was sagst du da, Derek? Was ist denn passiert?“

„Mein verehrter Schwiegervater geht energisch daran, mir die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden.“

„Was du nicht sagst.“

„Mit anderen Worten: mein teures Weib will sich von mir scheiden lassen.“

„Wie albern“, meinte Mirelle, „wozu das?“

Derek Kettering grinste. „In erster Linie wegen dir, *cherie*.“

Mirelle zuckte die Achseln. „Wirklich zu dumm von ihr!“

„In der Tat“, stimmte ihr Derek bei, „ungemein dumm.“

„Und was gedenkst du dagegen zu tun?“

„Was kann ich dagegen tun, Mädchen meines Herzens? Auf der einen Seite der Mann mit den unbegrenzten Geldmitteln – er; auf der anderen Seite der Mann mit den unbegrenzten Schulden – ich. Da ist es wohl kaum fraglich, wer der Stärkere ist.“

„Diese Amerikaner sind doch unglaubliche Menschen“, meinte Mirelle. „Wenn deine Frau sich noch wenigstens etwas aus dir machen würde.“

„Nun“, sagte Derek, „etwas müssen wir trotzdem tun. Aber was?“

Sie sah ihn fragend an. Er näherte sich ihr und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

„Wirst du mich nicht verlassen, wenn die Gläubiger sich

wie Aasgeier auf mich stürzen werden? Ich hab dich verflucht gern, Mirelle. Wirst du mich verlassen?“

Sie entzog ihm ihre Hände.

„Du weißt, daß ich dich anbete, Derek.“

Ihre Stimme strafte freilich ihre Worte Lügen.

„Also so steht's mit uns“, sagte Derek langsam. „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.“

„Wie kannst du so etwas denken, Derek!“

„Raus damit!“ sagte er heftig. „Du wirst mich also über Bord werfen? Habe ich recht?“

Sie zuckte die Achseln. „Ich habe dich gern, *mon ami* – fast könnte ich sagen, ich liebe dich! Du bist wirklich reizend – *un beau garçon, mais ce n'est pas pratique*.“

„Du bist ein Luxusgeschöpf, ein Spielzeug reicher Männer. Das willst du doch damit sagen, nicht wahr?“

„Gott, wenn du es unbedingt so ausdrücken willst!“ Sie lehnte sich in die Kissen und legte ihren Kopf zurück.

„Ich schwöre dir, daß ich dich lieb habe.“

„Hör auf!“ Er ging zum Fenster und schaute eine Weile hinaus. Sein Rücken war der Tänzerin zugewandt. Mit einer schnellen Bewegung richtete sich Mirelle auf und sah ihn neugierig an.

„Worüber denkst du nach, *mon ami*?“

Er blickte sie über die Schulter hinweg an, mit einem verzerrten Lächeln, das in ihr ein Gefühl des Unbehagens hervorrief.

„Um die Wahrheit zu sagen, habe ich eben an eine Frau gedacht, meine Süße.“

„An eine Frau! Du denkst an eine andere Frau?“

„Keine Aufregung, es ist nur ein imaginäres Porträt. ‚Bildnis einer Dame mit grauen Augen.‘“

Mirelle fragte scharf:

„Wann bist du ihr begegnet?“

Derek Kettering lachte ironisch.

„Ich bin heute im Savoy-Hotel in sie hineingelaufen.“

„Nun, und was hat sie gesagt?“

„Wenn ich mich richtig erinnere, sagte ich ‚Ich bitte um Entschuldigung‘ und sie sagte ‚Nichts geschehen‘ oder so was ähnliches.“

„Und dann?“ Die Tänzerin ließ nicht locker.

„Und dann nichts – aus. Schluß.“

„Ich verstehe von alledem, was du mir da erzählst, kein Wort“, erklärte Mirelle.

„Bildnis einer Dame mit grauen Augen“, murmelte Derek nachdenklich „Hoffentlich begegne ich ihr nie wieder.“

„Warum nicht?“

„Sie könnte mir Unglück bringen. Die Frauen bringen mir nämlich meistens Unglück.“

Mirelle schlüpfte rasch vom Diwan herunter, kam zu ihm und legte einen ihrer langen, schlangengleichen Arme um seinen Hals.

„Du bist ein Esel, Derek!“ murmelte sie. „Du bist ein großer Esel. Du bist *un beau garçon* und ich mag dich furchtbar gern. Aber ich bin nicht dazu geschaffen, arm zu sein. Ich bin wirklich nicht dazu geschaffen. Also jetzt höre zu; die Sache ist doch höchst einfach. Du mußt dich mit deiner Frau versöhnen.“

„Sehr schön, aber praktisch nicht durchführbar“, sagte Derek trocken.

„Warum?“

„Mit van Aldin ist nicht zu spaßen. Wenn er sich einmal

etwas in den Kopf gesetzt hat, ist er nicht mehr davon abzubringen.“

„Ich habe von ihm gehört“, nickte die Tänzerin. „Er ist einer der reichsten Männer in Amerika, nicht wahr? Vor ein paar Tagen kaufte er in Paris den herrlichsten Rubin der Welt, das ‚Feuerherz‘.“

Kettering antwortete nicht. Die Tänzerin fuhr fort: „Ein wundervoller Stein – ein Stein, der einer Frau meiner Art gehören sollte. Ich könnte für Juwelen sterben. Wer so einen Rubin tragen könnte!“

Sie seufzte, wurde aber gleich wieder praktisch.

„Du verstehst von solchen Sachen nichts, Derek, du bist ja ein Mann. Van Aldin hat diese Rubine vermutlich seiner Tochter gegeben. Ist sie sein einziges Kind?“

„Wenn er einmal stirbt, wird sie also all sein Geld erben. Sie wird eine reiche Frau werden.“

„Sie ist schon jetzt eine reiche Frau. Bei ihrer Hochzeit hat er ein paar Millionen für sie angelegt.“

„Ein paar Millionen, das ist ja kolossal. Und wenn sie zum Beispiel eines Tages plötzlich sterben sollte, würdest du das alles erben?“

„Wie die Dinge heute stehen allerdings“, sagte Kettering langsam.

„Soviel ich weiß, hat sie kein Testament gemacht.“

„*Mon Dieu!*“ meinte die Tänzerin. „Was für eine herrliche Lösung das wäre!“

Es entstand eine kurze Pause. Dann lachte Kettering laut auf.

„Alle Achtung, Mirelle, du bist wirklich ein praktisches Geschöpf. Ich fürchte nur, daß dein Wunsch nicht in Erfüllung geht. Meine Frau erfreut sich einer beneidenswerten Gesundheit.“

„*Eh bien*“, sagte Mirelle, „es gibt doch Unfälle.“

Er sah sie scharf an, sprach aber kein Wort. Sie fuhr fort:

„Du hast recht, *mon ami*! An solch unwahrscheinliche Zufälle darf man nicht denken. Hörst du, mein kleiner Junge, von einer Scheidung darf natürlich gar keine Rede sein. Deine Frau muß die Idee aufgeben.“

„Und wenn sie sie nicht aufgibt?“

Die Augen der Tänzerin weiteten sich.

„Sie wird schon wollen. Sie ist eine von den Frauen, die den Skandal hassen. Es gibt ein paar kleine Geschichten, von denen sie sicher nicht möchte, daß ihre Bekannten sie in der Zeitung lesen.“

„Was meinst du damit?“ fragte Kettering scharf. Mirelle lachte mit zurückgeworfenem Kopf.

„*Parbleu*! Ich meine den Gentleman, der sich Comte de la Roche nennt. Ich kenne den Mann durch und durch. Vergiß nicht, daß ich Pariserin bin. Er war doch ihr Liebhaber, bevor sie dich geheiratet hat.“

Kettering packte sie bei den Schultern.

„Das ist eine verfluchte Lüge. Vergiß nicht, daß du trotz allem von meiner Frau sprichst!“

Mirelle schien etwas verwundert.

„Ihr Engländer seid komische Leute“, beklagte sie sich. „Übrigens – vielleicht hast du recht. Man sagt, daß die Amerikaner kalte Naturen sind, nicht wahr? Und doch *hat* sie ihn geliebt, bevor sie dich heiratete. Und dann griff ihr Vater ein und gab dem Comte einen Fußtritt. Das kleine Fräulein weinte manch bittere Träne, aber sie gehorchte. Jetzt sieht die Geschichte anders aus. Sie trifft ihn fast täglich, und am 14. fährt sie nach Paris, um dort mit ihm zusammen zu sein.“

„Woher weißt du das alles?“ fragte Kettering.

„Ich? Ich habe Freunde in Paris, mein lieber Derek, die den Comte genau kennen. Alles ist abgemacht. Offiziell fährt sie an die Riviera. Aber in Wirklichkeit trifft sie den Comte in Paris, und – wer weiß! Glaube mir, es ist alles abgemacht!“

Derek Kettering stand bewegungslos da.

„Siehst du“, sagte Mirelle sanft, „wenn du gescheit bist, kannst du sie *so* klein machen. Du kannst sie in eine sehr peinliche Situation bringen.“

„Um Himmels willen, schweig!“ schrie Kettering. „Halt deinen verfluchten Mund!“

Lachend warf sich Mirelle wieder auf den Diwan. Kettering nahm Hut und Mantel und verließ die Wohnung, die Tür heftig hinter sich zuschlagend. Drinnen saß die Tänzerin noch immer auf dem Diwan und lachte leise in sich hinein. Sie war mit ihrer Arbeit nicht unzufrieden.

7

DIE ABSCHRIFT

Als Catherine Grey am Frühstückstisch erschien, fand sie neben ihrem Teller zwei Briefe, von denen der eine eine Damenhandschrift trug, während der andere vielfach versiegelt war und einen höchst feierlichen und offiziellen Eindruck machte. Der Inhalt des ersten Briefes lautete:

„Liebe Miß Grey! Wir erlauben uns, Ihnen für die Dienste, die Sie meiner armen Cousine Emma geleistet haben, bestens zu danken. Ihr Tod ist ein schwerer Schlag für uns gewesen, obgleich uns natürlich bekannt war, daß sie seit einiger Zeit nicht mehr ganz bei Verstand war. Ich

höre, daß ihre testamentarischen Verfügungen ganz merkwürdiger Natur sind, und natürlich würde kein Gericht der Welt sie anerkennen. Ich zweifle nicht daran, daß Sie bei Ihrer großen Intelligenz diese Tatsache sofort erkannt haben. Wenn solche Sachen privat erledigt werden können, ist es natürlich viel besser, sagt mein Gatte. Es würde uns ein Vergnügen sein, Sie für einen ähnlichen Posten auf das wärmste zu empfehlen, und wir hoffen, daß Sie ein kleines Geschenk nicht ablehnen werden. Mit besten Grüßen Ihre ergebene

Mary Anne Harfield.“

Katherine Grey lächelte amüsiert, als sie den Brief zu Ende gelesen hatte. Dann nahm sie das zweite Schreiben zur Hand. Nachdem sie es überflogen hatte, legte sie es auf den Tisch und schaute ernst vor sich hin. Einem Zuschauer wäre es wohl schwer geworden, sich Klarheit darüber zu verschaffen, was für Gefühle sich hinter diesem ruhigen, nachdenklichen Blick verbargen.

Katherine Grey war dreiunddreißig. Sie stammte aus guter Familie, aber ihr Vater hatte sein ganzes Vermögen verloren, und Katherine mußte sich seit frühester Jugend ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Sie war dreiundzwanzig gewesen, als sie bei der alten Mrs. Harfield als Gesellschafterin eintrat.

Es war allgemein bekannt, daß die alte Mrs. Harfield „eigen“ war. Ihre Gesellschafterinnen kamen und gingen mit auffallender Geschwindigkeit. Sie kamen alle voller Hoffnung und gingen gewöhnlich mit Tränen weg. Seit dem Tage aber, an dem Katherine Grey im Landhäuschen der alten Dame erschienen war, herrschte eitel Friede und Sonnenschein. Man sagt, daß man zur Schlangenbändigerin geboren sein muß. Katherine Grey

hatte die Gabe, alte Damen, Hunde und kleine Jungen wunderbar behandeln zu können.

Mit dreiundzwanzig war sie ein ruhiges Mädchen mit schönen Augen gewesen. Mit dreiunddreißig war sie eine ruhige Frau mit denselben grauen Augen, die mit fröhlichem Gleichmut, den nichts erschüttern konnte, in die Welt blickten. Außerdem war sie mit Sinn für Humor auf die Welt gekommen und hatte sich ihn glücklicherweise bewahrt.

Sie saß noch beim Frühstück, als die Türglocke klingelte. Gleich darauf meldete das Dienstmädchen Dr. Harrison an.

Der große, energische Landarzt begrüßte sie mit einem kräftigen Händedruck.

„Guten Morgen, Miß Grey!“

„Guten Morgen, Dr. Harrison!“

„Ich überfalle Sie so früh“, begann der Doktor, „weil ich annehme, daß sich die zärtlichen Verwandten, die Harfields, gemeldet haben. Diese Mrs. Harfield ist eine ausgesprochene Giftschlange.“

Wortlos reichte Katherine ihm Mrs. Harfields Brief. Amüsiert lauschte sie dem wütenden Gebrumm, mit dem der Arzt die Lektüre begleitete.

„Eine ausgesprochene Schweinerei!“ rief er aus, den Brief auf den Tisch werfend. „Lassen Sie sich von dieser Gesellschaft nur nicht bange machen, Kind! Alles lauter Blödsinn. Die alte Dame war genau so bei Verstand wie Sie und ich. Was sie da vom Gericht schreibt, ist ganz einfach Bluff. Lassen Sie sich von den Herrschaften bloß nicht einseifen, und machen Sie sich keine Skrupel darüber, ob Sie die Erbschaft annehmen dürfen.“

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich gar nicht

daran gedacht habe, Skrupel zu haben. Diese Leute sind ganz entfernte Verwandte von Mrs. Harfields verstorbenem Mann, und solange sie lebte, haben sie sich nie um sie gekümmert.“

„Sie sind eine vernünftige Person“, sagte der Doktor. „Ich weiß es besser als irgend jemand, daß Sie es in den letzten zehn Jahren nicht leicht gehabt haben. Sie haben vollen Anspruch auf die Ersparnisse der alten Dame.“

Katherine lächelte nachdenklich.

„Sagen Sie mal, Doktor, haben Sie eine Ahnung, um welchen Betrag es sich handeln kann?“

„Na, ich denke, die Zinsen werden wohl ungefähr 500 Pfund ausmachen.“

Katherine nickte.

„Das hatte ich mir auch gedacht“, sagte sie. „Jetzt lesen Sie mal das hier.“

Sie reichte ihm den Brief, den sie dem feierlichen Umschlag entnommen hatte.

Der Doktor las ihn und stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

„Unmöglich“, murmelte er, „unmöglich.“

„Sie war eine Stammaktionärin von Courtaulds, dem Kunstseidenkonzern, der eine so gigantische Entwicklung durchgemacht hat. Vor vierzig Jahren muß sie ein Einkommen von 8000 bis 10000 Pfund pro Jahr gehabt haben. Soviel ich weiß, hat sie nie mehr als ein paar hundert verbraucht. Sie wissen ja, wie sparsam sie war. Ich hatte immer geglaubt, daß sie auf jeden Groschen schauen müsse.“

„Und all die Zeit hindurch ist das Vermögen ununterbrochen angewachsen. Mein liebes Kind, Sie werden eine sehr reiche Frau.“

„Ja“, bestätigte Katherine, „das werde ich.“

„Meine herzlichsten Glückwünsche!“ sagte der Doktor. „Und machen Sie sich bloß keine Sorgen wegen dieser verfluchten Erbschleicherin.“

Aber Miß Grey war duldsam. „Eigentlich finde ich ihre Handlungsweise ganz begreiflich.“

„Manchmal kenne ich mich in Ihnen nicht aus.“ Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

„Was Sie alles ganz ‚begreiflich‘ finden!“

Katherine Grey lachte nur.

Beim Mittagessen erzählte Dr. Harrison seiner Frau die große Neuigkeit. Sie war sehr aufgeregt darüber.

„Also Mrs. Harfield war eine steinreiche Frau, und kein Mensch hatte eine Ahnung davon. Ich freue mich, daß sie ihr Geld Miß Grey hinterlassen hat. Das Mädchen ist eine Heilige.“

Der Doktor schnitt eine kleine Grimasse.

„Den Umgang mit Heiligen stelle ich mir ziemlich unangenehm vor. Katherine ist viel zu menschlich, um heilig zu sein.“

„Sie ist eine Heilige mit Sinn für Humor“, meinte seine Frau, „und – falls dir das nie aufgefallen sein sollte – sie ist ungewöhnlich hübsch.“

Es stellte sich heraus, daß es dem Doktor wirklich nie aufgefallen war. „Nun ja, sie hat ganz hübsche Augen.“

„O ihr Männer! Ihr seht aber auch gar nichts. Katherine wäre geradezu eine Schönheit, wenn sie sich ein wenig besser anziehen würde.“

„Und ich finde, sie zieht sich sogar ganz nett an.“

Um drei Uhr nachmittags suchte die Frau Doktor

Katherine auf.

„Ich freue mich ja so für Sie, Kind!“ sagte sie warm. „Und das ganze Dorf wird sich sicher mit mir freuen. Aber sagen Sie doch, was haben Sie für Pläne?“

„Eigentlich noch gar keine.“

„Sie bleiben doch nicht am Ende hier?“

„Nein, ich gedenke zu reisen. Ich habe noch so wenig von der Welt gesehen.“

„Das glaube ich. Sie sind doch zehn Jahre hier eingesperrt gewesen und haben kaum einmal einen freien Tag gehabt.“

„Um die Wahrheit zu sagen, möchte ich – wie soll ich mich ausdrücken – etwas erleben. Das heißt, weniger ich persönlich, über ich möchte irgendwo sein, wo etwas vorgeht, wo sich aufregende Dinge ereignen, auch wenn ich nur zuschauen darf. Hier in St. Mary Mead passiert doch nie etwas.“

„Da haben Sie recht“, stimmte die Frau Doktor bei.

„Zuerst fahre ich nach London“, sagte Katherine. „Ich muß mit dem Advokaten sprechen. Dann werde ich wahrscheinlich ins Ausland gehen. Vorher allerdings –“

„Nun?“

„– brauche ich etwas zum Anziehen.“

„Sehen Sie, das war das erste, was ich meinem Mann gesagt habe. Wissen Sie, Katherine, daß Sie geradezu schön sein könnten, wenn Sie sich ein bißchen Mühe geben würden?“

„Eine Schönheit werden Sie wohl nicht aus mir fabrizieren können“, rief Katherine lachend. „Natürlich freue ich mich darauf, ein paar wirklich gute Kleider zu bekommen. Aber ich bemerke, daß ich die ganze Zeit nur von mir spreche.“

„Das muß allerdings etwas ganz Neues für Sie sein“, sagte Frau Dr. Harrison trocken.

Später am Tage verabschiedete sich Katherine von der alten Miß Viner. Diese war zwei Jahre älter als Mrs. Harfield und betrachtete es als einen persönlichen Triumph, ihre Freundin überlebt zu haben.

„Aber ich habe es der guten Jane ja immer gesagt: Wenn man zu jeder Mahlzeit ein Gläschen trinkt, wird man hundert Jahre alt. Wenn die liebe Jane keine Abstinenzlerin gewesen wäre, würde sie heute noch leben.“

Die alte Dame hielt inne und nickte triumphierend. Dann fiel ihr plötzlich etwas ein.

„Also Sie kriegen jetzt eine Menge Geld, meine Liebe, schön, schön! Passen Sie nur auf, daß man es Ihnen nicht klaut. Heiraten werden Sie ja wohl nicht mehr? Wie alt sind Sie denn eigentlich?“

„Dreiunddreißig.“

„Nicht einmal gar so arg. Aber immerhin nicht mehr ganz von heute ...“

„Daran läßt sich wohl nichts ändern“, sagte Katherine belustigt.

„Eigentlich sind Sie ein sehr nettes Mädchen“, meinte das alte Fräulein freundlich. „Mancher Mann wäre gar nicht schlecht beraten, Sie zur Frau zu nehmen, statt eines dieser leichtsinnigen Dinger, wie sie heute herumlaufen und ihre Beine herzeigen, bis es weiter nicht mehr geht. Adieu, mein Kind, vergessen Sie mich nicht ganz.“

Auf dem Bahnhof war das halbe Dorf versammelt, um sich von ihr zu verabschieden. Alice, das kleine Dienstmädchen, weinte bittere Tränen.

„Solche wie die gibt's nicht viele“, schluchzte sie, als

der Zug endlich abgefahren war. „Damals, als Charlie mich verlassen wollte, wegen dem Mädels aus der Meierei, ist sie so lieb zu mir gewesen, es ist gar nicht zu sagen. Mit dem Reinemachen hat sie es ja mächtig genau genommen, aber sie hat es auch immer gleich bemerkt, wenn man sich besonders angestrengt hat. Ich würde für sie durchs Feuer gehen! Eine richtige Dame ist sie, jawohl, das ist sie.“

Dies war der Abschied Katherines von St. Mary Mead.

8

LADY TAMPLIN SCHREIBT EINEN BRIEF

Lady Tamplin legte die Pariser Ausgabe des *Daily Mail* nieder und schaute nachdenklich auf die blauen Fluten des Mittelmeeres hinaus. Der goldfarbene Mimosenzweig über ihrem Kopf bildete einen wirkungsvollen Hintergrund für ein reizendes Bild. Eine goldhaarige, blauäugige Dame in einem sehr kleidsamen Neglige. Das goldene Haar war vielleicht nicht immer golden gewesen, aber die blauen Augen waren entschieden echt. Und mit vierundzwanzig konnte Lady Tamplin noch immer für eine Schönheit gelten.

Übrigens dachte Lady Tamplin in diesem Augenblick ausnahmsweise nicht an sich selbst, oder wenigstens nicht an ihr Aussehen. Sie kämpfte mit einem schweren Problem.

Lady Tamplin war eine bekannte Erscheinung an der Riviera, und ihre Gesellschaft in der Villa Marguerite war mit Recht berühmt. Sie war eine Frau von beträchtlicher

Lebenserfahrung und hatte vier Männer gehabt. Der erste war lediglich ein Irrtum gewesen, und sie sprach nicht gerne von ihm. Er war gescheit genug gewesen, mit aner kennenswerter Geschwindigkeit zu sterben, und seine Witwe heiratete darauf einen reichen Knopffabrikanten. Auch dieser hatte nach drei Jahren Eheleben ein besseres Jenseits aufgesucht, wie man sagt – nach einem etwas allzu lustigen Abend mit seinen Trinkkumpanen. Ihr nächster Gatte, Lord Tamplin, hatte die schöne Frau in jene gesellschaftliche Sphäre emporgehoben, die von jeher ihr Ziel gewesen war. Sie behielt ihren Titel bei, als sie zum vierten Male heiratete. Ihr vierter Gatte war der erste, den sie zum Vergnügen geheiratet hatte. Mr. Charles Evans war ein außerordentlich hübscher junger Mann, siebenundzwanzig Jahre alt, von reizendem Wesen, ein leidenschaftlicher Liebhaber aller kostspieligen Sportarten und überhaupt aller schönen Dinge des Lebens. Außerdem hatte er keinen Heller.

Lady Tamplin war im allgemeinen mit ihrem Dasein sehr zu frieden, nur hie und da meldeten sich nicht allzu ernst zu nehmende Geldsorgen. Der Knopffabrikant hatte seiner Witwe ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, aber sie hatte nicht eben mit Glück an der Börse spekuliert, und die Extravaganzen des seligen Lord Tamplin hatten viel Geld gekostet. Sie lebte noch immer in angenehmen Vermögensverhältnissen, aber „angenehme Vermögensverhältnisse“ konnten einer Frau von ihren Ansprüchen an das Leben nicht genügen.

Als sie daher an diesem Januarmorgen eine gewisse Notiz in der Zeitung gelesen hatte, öffnete sie ihre blauen Augen außerordentlich weit und begann nachzudenken. Neben ihr saß ihre Tochter Lenox Tamplin, die insofern ein Dorn im Auge ihrer schönen Mama war, als sie taktlos genug war, bereits achtzehn Jahre alt zu sein und Lady

Tamplin auch nicht den Gefallen tat, jünger auszusehen. Lenox verfügte über einen sarkastischen Humor, der nichts und niemanden schonte.

„Liebling“, sagte Lady Tamplin, „sieh nur –“

„Was gibt’s denn?“

Lady Tamplin wies aufgeregt auf die Notiz, die sie so interessiert hatte.

Lenox überflog den Artikel, ohne die Erregung ihrer Mutter zu teilen.

„Und wenn schon! So was passiert doch ununterbrochen. Alte Damen, die sich nicht satt essen und in abgelegenen Dörfern wohnen, pflegen gewöhnlich ihren ergebenen Gesellschafterinnen ein paar Millionen zu hinterlassen.“

„Vielleicht ist übrigens das Vermögen gar nicht so groß, wie es heißt. Die Zeitungen sind so unzuverlässig. Aber selbst wenn man die Hälfte abzieht –“

„Uns hat sie es doch nicht hinterlassen“, sagte Lenox.

„Natürlich nicht, Kind. Aber dieses Mädel, diese Katherine Grey, ist eigentlich eine Cousine von mir. Stell dir nur vor! Und ich frage mich –“

„Was für uns dabei zu holen ist“, beendete Lenox den von ihrer Mutter angefangenen Satz.

Lady Tamplin warf ihrer Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu. Lenox hatte die schlechte Eigenschaft, alle Dinge beim rechten Namen zu nennen.

„Ich frage mich“, begann sie geduldig aufs neue, ihre künstlerisch gezeichneten Augenbrauen zusammenziehend, „ob – o guten Morgen, Chubby, mein Liebling. Gehst du Tennis spielen? Wie nett.“

Chubby – dies war Lady Tamplins Kosenamen für ihren Gatten – blickte sie freundlich an, murmelte leichthin: „Wie blendend du aussiehst“, und verschwand eilig über

die Stiege der Veranda.

„Der liebe Junge“, sagte Lady Tamplin, ihrem Gatten zärtlich nachblickend – „aber was wollte ich nur sagen? Ja, richtig –“ sie schaltete ihre Gedanken wieder auf das Geschäftliche um – „ich frage mich nur –“

„Nun sag doch endlich einmal, Mama, was du dich fragst!“

„Nun denn, mein Kind. Ich frage mich, ob es nicht sehr nett wäre, wenn ich der lieben Katherine vorschlagen würde, uns hier zu besuchen. Sie wird doch sicher den Wunsch haben, in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Es muß viel angenehmer für sie sein, wenn ich das besorge, und nicht fremde Leute. Ein Vorteil für sie und ein Vorteil für uns.“

„Wieviel glaubst du aus ihr herauspressen zu können?“ fragte Lenox.

Ihre Mutter sah sie strafend an und murmelte:

„Natürlich müßte irgendeine finanzielle Abmachung getroffen werden. Du weißt doch – die Börsenverluste – dein armer Vater –“

„Und jetzt Chubby. Er ist auch ein teures Vergnügen.“

„Soweit ich mich erinnere, war sie früher ein nettes Mädchen“, murmelte Lady Tamplin, ihren eigenen Gedanken nachhängend. „Ruhig, bescheiden, keine Schönheit, und sie ist nie den Männern nachgelaufen.“

„Du meinst also, sie wird Chubby nicht gefährlich werden?“

Lady Tamplin war gekränkt. „Chubby würde niemals –“

„Nein“, sagte Lenox, „das glaube ich selbst nicht. Er weiß sehr genau, was er an dir hat. Unter anderem finanziell.“

„Liebling, du drückst alles so derb aus.“

„Entschuldige“, sagte Lenox. Lady Tamplin raffte den *Daily Mail*, ihr Neglige, ihre Handtasche und verschiedene andere Gegenstände zusammen. „Ich werde der lieben Katherine sofort schreiben und sie an die schönen alten Zeiten in Edgeworth erinnern.“

Sie lief in das Haus, ihre Augen blickten entschlossen.

Katherine erhielt den vier Seiten langen Brief am Morgen ihres Eintreffens in London. Sie steckte ihn in ihr Händtäschchen und begab sich auf den Weg zu Mrs. Harfields langjährigem Rechtsanwalt und Vermögensverwalter.

Der Advokat empfing sie mit väterlichem Wohlwollen, und nach Besprechung einiger Formalitäten übergab ihm Katherine den Brief, den sie von den Verwandten der Verstorbenen erhalten hatte.

Der Rechtsanwalt las das Schreiben durch und lächelte.

„Ein recht plumper Versuch, Miß Grey. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß diese Leute nicht den geringsten Anspruch auf das Testament haben und es vollkommen rechtsgültig ist.“

„Das habe ich mir gedacht.“

„Wie dumm die Menschen manchmal sind. An Stelle dieser Leute hätte ich viel eher an Ihren Großmut appelliert.“

„Darüber wollte ich eben mit Ihnen sprechen. Ich möchte den Verwandten der Verstorbenen eine gewisse Summe zukommen lassen.“

„Sie haben keinerlei Verpflichtungen hierzu.“

„Das weiß ich.“

„Außerdem würden sie es auch falsch auffassen – als eine Art Schuldbewußtsein. Nehmen würden Sie das Geld

natürlich. Aber nachher würden sie erst recht über Sie herfallen.“

„Das weiß ich alles, und trotzdem möchte ich bei meinem Entschluß bleiben. Es macht mir ganz einfach Spaß. Schließlich waren sie ja doch Mrs. Harfields einzige Verwandte, wenn sie sich auch zu ihren Lebzeiten um die ‚arme Angehörige‘ nie gekümmert haben. Ich möchte nicht, daß sie ganz leer ausgehen.“

Sie gab die nötigen Weisungen, so sehr ihr der Rechtsanwalt abriet, und als sie ein wenig später durch die Straßen Londons ging, verspürte sie das angenehme Gefühl, nach Herzenslust Geld ausgeben und Pläne für die Zukunft schmieden zu können. Ihr erster Besuch galt einer großen Schneiderin.

Eine schlanke, ältliche Französin, die aussah wie eine Herzogin, empfing sie, und Katherine sagte ein wenig naiv: „Ich möchte mich ganz in Ihre Hände geben. Mein ganzes Leben lang bin ich arm gewesen und verstehe absolut nichts von Kleidern. Jetzt habe ich ein bißchen Geld und möchte mich wirklich gut anziehen.“

Die Französin war entzückt. Die Künstlerin in ihr war gerade vor einer Stunde von einer argentinischen Fleischkönigin, die die unmöglichsten Toiletten für sich ausgesucht hatte, auf das gröblichste verletzt worden. Sie prüfte Katherine mit dem scharfen Auge der Kennerin.

„Gewiß, gewiß, es wird mir ein Vergnügen sein; Mademoiselle hat eine ausgezeichnete Figur. Ich empfehle Ihnen die einfache Linie. Mademoiselle ist *tres Anglaise*. Manche Leute würden das dummerweise als eine Beleidigung auffassen. Und doch – *une belle Anglaise* – es gibt auf der Welt nichts Stilvolleres.“

Die Herzogin verwandelte sich im Nu in eine umsichtige Geschäftsfrau. Sie sprudelte ihre Weisungen an die

Mannequins nur so heraus.

„Clothilde, Virginie, rasch, meine Kleinen, das kleine *tailleur gris clair* und die *robe de soire d'automne*. Marcelle, mein Kind, das mimosenfarbene *Crepe de Chine-Complet*.“

Er war ein entzückender Vormittag. Marcelle, Clothilde, Virginie glitten langsam vorbei, gelangweilt und hochmütig. Die Herzogin stand neben Katherine und machte Notizen in ein kleines Buch.

„Eine ausgezeichnete Wahl, Mademoiselle, Mademoiselle hat Geschmack. Mademoiselle kann für die Riviera, wo Mademoiselle doch sicher den Winter verbringt, nichts Geeigneteres wählen.“

„Lassen Sie mich das mauve Abendkleid noch einmal sehen“, sagte Katherine. Virginie schwebte neuerdings an ihnen vorbei.

„Das ist das hübscheste von allen“, sagte Katherine. „Wie haben Sie es doch gleich genannt?“

„*Soupir d'automne*, ja, ja, das ist *das* Kleid für Mademoiselle.“

Warum kamen diese Worte Katherine wieder ins Gedächtnis zurück, als sie den Salon verlassen hatte? Und warum konnte sie sich dabei eines leisen Gefühles der Melancholie nicht erwehren?

„*Soupir d'automne*, das ist *das* Kleid für Mademoiselle.“ Ja, der Herbst war für sie gekommen. Frühling und Sommer hatte sie niemals kennengelernt, und sie würde sie auch niemals kennenlernen. Sie hatte etwas verloren, das ihr niemand zurückgeben konnte. Zehn Jahre Knechtschaft in St. Mary Mead – und draußen war inzwischen das Leben vorbeigehuscht.

„Ich bin wirklich eine Närrin“, sagte Katherine. „Was

will ich denn eigentlich? Wahrhaftig, ich glaube, ich war vor einem Monat zufriedener als jetzt.“

Sie entnahm ihrer Handtasche den Brief, den sie am Morgen von Lady Tamplin erhalten hatte. Katherine war nicht dumm. Sie verstand sehr wohl, was zwischen den Zeilen dieses Briefes geschrieben stand, und sie machte sich keine Illusionen über die plötzliche Zuneigung zu ihr, die Lady Tamplin ergriffen hatte. Ihre Cousine lud sie nicht zum Vergnügen ein, sondern aus materiellen Gründen. Warum nicht! Auch für Katherine war das Arrangement vorteilhaft. „Ich werde annehmen“, sagte Katherine.

Der Mann vor ihr drehte sich plötzlich um, und sie trat an die Stelle. Sie bestellte ihre Fahrkarte, aber gleichzeitig beschäftigte sie ein anderer Gedanke. Das Gesicht dieses Mannes – irgendwie kam es ihr bekannt vor. Wo hatte sie ihn nur gesehen? Plötzlich erinnerte sie sich. Es war im Korridor des Savoyhotels gewesen. Sie war mit ihm zusammengestoßen. Ein merkwürdiger Zufall, daß sie ihm zweimal am gleichen Tag begegnete. Sie warf einen Blick nach rückwärts; ein Gefühl des Unbehagens ergriff sie, ohne daß sie eigentlich wußte, weshalb. Der Mann stand bei der Tür und schaute sie an. Ein Schauer überlief Katherine; eine Ahnung tragischen Geschehens bemächtigte sich ihrer ...

Sie schüttelte den Eindruck mit ihrer gewohnten Energie ab und wandte ihre ganze Aufmerksamkeit den Worten des sie bedienenden Angestellten zu.

EIN ANGEBOT WIRD ZURÜCKGEWIESEN

Derek Kettering ließ sich selten von Stimmungen unterkriegen. Seine lächelnde Unbekümmertheit hatte ihm schon aus mancher schwierigen Situation geholfen. Auch nachdem er Mirelles Wohnung verlassen hatte, war er sofort wieder ganz er selbst: kühl und sorglos. Kühle Überlegung tat ihm jetzt bitter not. Die Situation, in der er sich befand, war die schwierigste seines Lebens, und unvorhergesehene Faktoren waren aufgetaucht, denen gegenüber er sich vorläufig nicht zu helfen wußte.

In tiefe Gedanken versunken schlenderte er dahin. Mancherlei Möglichkeiten schossen ihm durch den Kopf. Derek Kettering war nicht so dumm. Es gab wohl verschiedene Wege, die ihn aus seiner peinlichen Lage herausführen konnten, aber bei reiflicher Überlegung erschien ihm nur einer gangbar. Bei gefährlichen Krankheiten darf man nicht davor zurückschrecken, gefährliche Mittel anzuwenden. Er kannte seinen Schwiegervater. Der Ausgang eines Kampfes zwischen Derek Kettering und Rufus van Aldin konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Als Derek an Cook vorüberging, verlangsamte er seine Schritte, aber er ging vorüber. Noch überlegte er. Dann kehrte er mit plötzlichem Entschluß um, und diesmal ging er an dem Reisebüro nicht vorbei, sondern trat ein. Das Büro war beinahe leer, und er wurde sofort bedient.

„Ich möchte nächste Woche nach Nizza fahren.“

„An welchem Tag bitte?“

„Am vierzehnten. Welches ist der beste Zug?“

„Der beste Zug ist natürlich der ‚Blaue Expresß‘. Man vermeidet auf diese Weise die langweiligen Zollformalitäten in Calais.“

Derek nickte. Natürlich wußte er das alles.

„Am vierzehnten“, murmelte der Angestellte. „Das ist ziemlich früh. Der ‚Blaue Expresß‘ ist immer auf viele Tage hinaus ausverkauft.“

„Sehen Sie bitte nach, ob ein Schlafcoupe frei ist“, sagte Derek. „Sollte das nicht der Fall sein –“, er ließ den Satz unbeendet und lächelte sonderbar.

Der Beamte verschwand auf einige Minuten und kehrte dann zurück.

„Geht in Ordnung, Sir. Drei Coupes sind noch frei. Ich kann Ihnen eines reservieren. Auf welchen Namen bitte?“

„Pavett“, sagte Derek. Er gab seine richtige Adresse an.

Der Angestellte wandte sich einer bereits wartenden Dame zu.

„Ich möchte am vierzehnten nach Nizza fahren. Ich glaube, es gibt einen Zug, den man den ‚Blauen Expresß‘ nennt.“

Derek wandte sich jäh um. Ein Zufall – ein seltsamer Zufall. Die Worte, die er halb scherzend zu Mirelle gesprochen hatte, kamen ihm wieder in den Sinn. „Bildnis einer Dame mit grauen Augen.“ „Ich werde sie wohl niemals wiedersehen.“ Und jetzt *hatte* er sie wiedergesehen, mehr als das, sie würde am gleichen Tag wie er an die Riviera fahren.

Dieser seltsame Zufall berührte ihn eigentlich; auf seine Art war er abergläubisch. Er hatte lachend gesagt, daß diese Frau ihm vielleicht Unglück bringen würde. Wenn das nun einträte? Bei der Tür schaute er sich nach ihr um. Sie war eine Dame – eine wirkliche Dame. Nicht

besonders jung, nicht besonders hübsch. Mit grauen Augen, die so aussahen, als ob sie sehr scharf zu sehen verstünden. Er hatte fast ein wenig Angst vor dieser Frau. Etwas von einem Fatalisten steckte in ihm.

Er ging in seine nahegelegene Wohnung zurück und läutete seinem Diener.

„Lösen Sie diesen Scheck hier morgen in aller Frühe ein, Pavett, gehen Sie damit zu Cook und holen Sie mir die Fahrkarte, die ich dort auf Ihren Namen bestellt habe.“

„Sehr wohl, Sir.“

Pavett verschwand.

Derek ging zu seinem Schreibtisch und sah die dort liegende Post durch. Er kannte diese Art von Briefen nur zu gut. Kleine und große Rechnungen und Mahnschreiben! Der Ton der Mahnungen war noch höflich. Derek wußte, wie rasch dieser höfliche Ton sich ändern würde, wenn – nun, wenn eine gewisse Neuigkeit bekannt würde.

Unmutig warf er sich in einen Klubsessel. Er befand sich in einer verflucht verzwickten Lage. Und die Auswege aus dieser Lage hatten nichts Verlockendes an sich.

Pavett erschien, diskret hustend.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Sir, ein Major Knighton.“

„Knighton?“ Derek richtete sich auf, runzelte die Stirn und gab sich einen Ruck. „Knighton? Was hat dies wieder zu bedeuten?“

„Soll ich den Herrn hereinführen, Sir?“

Derek nickte. Als Knighton eintrat, fand er Kettering liebenswürdig und anscheinend in bester Laune.

„Sehr nett von Ihnen, daß Sie mich aufsuchen“, sagte er.

Knighton war nervös. Die scharfen Augen Dereks

bemerkten es sofort. Der Auftrag, den der Sekretär auszuführen hatte, war ihm zweifellos peinlich. Er antwortete mechanisch auf Dereks leicht dahinfließendes Geplauder. Einen ihm angebotenen Likör lehnte er ab, und sein Benehmen wurde immer steifer und förmlicher. Derek schien das endlich zu bemerken.

„Also“, sagte er gutgelaunt. „Was hat mein verehrter Schwiegervater mit mir vor? Sie kommen doch offenbar in seinem Auftrag?“

„In der Tat“, antwortete Knighton ernst. „Es wäre mir lieber gewesen, wenn Mr. van Aldin jemanden andern damit betraut hätte.“

„So arg ist es? Ich kann versichern, daß ich eine dicke Haut habe.“

Knighton räusperte sich.

„Ich bin beauftragt, Ihnen ein bindendes Angebot Mr. van Aldins zu machen.“

„Ein Angebot?“ Einen Augenblick lang konnte Derek seine Überraschung nicht verbergen. Aber er hatte sich gleich wieder in der Gewalt, bot Knighton eine Zigarette an, und nachdem er sich selbst auch eine angezündet hatte, murmelte er in seinem gewohnten, ironischen Ton:

„Ein Angebot? Das ist ja direkt interessant.“

„Soll ich fortfahren?“

„Bitte! Ich habe das Gefühl, daß mein lieber Schwiegervater seit seiner Unterredung von heute morgen ein bißchen vom hohen Roß herabgestiegen ist. Vielleicht hat er eingesehen, daß seine Position doch nicht ganz so stark ist, wie er glaubte.“

Knighton fuhr ruhig fort:

„Die Sache ist ganz einfach die: wie Sie wissen, ist Mrs. Kettering im Begriff, die Scheidungsklage gegen Sie

anzustrengen. Im Falle Sie der Klage keinen Widerstand entgegensetzen, werden Sie am Tage, an dem die Scheidung ausgesprochen wird, den Betrag von Hunderttausend erhalten.“

Derek ließ das Streichholz, mit dem er seine Zigarette angezündet hatte, jäh zu Boden fallen.

„Hunderttausend! Dollar?“

„Pfund.“

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen. Kettering dachte mit zusammengezogenen Augenbrauen nach. Hunderttausend Pfund! Das bedeutete für ihn und Mirelle die ungestörte Fortsetzung ihres sorgenfreien Lebens. Es bedeutete ferner, daß van Aldin etwas wußte. Umsonst zahlte der nicht! Derek stand auf und lehnte sich an den Kamin.

„Und wenn ich dieses großzügige Angebot nicht annehme?“ fragte er mit kalter, ironischer Höflichkeit.

„Ich kann Ihnen versichern, Mr. Kettering“, sagte Knighton ernst, „daß es mir außerordentlich peinlich ist, daß man mich in dieser Sache hierhergeschickt hat.“

„Machen Sie sich nichts draus. Sie können ja nichts dafür. Also bitte – ich habe eine Frage an Sie gerichtet und ersuche Sie um eine Antwort darauf.“

Knighton war jetzt auch aufgestanden. Nicht ohne Anstrengung sagte er:

„Mr. van Aldin hat mich beauftragt, Ihnen klipp und klar zu sagen, daß er Sie zu vernichten gedenkt, wenn Sie seinen Antrag nicht annehmen.“

Kettering verlor seine Ruhe nicht. Beinahe belustigt sagte er:

„So, so, ich zweifle auch gar nicht daran, daß er seine Drohung wahrmachen kann. Mit Geld kann man

heutzutage alles. Hunderttausend Pfund! Wenn man schon eine Erpressung begeht, soll man sie gleich in großem Stil begehen. Und wenn ich mich nun bereit erklären würde, für *Zweihunderttausend* Pfund seinen Antrag anzunehmen, was dann?“

„Dann würde ich diesen Gegenvorschlag meinem Auftraggeber unterbreiten“, entgegnete Knighton unbewegt. „Darf ich das als Ihre Antwort auffassen?“

„Nein“, antwortete Derek. „Komischerweise dürfen Sie das nicht. Sagen Sie meinem Schwiegervater, er möge sich mitsamt seinem Bestechungsgeld zum Teufel scheren. Ist das klar?“

„Vollkommen“, sagte Knighton. Er stand auf, zögerte einen Augenblick und fügte dann leicht errötend hinzu: „Wenn Sie mir die Bemerkung erlauben wollen, Mr. Kettering: ich freue mich darüber, daß Ihre Antwort so ausgefallen ist und nicht anders.“

Derek gab keine Antwort. Nachdem der andere das Zimmer verlassen hatte, blieb er noch eine Zeitlang nachdenklich beim Kamin stehen. Ein rätselhaftes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Das wäre also erledigt“, murmelte er.

10

IM „BLAUEN EXPRESS“

„Papa!“

Mrs Kettering schrak zusammen. Sie hatte ihre Nerven nicht ganz in ihrer Gewalt. In einen kostbaren Nerzmantel gehüllt, ein rotes chinesisches Lackhütchen auf dem Kopf,

ging sie nachdenklich im Menschengetriebe des Bahnsteiges auf und ab. Das plötzliche Erscheinen ihres Vaters kam ihr anscheinend vollkommen unerwartet.

„Du bist ja förmlich zusammengefahren, Ruth.“

„Ich hatte nicht erwartet, dich hier zu sehen, Papa. Du hast dich ja schon gestern abend von mir verabschiedet und mir gesagt, daß du heute morgen eine Konferenz hättest.“

„Ach was“, sagte van Aldin. „Du bist mir wichtiger als alle Konferenzen der Welt.“

„Sehr lieb von dir, Papa. Schade, daß du nicht mitkommen kannst.“

„Was würdest du dazu sagen, wenn ich mitkäme?“

Die Bemerkung war scherzhaft gemeint. Er war überrascht darüber, eine jähe Röte in Ruths Wangen aufsteigen zu sehen. Fast schien es ihm, als ob sie seine Bemerkung peinlich empfinde. Sie lachte unsicher und nervös.

„Einen Augenblick lang hatte ich geglaubt, es sei dir Ernst“, sagte sie.

„Hättest du dich darüber gefreut?“

„Selbstverständlich“, antwortete sie, aber es klang nicht echt.

„Freut mich zu hören“, sagte van Aldin.

„Gott sei Dank kommst du ja nächsten Monat nach, Papa. Vorher kannst du wohl deiner Geschäfte wegen nicht.“

„Leider, leider“, seufzte van Aldin. „Aber jetzt solltest du dich auf deinen Platz begeben.“

Ruth Kettering sah sich um. Bei der Tür eines der Pullmanwagen stand eine große magere Person in Schwarz, Ruths Kammerzofe.

„Ich habe die kleine Reisetasche unter Ihren Sitz gestellt, gnädige Frau.“

„Danke, Mason. Und jetzt sehen Sie wohl am besten, daß Sie auch Platz finden.“

„Bitte sehr, gnädige Frau.“

Die Zofe verschwand. Van Aldin begleitete Ruth in den Wagen. Er legte eine Anzahl Zeitungen und Magazine auf das Tischchen vor ihrem Platz. Der Sitz gegenüber war bereits besetzt, und der Amerikaner warf einen flüchtigen Blick auf die dort sitzende Dame. Ihre schönen grauen Augen fielen ihm auf. Er wechselte noch ein paar Worte mit seiner Tochter und sah dann auf die Uhr.

„Ich muß schauen, daß ich hinauskomme. Der Zug wird gleich abfahren. Auf Wiedersehen, Kind. Mach dir keine Sorgen, ich werde alles erledigen.“

„Papa!“

Er wandte sich rasch um. In Ruths Stimme lag etwas, das ihrer gewohnten Art so fremd war, daß er erschrak. Es klang beinahe wie ein Hilfeschrei. Sie hatte unwillkürlich eine Bewegung auf ihn zu gemacht, aber gleich darauf hatte sie sich wieder in der Gewalt.

„Auf nächsten Monat“, sagte er fröhlich.

Eine Minute später fuhr der Zug ab.

Ruth saß sehr still da und versuchte mit aller Kraft die ihr so ungewohnten Tränen zu unterdrücken. Sie fühlte sich plötzlich furchtbar allein. Ein wildes Verlangen packte sie, aus dem Zug zu springen, ehe es zu spät war. Sie, die sonst so Ruhige und Selbstsichere, kam sich zum erstenmal im Leben wie ein vom Wind verwehtes Blatt vor. Wenn ihr Vater wüßte – was würde er dazu sagen!

Wahnsinn! Ja, es war Wahnsinn. Zum erstenmal in ihrem Leben trieb Leidenschaft sie dazu, etwas zu tun, von

dem sie ganz genau wußte, daß es dumm und hemmungslos war. Als van Aldins Tochter war sie sich ihrer Torheit vollkommen bewußt. Aber auch, in einem anderen Sinne war sie seine Tochter. Genau wie er hatte sie den eisernen Willen, das zu erreichen, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte. Seit ihrer frühesten Kindheit hatte sie immer ihren Willen gehabt. Die Würfel waren gefallen. Sie konnte nicht mehr zurück. Sie schaute auf, und ihr Blick begegnete dem ihres Gegenübers. Es schien ihr, als ob diese Frau in ihrer Seele zu lesen verstehe. Sie sah Verständnis in ihren Augen und – Mitgefühl. Es war nur ein ganz kurzer Eindruck. Gleich darauf erstarrten die Gesichter der beiden Frauen wieder zur Maske gesellschaftlicher Konvention. Mrs. Kettering nahm ein Magazin zur Hand, Katherine Grey blickte zum Fenster hinaus.

Ruth vermochte es nicht, ihre Gedanken auf ihre Lektüre zu konzentrieren. Böse Ahnungen ergriffen sie. Was für eine Närrin sie doch war! Aber was half das, es war zu spät ... War es wirklich zu spät? Wenn sie doch jetzt jemand gehabt hätte, mit dem sie sich hätte aussprechen können, der ihr hätte raten können. Was war nur mit ihr geschehen? Ein Gefühl der Panik bemächtigte sich ihrer.

Verstohlen blickte sie die ihr gegenüber sitzende Dame an. Ja, diese Frau sah so aus, als ob man sich mit ihr aussprechen könnte. Aber das ging natürlich nicht. Man kann doch einer Wildfremden nicht seine Seelennot anvertrauen! Sie mußte bei dem Gedanken lächeln. Schließlich hatte sie doch alles wohl überlegt. Was hatte ihr das Leben bisher an Glück geboten? Warum sollte nicht auch sie einmal genießen ... glücklich sein? Niemals würde jemand etwas davon erfahren.

Die Fahrt nach Dover verging wie im Fluge. Auf dem Dampfer suchte sie sofort die für sie reservierte Kabine

auf. Nachdem Calais erreicht war, begab sie sich mit ihrer Zofe in ihr Doppelabteil im „Blauen Expresß“ und suchte gleich darauf den Speisewagen auf. Ein leichtes Gefühl des Erstaunens durchzuckte sie, als sie an ihrem Tischchen die gleiche Frau sitzen sah, die ihr im Pullmanwagen gegenüber gesessen hatte. Beide Damen mußten unwillkürlich lächeln.

„Welch ein Zufall“, sagte Mrs. Kettering.

„Ja, wirklich“, meinte Katherine.

Der Kellner eilte herbei und servierte die Suppe. Als die Vorspeise aufgetragen wurde, unterhielten sich die beiden Damen bereits wie alte Freundinnen.

„Ich freue mich schon auf den Sonnenschein im Süden“, seufzte Ruth.

„Kennen Sie die Riviera gut?“

„Nein, ich fahre zum ersten Male hin.“

„Nicht möglich!“

„Sie reisen wohl jedes Jahr in den Süden?“

„Beinahe. Der Januar und der Februar in London sind scheußlich.“

„Ich habe immer auf dem Lande gelebt. Aber auch dort ist der Winter nicht gerade blendend „

„Und was hat Sie auf einmal bewogen, zu reisen?“

„Geld“, sagte Katherine. „Zehn Jahre hindurch war ich Gesellschafterin und verdiente gerade genug, um mir ein paar gute Winterschuhe kaufen zu können. Jetzt bin ich plötzlich zu einer Menge Geld gekom – das heißt, Ihnen würde es wahrscheinlich gar nicht so viel scheinen.“

„Warum glauben Sie das?“

Katherine lachte.

„Ich weiß eigentlich selbst nicht! Irgendwie habe ich den

Eindruck, als Sie schrecklich reich wären. Aber vielleicht irre ich mich.“

„Nein“, sagte Ruth. „Sie irren sich nicht.“ Sie war plötzlich ernst geworden. „Wenn ich fragen darf, was haben Sie denn sonst für einen Eindruck von mir gewonnen?“

„Ich –“

„Bitte ganz offen und ehrlich. Es würde mich wirklich interessieren. Als ich Sie am Londoner Bahnhof zum ersten Male ansah, spürte ich, daß Sie in meinen Gedanken zu lesen verstehen.“

„Ich bin aber weiß Gott keine Gedankenleserin“, meinte Katherine lächelnd.

„Und doch möchte ich Sie wirklich recht herzlich bitten, mir zu sagen, wie Sie über mich dachten.“

Sie sagte das mit soviel Ernst und Aufrichtigkeit, daß Katherine nicht anders konnte, als die Frage ehrlich zu beantworten.

„Ich will es Ihnen sagen, aber Sie dürfen mich nicht für ungezogen halten. Es schien mir, als ob Sie sich in tiefer seelischer Bedrängnis befänden.“

„Sie haben recht. Vollkommen recht. Ich bin in einer schrecklichen Gemütsverfassung. Ich – möchte Ihnen etwas über mich sagen. Darf ich?“

Was geht sie mich eigentlich an, dachte Katherine, aber sie antwortete höflich:

„Selbstverständlich!“

Ruth stürzte ihren Kaffee hinunter, stand auf, und ohne zu bemerken, daß Katherine ihren Kaffee noch nicht berührt hatte, sagte sie:

„Kommen Sie mit in mein Abteil.“

Im Nebencoupe, das durch eine Tür mit dem Abteil

Mrs. Ketterings verbunden war, saß die Zofe steif aufgerichtet und umklammerte ängstlich eine große rote Lederkassette mit den Initialen R. K. Mrs. Kettering schloß die Tür und sank in die Polster. Katherine nahm neben ihr Platz.

„Ich bin verzweifelt und weiß mir keinen Rat. Ich bin in einen Mann verliebt, rasend verliebt. Wir hatten einander gern, als wir jung waren, und wurden brutal und ungerecht auseinandergerissen. Jetzt haben wir uns wieder gefunden.“

„Und?“

„Wir wollen uns jetzt treffen. Sie werden vielleicht schlecht von mir denken, aber Sie kennen die Verhältnisse nicht. Mein Gatte ist unmöglich. Er behandelt mich schmachvoll.“

„Das tut mir leid“ Was sollte Katherine sagen?

„Nur das eine bereitet mir Schmerz: daß ich meinen Vater so schändlich hintergehe. Er war der Herr, der sich am Bahnhof von mir verabschiedete. Er will, daß ich mich von meinem Mann scheiden lasse, und hat natürlich keine Ahnung davon, daß ich zu dem anderen fahre. Er würde mich für furchtbar töricht halten.“

„Ist es nicht wirklich eine Torheit?“

„Eigentlich ja.“

Ruth Kettering schaute auf ihre Hände, die nervös zuckend in ihrem Schoß lagen. „Ich kann nicht mehr zurück.“

„Warum nicht?“

„Alles ist abgemacht, und es würde ihm das Herz brechen.“

„Glauben Sie nur das nicht“, sagte Katherine trocken. „So ein Herz hält mehr aus, als Sie glauben.“

„Er wird denken, daß ich keinen Mut habe, keine Willenskraft.“

„Was Sie da vorhaben, scheint mir wirklich sehr unüberlegt, sehr unklug zu sein“, sagte Katherine. „Ich glaube, im Grunde genommen wissen Sie das selbst.“

Ruth Kettering begrub ihr Gesicht in den Händen.

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht! Während der ganzen Reise habe ich bereits das Gefühl, daß mir etwas bevorsteht – daß mir etwas zustoßen wird –, etwas, dem ich nicht entgehen kann.“ Sie umklammerte konvulsivisch Katherines Hand.

„Sie müssen mich für wahnsinnig halten, daß ich so zu Ihnen spreche. Doch ich sage Ihnen: etwas Furchtbares wird sich ereignen.“

„Das dürfen Sie sich nicht einbilden“, sagte Katherine. „Versuchen Sie, sich zu fassen. Sie können Ihrem Vater von Paris aus telegrafieren. Er wird sicher sofort zu Ihnen kommen.“ Ruth Ketterings Gesicht hellte sich auf.

„Ja, das könnte ich tun. Der liebe, alte Papa. Es ist merkwürdig – bis heute habe ich nie so richtig gewußt, wie schrecklich lieb ich ihn habe.“ Sie richtete sich auf und trocknete sich die Augen mit dem Taschentuch.

„Ich bin wirklich sehr töricht gewesen. Vielen, vielen Dank dafür, daß ich mich Ihnen gegenüber aussprechen durfte.“ Sie stand auf.

„Ich fühle mich schon viel besser. Ich verstehe jetzt selbst nicht mehr, warum ich eine solche Närrin gewesen bin.“ Katherine stand gleichfalls auf.

„Ich freue mich, daß Sie sich besser fühlen“, sagte sie in möglichst konventionellem Ton. Sie wußte nur zu gut, daß nach einer solchen Beichte ein Verlegenheitsgefühl unausbleiblich war. Sie verabschiedete sich von Ruth, um

in ihr eigenes Abteil zurückzukehren.

Im gleichen Augenblick verließ auch Mrs. Ketterings Zofe ihr Abteil. Sie schaute mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens in die Richtung, aus der Katherine kam, so daß sich letztere unwillkürlich gleichfalls umwandte. Der Grund des Erstaunens der Zofe mußte aber bereits verschwunden sein, denn der Gang war leer. Katherine ging weiter, um ihr Coupe, das im nächsten Wagen gelegen war, zu erreichen. Als sie beim letzten Abteil angekommen war, wurde die Tür geöffnet, und einen Augenblick lang wurde das Antlitz einer Frau sichtbar, gleich darauf wurden die Coupetüren mit einem Ruck geschlossen. Es war ein Gesicht, das man nicht leicht vergessen konnte, ein schönes und dunkles Gesicht, auffallend, beinahe bizarr geschminkt. Katherine hatte das Gefühl, als ob sie das Gesicht schon einmal irgendwo gesehen hätte.

„Wenn ich sie davon abgehalten habe, sich in dieses lächerliche Abenteuer einzulassen, so habe ich jedenfalls ein gutes Werk getan“, überlegte Katherine, als sie wieder auf ihrem Platz saß. „Aber wer weiß! Diese Frau machte mir den Eindruck, als sei sie ihr ganzes Leben lang eine kalte Egoistin gewesen, und für solche Naturen ist es vielleicht ganz gut, wenn sie einmal einem starken Gefühl für einen anderen Menschen folgen. Übrigens werde ich sie höchstwahrscheinlich nie mehr wiedersehen. Jedenfalls wird sie keine Lust mehr verspüren, mir zu begegnen.“

Sie lehnte ihren Kopf in die Kissen zurück; plötzlich fühlte sie sich müde und deprimiert. Der Zug hatte jetzt Paris erreicht, und die langsame Fahrt rund um die Ceinture war sehr langweilig. Sie war froh, auf dem Gare de Lyon einige Minuten lang den Zug verlassen zu können. Die scharfe, kalte Luft tat ihr nach dem überheizten Wagen wohl. Es war ihr nicht unangenehm zu

bemerken, daß ihre neue Freundin sich einen Speisekorb in ihr Abteil reichen ließ. Sie hätte es peinlich empfunden, wenn die Dame im Nerzmantel ihr auch beim Dinner wieder gegenüber gesessen wäre.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und da bereits zur Abendmahlzeit geläutet wurde, begab sich Katherine gleich in den Speisewagen. Ihr Gegenüber war diesmal ein kleiner Mann mit einem eiförmigen Schädel. Sein spitz ausgezogener Schnurrbart kennzeichnete ihn deutlich genug als Nichtengländer. Katherine hatte ein Buch in den Speisewagen mitgenommen. Sie bemerkte, wie der kleine Herr mit einem amüsierten Augenzwinkern den Titel des Buches las.

„Wie ich sehe, liest Madame einen Detektivroman. Lieben Sie solche Lektüre?“

„Ta, ich finde sie amüsant“, gab Katherine zu.

Der kleine Mann nickte, als ob er diesen Geschmack vollkommen verstünde. Er hatte die seltsame Gewohnheit, den Kopf nach Art der Kanarienvögel etwas zur Seite zu neigen.

„Man sagt, daß diese Bücher riesige Auflagen erleben – und warum? Mademoiselle, ich frage Sie: Warum?“

Katherine war mehr und mehr belustigt.

„Vielleicht, weil sie einem die Illusion verschaffen, ein Leben zu leben, in dem wirklich etwas passiert“, meinte sie.

Er nickte ernst. „Daran kann schon etwas Wahres sein.“

„Natürlich weiß man ganz genau, daß solche Sachen in der Wirklichkeit nicht vorkommen.“

„Zuweilen doch, Mademoiselle. Ich kann da mitreden – mir pflegen solche Dinge zuweilen zu passieren.“

Sie warf ihm einen raschen, interessierten Blick zu.

„Wer weiß, vielleicht kommen Sie auch einmal in eine gefährliche Situation“, fuhr er fort. „Alles im Leben ist Zufall.“

„Das glaube ich kaum“, sagte Katherine. „Ich werde so etwas nie erleben.“

Er beugte sich vor.

„*Möchten* Sie so etwas erleben?“

Sie erschrak unwillkürlich bei dieser Frage. Für den Bruchteil einer Sekunde setzte ihr Herzschlag aus.

„Es ist vielleicht alles Einbildung“, sagte der kleine Mann. „Aber ich habe das Gefühl, als sehnten Sie sich geradezu danach, einmal der Mittelpunkt eines sensationellen Falles zu werden. *Eh bien*, Mademoiselle, ich habe die Erfahrung gemacht, daß man alles, was man sich stark genug wünscht, auch bekommt. Wer weiß?“ Er schnitt eine komische kleine Grimasse. „Vielleicht erleben Sie noch mehr, als Ihnen lieb ist.“

„Ist das eine Prophezeiung?“ fragte Katherine und stand lächelnd auf.

Der kleine Mann schüttelte den Kopf.

„Ich prophezeie niemals“, erklärte er gravitatisch. „Ich muß zwar gestehen, daß ich immer recht behalte – aber ich prahle nicht damit. Gute Nacht, Mademoiselle, angenehme Ruhe!“

Katherine begab sich zu ihrem Coupe zurück, in der Erinnerung an ihren kleinen Nachbar belustigt lächelnd. Sie kam an der offenen Tür des Coupes ihrer Freundin vorbei und sah, wie der Bedienstete das Bett zurecht machte. Die Dame im Nerzmantel schaute zum Fenster hinaus. Das zweite Coupe war leer; Decken und Reisetaschen waren auf dem Sitz aufgetürmt. Die Zofe befand sich nicht darin. Katherine fand ihr Bett schon

bereit, und da sie müde war, ging sie zur Ruhe und drehte gegen halb zehn das Licht ab.

Plötzlich schrak sie auf – wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht. Ein Blick auf ihre Uhr überzeugte sie davon, daß diese stehen geblieben war. Ein Gefühl des Unbehagens ergriff sie und wurde von Minute zu Minute stärker. Schließlich stand sie auf, nahm ihr Peignoir um die Schultern und ging in den Gang hinaus. Der ganze Zug schien in Schlummer gehüllt zu sein. Katherine ließ das Fenster herunter und trank einige Minuten lang die kühle Nachtluft in sich ein. Vergeblich versuchte sie, ihres unheimlichen Angstgefühls Herr zu werden. Schließlich entschloß sie sich, zum Ende des Wagens zu gehen und den Angestellten nach der genauen Zeit zu fragen, um ihre Uhr richten zu können. Sie fand jedoch den kleinen Sitz leer. Einen Augenblick zögerte sie und ging dann in den nächsten Wagen. Sie blickte den langen, mattbeleuchteten Korridor entlang und sah zu ihrem Erstaunen, daß vor dem Coupe ihrer Freundin ein Mann stand, mit einer Hand auf der Türklinke. Oder irrte sie sich? War es vielleicht ein anderes Coupe? Er stand einige Augenblicke dort, ihr den Rücken zuwendend. Seine Haltung drückte Ungewißheit und Zögern aus. Dann drehte er sich langsam um, und mit einem seltsamen Gefühl des Schicksalsmäßigen erkannte Katherine in ihm den Mann, dem sie bereits zweimal begegnet war – einmal im Savoy-Hotel, das zweite Mal bei Cook. Dann öffnete er die Coupetür und trat ein, sie hinter sich schließend.

Ein Gedanke durchzuckte Katherine. Sollte dies am Ende der Mann sein, von dem die Dame im Nerzmantel gesprochen hatte – der Mann, zu dem sie fuhr?

Aber sofort verwarf Katherine diese romantische Idee wieder. Höchstwahrscheinlich irrte sie sich; es war wohl gar nicht das Abteil ihrer Freundin.

Sie kehrte in ihren eigenen Wagen zurück. Fünf Minuten später verlangsamte der Zug sein Tempo. Man hörte das lange, klagende Zischen der Westinghousebremse. Gleich darauf fuhr der Zug in den Lyoner Hauptbahnhof ein.

11

MORD!

Als Katherine am nächsten Morgen erwachte, schien die Sonne hell zum Coupefenster herein. Sie begab sich zeitig zum Frühstück, traf aber niemanden von ihren neuen Bekannten. Als sie in ihr Abteil zurückkehrte, hatte der Angestellte, ein Mann mit herabhängendem Schnurrbart und melancholischem Gesichtsausdruck, es gerade für den Tag hergerichtet.

„Madame hat Glück“, sagte er. „Die Sonne scheint. Es ist immer eine große Enttäuschung für die Passagiere, wenn sie an einem trüben Morgen ankommen.“

„Ich wäre sicherlich enttäuscht gewesen.“

„Wir haben etwas Verspätung, Madame“, fuhr der Mann fort. „Ich werde Sie wissen lassen, wann wir nach Nizza kommen.“

Katherine nickte, setzte sich ans Fenster, berauscht von der Schönheit der im Sonnenschein erstrahlenden Landschaft. Die Palmen, das tiefe Blau des Meeres, die goldgelben Mimosen wirkten mit dem vollen Reiz der Neuheit auf sie, die niemals etwas anderes gekannt hatte als den trübseligen englischen Winter.

Als der Zug in Cannes hielt, stieg Katherine aus und ging ein wenig auf dem Bahnsteig auf und ab. Sie war

neugierig, was die Dame im Nerzmantel tun mochte. Die Vorhänge der Coupes waren noch heruntergelassen – die einzigen im ganzen Zug. Katherine wunderte sich ein wenig darüber, und als sie den Wagen wieder betreten hatte, bemerkte sie, daß auch die Vorhänge gegen den Korridor noch geschlossen waren. Die Dame mit dem Nerzmantel schien keine Frühaufsteherin zu sein.

Gleich darauf näherte sich ihr der Angestellte mit der Mitteilung, daß man in ein paar Minuten in Nizza sei. Katherine gab ihm ein Trinkgeld; er dankte, entfernte sich aber nicht. Sein Benehmen schien ihr seltsam. Katherine glaubte zuerst, er sei mit dem Trinkgeld nicht zufrieden, merkte dann aber, daß es sich um etwas Ernsteres handle. Sein Gesicht war von krankhafter Blässe überzogen und er zitterte am ganzen Leib. Er sah sie merkwürdig an und sagte dann plötzlich:

„Madame werden entschuldigen, Madame werden doch sicherlich in Nizza am Bahnhof abgeholt?“

„Wahrscheinlich“, sagte Katherine, „warum?“

Aber der Mann schüttelte nur den Kopf, murmelte etwas, was Katherine nicht verstand und entfernte sich, um erst am Bahnhof wieder zu erscheinen und ihr das Gepäck durch das Fenster hinauszureichen.

Katherine stand zuerst ein wenig verlassen auf dem Bahnsteig, aber gleich darauf kam ein junger Mann auf sie zu und fragte zögernd:

„Miß Grey, nicht wahr?“

Katherine nickte; der junge Mann lachte sie strahlend an und sagte:

„Ich bin Chubby, Lady Tamplins Mann. Vielleicht hat sie mich in ihrem Brief erwähnt. Möglicherweise hat sie es auch vergessen. Haben Sie Ihren Gepäckschein? Als ich das letzte Mal hier ankam, hatte ich nämlich meinen

verloren, und Sie glauben gar nicht, was diese französischen Bürokraten mir für Scherereien gemacht haben.“

Katherine überreichte ihm den Schein und war gerade im Begriff, sich an seiner Seite zu entfernen, als eine sehr höfliche Stimme ihr ins Ohr flüsterte:

„Bitte einen Augenblick, Madame!“

Katherine kehrte sich um und sah ein Individuum, das die Unscheinbarkeit seiner Gestalt unter einer goldstrotzenden Uniform verbarg. Das Individuum bemerkte:

„Es handelt sich um gewisse Formalitäten. Madame wird vielleicht so liebenswürdig sein, mich zu begleiten. Die Polizeivorschriften –.“ Das Individuum machte eine Geste des Bedauerns. „Gewiß, es ist lächerlich, aber die Vorschriften bestehen nun einmal.“

Mr. Chubby Evans versuchte angestrengt, herauszubekommen, um was es sich handle, aber seine Kenntnisse der französischen Sprache waren sehr gering.

„Das sieht diesen Franzosen ähnlich“, murmelte er. Er gehörte zu jenen patriotischen Engländern, die sich im Auslande überall wie die Herren vorkommen und den Eingeborenen nur schwer verzeihen, daß sie auf der Welt sind.

„Immer neue Schikanen denkt sich diese Gesellschaft aus! Sonst hat man die ankommenden Reisenden nie belästigt. Wieder was Neues!“

Katherine entfernte sich mit ihrem Führer. Zu ihrem Erstaunen führte er sie zu einem Nebengeleise, auf das ein Wagen des abgefahrenen Zuges geschoben worden war. Er lud sie ein, einzusteigen, und öffnete die Tür eines der Coupes, in dem sich ein Beamter befand, der, seiner Uniform nach zu schließen, ein großes Tier zu sein schien.

An seiner Seite stand ein dürrtiges Schreiberlein. Der majestätische Beamte stand höflich auf, machte eine Verbeugung und sagte:

„Sie werden entschuldigen, Madame; es handelt sich lediglich um einige Formalitäten. Madame spricht Französisch, nicht wahr?“

„So halbwegs, Monsieur“, antwortete Katherine auf französisch.

„Bravo! Bitte nehmen Sie Platz, Madame. Ich bin Monsieur Caux, der Polizeikommissär.“

Katherine gab zu erkennen, daß die Würde des Herrn Kommissärs entsprechenden Eindruck auf sie gemacht hatte.

„Sie wünschten wohl meinen Paß zu sehen, hier ist er.“

„Danke, Madame“, sagte der Kommissär, den Paß entgegennehmend. Er räusperte sich. „Eigentlich benötige ich eine kleine Auskunft.“

„Auskunft?“

Der Kommissär nickte bedächtig mit dem Kopf. „Es handelt sich um eine Ihrer Mitreisenden. Sie lunchten gestern mit ihr.“

„Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht viel über die Dame sagen. Wir kamen ins Gespräch; im übrigen ist sie mir vollkommen fremd. Ich habe sie vorher nie gesehen.“

„Und doch“, sagte der Kommissär scharf, „begleiteten Sie sie nach dem Lunch in ihr Coupe und unterhielten sich geraume Zeit mit ihr.“

„Jawohl“, sagte Katherine, „das ist richtig.“

Der Kommissär schien mehr zu erwarten. Er sah sie ermutigend an.

„Nun, Madame?“

„Nun, Monsieur?“ gab Katherine zurück.

„Sie könnten mir vielleicht eine kleine Information über den Inhalt dieses Gespräches geben.“

„Das könnte ich wohl“, sagte Katherine, „aber ich sehe den Grund nicht ein.“ Sie fand diesen Beamten unverschämt.

„Sie sehen den Grund nicht ein?“ rief der Kommissär. „Ich versichere Ihnen, es gibt einen Grund.“

„Dann sind Sie vielleicht so gütig, ihn mir bekanntzugeben.“

Der Kommissär rieb sich überlegend das Kinn.

„Madame“, sagte er dann, „der Grund ist ein sehr einfacher. Die fragliche Dame wurde heute morgen in ihrem Coupe tot aufgefunden.“

„Tot!“ stieß Katherine hervor. „Was war es – ein Herzschlag?“

„Nein“, antwortete der Kommissär mit nachdenklicher, träumerischer Stimme. „Nein – sie wurde ermordet.“

„Ermordet?“ rief Katherine.

„Sie werden einsehen, Madame, daß wir allen Grund haben, uns jede erdenkliche Information zu verschaffen.“

„Aber ihre Zofe wird doch sicher ...“

„Die Zofe ist verschwunden.“

„O Gott!“ Katherine hielt inne, um ihre Gedanken zu sammeln.

„Der Angestellte beobachtete, wie Sie mit der Dame in ihrem Coupe sprachen, und brachte diese Tatsache natürlich zur Kenntnis der Polizei. Aus diesem Grunde haben wir Sie zurückgehalten, Madame, in der Hoffnung, einige Aufklärungen von Ihnen zu erhalten.“

„Ich bedaure unendlich“, sagte Katherine, „ich weiß

nicht einmal ihren Namen.“

„Ihr Name ist Kettering, soviel haben wir aus ihrem Paß und der Aufschrift auf ihrem Gepäck gesehen. Wenn wir –“

Es klopfte. Caux runzelte die Stirn. Er öffnete die Tür eine Hand breit.

„Was ist los? Ich wünsche nicht gestört zu werden!“

Der eiförmige Schädel von Katherines Gegenüber im Speisewagen wurde in der Türöffnung sichtbar. Ein strahlendes Lächeln lag auf seinem Gesicht.

„Mein Name ist Hercule Poirot“, sagte er.

„Doch nicht –“, stammelte der Kommissär, „der *richtige* Hercule Poirot?“

„Doch, der richtige“, sagte Hercule Poirot. „Ich erinnere mich, Ihnen einmal begegnet zu sein, Monsieur Caux, und zwar auf der Sureté in Paris. Aber Sie werden mich wohl vergessen haben.“

„Ganz und gar nicht, Monsieur, ganz und gar nicht“, erklärte der Kommissär herzlich. „Treten Sie doch bitte ein. Sie wissen von dieser –“

„Jawohl, ich weiß“, gab Poirot zurück. „Ich wollte mich nur erkundigen, ob ich irgendwie behilflich sein kann.“

„Es würde mir eine Ehre sein“, antwortete der Kommissär rasch.

„Bitte, Monsieur Poirot, darf ich Sie –“ Er warf einen Blick in den Paß, den er noch in der Hand hielt – „Madame – pardon – Mademoiselle Grey vorstellen?“

Poirot lächelte Kahterine an.

„Ist es nicht seltsam“, sagte er, „daß meine Worte so rasch in Erfüllung gegangen sind?“

„Mademoiselle kann uns leider sehr wenig sagen“, meinte der Kommissär.

„Ich habe dem Herrn Kommissär bereits mitgeteilt“, sagte Katherine, „daß diese arme Dame mir vollkommen fremd war.“

„Aber sie hat mit Ihnen gesprochen, nicht wahr?“ sagte er sanft. „Sie haben einen Eindruck gewonnen – oder nicht?“

„Doch“, sagte Katherine nachdenklich.

„Und dieser Eindruck war?“

„Sehr richtig, Mademoiselle –“ Der Kommissär drängte sich in den Vordergrund – „erzählen Sie uns, was für einen Eindruck Sie gewonnen haben.“

Katherine ließ sich die ganze Begegnung nochmals durch den Kopf gehen. Sie hatte das Gefühl, einen Vertrauensbruch zu begehen, aber noch klang ihr das häßliche Wort „Mord“ in den Ohren, und sie wagte nicht, etwas zu verheimlichen. Zuviel konnte davon abhängen. Sie wiederholte deshalb so wörtlich wie möglich das Gespräch, das sie mit der Toten geführt hatte.

„Höchst interessant“, sagte der Kommissär. „Was, Monsieur Poirot – höchst interessant! Ob es etwas mit dem Verbrechen zu tun hat –“ er ließ den Satz unbeendet.

„Selbstmord kommt wohl nicht in Frage?“ fragte Katherine.

„Nein“, sagte der Kommissär. „Vollkommen ausgeschlossen. Sie wurde mit einem Stück schwarzer Schnur erdrosselt.“

„Entsetzlich!“ Katherine schauderte. Caux streckte entschuldigend die Hände aus.

„Es ist gewiß kein angenehmes Thema. Ich glaube, unsere Eisenbahnmorde sind brutaler als die in Ihrem Lande.“

„Es ist entsetzlich!“

„Ja, ja“ – er versuchte sie zu beruhigen. „Aber Sie haben Mut, Mademoiselle. Gleich als ich Sie sah, sagte ich mir: ‚Mademoiselle hat Mut.‘ Deswegen wage ich es auch, Sie um etwas zu bitten – etwas überaus Peinliches, das aber leider notwendig ist.“

Katherine schaute ihn ängstlich an.

„Ich möchte Sie bitten, Mademoiselle, die Freundlichkeit zu haben, mich in das nächste Coupe zu begleiten.“

„Muß ich das?“ fragte Katherine leise.

„Jemand muß ihre Identität feststellen“, sagte der Kommissär, „und da die Zofe verschwunden ist“ – er hustete bedeutungsvoll – „so scheinen Sie während der Fahrt am meisten mit ihr beisammen gewesen zu sein.“

„Nun gut“, sagte Katherine ruhig, „wenn es notwendig ist –“

Sie stand auf. Poirot nickte ihr beruhigend zu.

„Mademoiselle ist vernünftig“, sagte er. „Darf ich Sie begleiten, Monsieur Caux?“

„Es ist mir ein Vergnügen, Monsieur Poirot.“

Caux sperrte die Tür des Abteils auf, das die Tote innegehabt hatte. Die Vorhänge an der Außenseite waren halb aufgezogen worden, um Licht hereinzulassen. Die Ermordete lag auf dem Bett, in so natürlicher Stellung, als ob sie schlief. Man hatte sie mit dem Bettzeug bedeckt, und ihr Kopf war der Wand zugewendet, so daß nur die tizianroten Locken sichtbar waren. Caux legte ihr sanft die Hand auf die Schulter und drehte die Leiche um, so daß man das Gesicht sehen konnte. Katherine zuckte unwillkürlich zurück und bohrte ihre Fingernägel in die Handflächen. Ein entsetzlicher Hieb hatte die Züge fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

„Wann ist dieser Hieb wohl geführt worden“, fragte Poirot, „vor oder nach dem Tod?“

„Der Doktor behauptet nachher“, sagte Caux.

„Merkwürdig!“ meinte Poirot und wandte sich Katherine zu. „Seien Sie tapfer, Mademoiselle. Schauen Sie sie gut an. Sind Sie sicher, daß das die Frau ist, mit der Sie gestern im Zug gesprochen haben?“

Katherine hatte gute Nerven. Mit Aufbietung aller Willenskraft betrachtete sie die entstellte Leiche. Dann beugte sie sich vor und nahm die Hand der Toten in die ihre.

„Ich bin ganz sicher“, antwortete sie schließlich. „Das Gesicht ist allerdings unkenntlich. Nach Gestalt und Haar zu schließen ist es aber unbedingt die Frau, mit der ich mich gestern unterhalten habe. Und außerdem bemerkte ich das hier an meiner Reisegefährtin.“

Sie zeigte auf ein winziges Muttermal am Handgelenk der Ermordeten „*Bon*“, sagte Poirot anerkennend. „Sie sind eine ausgezeichnete Zeugin, Mademoiselle. Es besteht also kein Zweifel bezüglich der Identität der Toten. Trotzdem ist das Ganze seltsam.“

Caux zuckte die Achseln.

„Offenbar hat der Mörder die Tat in einem Zustand höchster Erregung begangen“, meinte er.

„Wenn er sie niedergeschlagen hätte, wäre der Zustand des Gesichtes leicht zu erklären“, murmelte Poirot, „aber der Mann, der sie erwürgte, muß sich von hinten herangeschlichen haben, als sie an nichts Böses dachte. Ein momentaner Schreck – ein kurzer Schrei – das wäre alles gewesen. Und dann nachträglich dieser furchtbare Hieb ins Gesicht – warum das? Hoffte er, daß sein Opfer dadurch unkenntlich gemacht würde, oder haßte er sie so sehr, daß er dem Trieb nicht widerstehen konnte, sie derart

zu verstümmeln, obgleich sie schon tot war?“

Katherine schauderte, und er wandte sich ihr begütigend zu.

„Lassen Sie sich das nicht zu nahe gehen“, sagte er. „Ihnen erscheint all das sehr neu und schrecklich. Für mich ist es leider eine alte Geschichte. Bitte einen Augenblick!“

Poirot ging in das Nebenabteil, in dem Katherine die Zofe sitzen gesehen hatte. Die Polsterbank war nicht für die Nacht hergerichtet. Drei oder vier Kissen waren lose aufeinandergeschichtet. Ferner lagen einige Reisetaschen und eine Hutschachtel umher. Er wandte sich plötzlich Katherine zu.

„Sie waren gestern hier drin?“ sagte er. „Fällt Ihnen irgendeine Veränderung auf? Fehlt etwas?“

Katherine sah sich in beiden Coupes sorgfältig um.

„Ja“, antwortete sie schließlich, „es fehlt etwas – eine rote Ledertasche. Sie trug die Initialen R. K. Es dürfte eine kleine Handtasche oder eine große Schmuckkassette gewesen sein. Die Zofe hielt sie in der Hand.“

„Interessant“, sagte Poirot.

„Ich – ich verstehe natürlich nichts von solchen Sachen. Aber mir scheint der Fall ziemlich klar zu sein, da doch die Zofe und die Schmuckkassette fehlen.“

„Sie meinen, daß die Zofe die Diebin war. Nein, Mademoiselle; dagegen spricht ein sehr gewichtiger Grund“, sagte Caux.

„Und zwar?“

„Die Zofe blieb in Paris zurück.“

„Ich möchte, daß Sie selbst die Erzählung des Schlafwagenangestellten hören, Monsieur Poirot“, murmelte er vertraulich. „Sie ist sehr aufschlußreich.“

„Mademoiselle würde sie sicher auch gern hören“, sagte Poirot. „Oder haben Sie etwas dagegen, Herr Kommissär?“

„Nein“, sagte der Kommissär, der augenscheinlich sehr viel dagegen hatte, „wenn Sie es für richtig halten. Sind Sie hier fertig?“

„Einen Augenblick noch!“

Er hatte sich über die Kissen gebeugt, trug eins davon zum Fenster und hielt gleich darauf etwas zwischen den Fingern, das er scharf betrachtete.

„Was haben Sie da gefunden?“ fragte Caux schneidend.

„Vier rotblonde Haare vom Kopf der Ermordeten.“

„Und wenn schon! Legen Sie dem vielleicht irgendwelche Bedeutung bei?“

„Wie kann man beim gegenwärtigen Stand der Untersuchung beurteilen, was von Bedeutung ist und was nicht?“

Sie kehrten in das Abteil zurück, in dem der Kommissär Katherine verhört hatte, und gleich darauf war der Angestellte zur Stelle.

„Sie heißen Pierre Michel?“ fragte Caux.

„Jawohl, Herr Kommissär.“

„Ich möchte, daß Sie diesem Herrn“ – er wies auf Poirot – „erzählen, was sich in Paris ereignet hat.“

„Bitte sehr, Herr Kommissär! Wir hatten gerade den Gare de Lyon verlassen, als ich hereinkam, um die Betten zu machen; ich glaubte nämlich, daß Madame im Speisewagen sei. Sie hatte aber ein Speisekörbchen in ihrem Coupe. Sie sagte mir, daß sie genötigt gewesen sei, ihre Zofe in Paris zurückzulassen, so daß ich nur ein Bett zu machen brauche. Während ich das Bett herrichtete, begab sie sich mit ihrem Speisekörbchen in das

Nebenabteil. Dann sagte sie mir, daß sie nicht geweckt zu werden wünsche, da sie gern lange schlafe.“

„Sie haben das Nebenabteil nicht betreten?“

„Nein, Monsieur.“

„Dann wissen Sie auch nicht zufällig, ob sich unter dem Gepäck eine rote Ledertasche befand?“

„Nein, Monsieur, das weiß ich nicht.“

„Halten Sie es für möglich, daß im Nebencoupe ein Mann verborgen gewesen sein könnte?“

Der Mann überlegte.

„Die Tür war halb offen“, sagte er. „Wenn jemand hinter der Tür gestanden wäre, so hätte ich ihn nicht sehen können. Madame hingegen hätte ihn natürlich unbedingt sehen müssen, als sie in das Nebenabteil ging.“

„Ganz richtig“, sagte Poirot. „Können Sie uns sonst etwas erzählen?“

„Ich glaube, das ist alles, Monsieur. An etwas anderes kann ich mich nicht erinnern.“

„Und was war heute morgen?“ fragte Poirot.

„Ich habe die Dame nicht geweckt, da sie es sich ja ausdrücklich verboten hatte. Erst kurz bevor wir nach Cannes kamen, wagte ich es, an die Tür zu klopfen. Da ich keine Antwort bekam, trat ich ein. Die Dame schien schlafend im Bett zu liegen. Ich berührte sie an der Schulter, um sie aufzuwecken, und dann –“

„Und dann sahen Sie, was geschehen war“, fiel Poirot ein. „Mehr brauche ich nicht zu wissen.“

„Ich hoffe, Herr Kommissär, daß ich mich keiner Nachlässigkeit schuldig gemacht habe“, sagte der Mann bedrückt. „Daß so etwas im ‚Blauen Expres‘ passieren kann! Schrecklich, schrecklich!“

„Trösten Sie sich“, sagte der Kommissär, „wir haben das größte Interesse daran, so wenig Lärm wie möglich zu schlagen. Übrigens haben Sie sich meines Erachtens keiner Vernachlässigung Ihrer Pflichten schuldig gemacht.“

„Und der Herr Kommissär wird in diesem Sinne auch der Schlafwagengesellschaft berichten?“

„Aber ja, gewiß“, sagte Caux ungeduldig. „Sie können gehen.“

Der Angestellte verschwand.

„Der Arzt ist der Ansicht“, berichtete der Kommissär, „daß die Dame wahrscheinlich schon tot war, bevor der Zug Lyon erreicht hatte. Wer war also der Mörder? Aus Mademoiselles Erzählung scheint klar hervorzugehen, daß sie während der Fahrt irgendwo den Mann treffen sollte, von dem sie gesprochen hat. Daß sie ihre Zofe in Paris aussteigen ließ, ist bezeichnend. Ist der Mann in Paris zugestiegen und hat sie ihn während der Fahrt im Nebencoupe verborgen gehabt – das wäre denkbar – so sind die beiden vielleicht in Streit geraten, und er könnte sie in einem plötzlichen Wutanfall getötet haben. Das ist eine Möglichkeit. Die zweite, die mich wahrscheinlicher dünkt, ist, daß der Mörder ein Eisenbahnräuber war, sich ungesehen den Gang entlang schleichen konnte, sie ermordete und sich mit der roten Ledertasche, die offenbar ziemlich wertvolle Juwelen enthielt, davonmachte. Höchstwahrscheinlich verließ er den Zug in Lyon. Wir haben schon der dortigen Bahnhofspolizei telegraphiert, um die genaue Beschreibung etwaiger Personen zu erhalten, die dort den Zug verlassen haben.“

„Oder er ist bis Nizza mitgefahren“, warf Poirot ein.

„Auch das ist möglich“, gab der Kommissär zu. „Aber es wäre sehr gefährlich für ihn gewesen.“

Poirot dachte nach und fragte dann:

„Sie glauben also eher, daß ein gewöhnlicher Eisenbahnräuber der Täter war?“

Der Kommissär zuckte die Achseln.

„Schwer zu sagen. Zunächst müssen wir einmal der Zofe habhaft werden. Es ist möglich, daß sie die rote Tasche bei sich hat. In diesem Falle ist anzunehmen, daß der Mann, den Madame treffen wollte, in das Verbrechen verwickelt ist. Es würde sich dann um ein Affektverbrechen, vielleicht aus Eifersucht, handeln. Ich persönlich glaube zwar eher, daß ein Raubmord vorliegt. Diese Eisenbahnbanditen sind in letzter Zeit sehr frech geworden.“

Poirot sah Katherine plötzlich scharf an.

„Und Sie, Mademoiselle, haben während der ganzen Nacht nichts Auffallendes gesehen oder gehört?“

„Nichts“, antwortete Katherine.

„Ich glaube, wir brauchen Mademoiselle nicht länger zu belästigen“, sagte Poirot zu dem Kommissär gewandt.

Der Kommissär nickte zustimmend „Würden Sie so gut sein, uns Ihre Adresse zu hinterlassen?“ sagte er.

Katherine gab ihm den Namen von Lady Tamplins Villa an. Poirot machte eine leichte Verbeugung.

„Würden Sie gestatten, daß ich Sie einmal dort aufsuche?“ erkundigte er sich. „Oder haben Sie so viele Bekannte, daß Sie ununterbrochen in Anspruch genommen sind?“

„Im Gegenteil“, sagte Katherine, „ich werde genug Muße haben, und ich würde mich sehr freuen, Sie wiederzusehen.“

„Ausgezeichnet“, sagte Poirot und nickte ihr freundlich zu. „Dieser Kriminalroman gehört uns beiden. Wir werden

gemeinsam die Untersuchung führen.“

12

IN DER VILLA MARGUERITE

„Du bist also geradezu in den Fall verwickelt“, sagte Lady Tamplin neidisch. „Gott, wie aufregend, meine Liebe!“ Sie öffnete ihre veilchenblauen Augen weit und stieß einen kleinen Seufzer aus.

„Ein richtiger Mord!“ warf ihr junger Gatte begeistert ein.

„An so was hatte Chubby natürlich nicht gedacht“, fuhr Lady Tamplin fort, „er konnte absolut keinen Grund finden, weshalb die Polizei dich mit Beschlag belegte. Weißt du, ich glaube, man müßte diese Geschichte irgendwie ausnützen.“

Katherine fühlte sich ein wenig unbehaglich. Man hatte soeben den Lunch beendet, und sie sah ihre Gastgeber, die um den Tisch herumsaßen, der Reihe nach an. Lady Tamplin, ganz erfüllt von neuen Plänen. Mr. Evans in strahlender Verständnislosigkeit und Lenox mit einem schwer zu enträtselnden Lächeln um den Mund.

Die Polizei hatte Katherine kein Redeverbot auferlegt, und es war ihr natürlich unmöglich gewesen, den nackten Tatbestand vor ihrer Gastgeberin geheimzuhalten. Es wäre ihr aber lieber gewesen, sie hätte schweigen dürfen.

„Jawohl“, sagte Lady Tamplin, plötzlich aus ihrer Träumerei erwacht, es muß etwas geschehen. Vielleicht ein kleiner Artikel in den Zeitungen geschickt aufgezogen. Bericht einer Augenzeugin: „So plauderte ich mit der

Ermordeten und hatte keine Ahnung' – oder so, verstehst du?“

„Blödsinn“, sagte Lenox.

„Du glaubst nicht“, fuhr Lady Tamplin mit ihrer melodischen Stimme fort, „was Zeitungen für so eine Kleinigkeit zahlen. Natürlich müßte der Artikel von jemandem geschrieben sein, der über eine absolut erstklassige gesellschaftliche Position verfügt. Dir würde es vielleicht nicht passen, Katherine, aber ich wäre gern bereit, dir diese Arbeit abzunehmen. Was hältst du davon?“

„Es wäre mir weit lieber, von so etwas die Hände zu lassen“, sagte Katherine geradeheraus.

Lady Tamplin war durch diese glatte Absage ein wenig aus dem Konzept geraten. Sie seufzte und versuchte neuerdings, genauere Informationen über die Sache zu erlangen.

„Also sehr interessant sah die Frau aus, sagst du! Wer kann sie nur gewesen sein? Ihren Namen hast du nicht gehört?“

„Er wurde erwähnt“, gab Katherine zu, „aber ich kann mich nicht an ihn erinnern. Du wirst verstehen, daß ich einigermaßen aufgeregt war.“

Lady Tamplins Kreuzverhör zerrte an ihren Nerven. Lenox, die auf ihre Art Taktgefühl hatte, bemerkte das und lud Katherine ein, mit ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Sie ließ sie dort allein, und bevor sie ging, meinte sie mit der ihr eigenen Offenheit, die Katherine wohltuend empfand: „Du darfst es Mama nicht übelnehmen. Für ein paar Groschen Profit würde sie aus ihrer sterbenden Großmutter Kapital schlagen.“

Lenox fand ihre Mutter und ihren Stiefvater gerade dabei, den neu angekommenen Gast zu kritisieren.

„Sie sieht ganz gut aus“, sagte Lady Tamplin, „sie sieht sogar sehr gut aus, und sie zieht sich ausgezeichnet an.“

„Hast du ihre Augen bemerkt?“ fragte Mr. Evans.

„Laß nur ihre Augen Augen sein, Chubby, jetzt sprechen wir von wichtigeren Sachen. Sie scheint mir nicht sehr – hm, lenkbar zu sein. Geizig ist sie offenbar nicht.“

„Es wird dir schon gelingen, sie zu melken, Mama, und darauf kommt es dir ja schließlich an, nicht?“

„Sie ist meine Cousine“, sagte Lady Tamplin mit Würde.

„Ja, richtig, deine Cousine.“ Mr. Evans, der vor sich hingeträumt hatte, wachte plötzlich auf. „Dann muß ich sie wohl Katherine nennen.“

„Wie du sie nennst, ist ziemlich gleichgültig, Chubby“, meinte Lady Tamplin.

„Wenn es dir egal ist, nenne ich sie jedenfalls Katherine. Glaubst du, daß sie Tennis spielt?“

„Aber keine Spur“, sagte Lady Tamplin. „Sie war doch Gesellschafterin. Gesellschafterinnen spielen höchstens Croquet. Meistens beschäftigen sie sich allerdings, soviel ich weiß, damit, Wolle aufzuwinden und Hunde zu baden.“

„Großer Gott!“ rief Mr. Evans. „Beschäftigen sie sich wirklich mit solchen Dingen?“

Lenox schlenderte wieder in Katherines Zimmer hinauf.

„Kann ich dir behilflich sein?“ fragte sie. Katherine verneinte höflich.

Lenox setzte sich auf die Bettkante und sah den Gast nachdenklich an.

„Warum bist du eigentlich zu uns gekommen?“ fragte sie schließlich. „Du paßt doch gar nicht zu uns.“

„Ich möchte in die Gesellschaft eingeführt werden.“

„So dumm siehst du doch gar nicht aus“, meinte Lenox. „Übrigens hast du fabelhafte Kleider.“ Sie seufzte. „Mir nützen Kleider nichts. Ich bin von Natur aus unschick. Schade! Ich liebe nämlich hübsche Kleider.“

„Ich auch. Aber bisher habe ich wenig Gelegenheit gehabt, welche zu tragen. Gefällt dir das hier?“

Sie musterten genießerisch Stück für Stück der Garderobe.

„Du gefällst mir“, sagte Lenox plötzlich. „Ich bin eigentlich heraufgekommen, um dich vor Mama zu warnen. Aber ich glaube, das ist gar nicht nötig. Du bist ein sehr offener, anständiger Kerl, aber dumm bist du nicht. – Was ist denn los?“

Aus der Halle tönte Lady Tamplins melodische Stimme herauf.

„Derek hat gerade angerufen, Lenox, er lädt sich für heute abend zum Dinner ein. Geht das? Ich meine, haben wir nicht wieder Wachteln? Die ißt er nämlich nicht.“

Lenox beruhigte sie und nahm wieder ihren Sitz auf der Bettkante ein. Sie sah jetzt fröhlicher, weniger mürrisch aus.

„Ich freue mich, daß Derek kommt“, sagte sie. „Er wird dir gefallen.“

„Wer ist Derek?“

„Lord Leconburys Sohn; mit einer reichen Amerikanerin verheiratet. Die Frauen fliegen enorm auf ihn.“

„Warum?“

„Der übliche Grund – er ist ein fabelhaft hübscher Mensch und ein fürchterlicher Taugenichts. Jede wirft sich ihm an den Hals.“

„Du auch?“

„Manchmal mag ich ihn“, sagte Lenox, „und manchmal

stell ich mir wieder als mein Ideal vor, einen braven Landpastor zu heiraten und irgendwo in einer unmöglichen Gegend meinen Kohl zu bauen.“

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Es ist ganz merkwürdig mit Derek. Die ganze Familie ist ein bißchen übergeschnappt – wahnsinnige Spieler, verstehst du? In der guten alten Zeit pflegten sie ihre Schlösser und ihre Frauen zu verspielen und dergleichen wilde Sachen. Derek wäre ein großartiger Räuberhauptmann geworden, à la Fra Diavolo.“ Sie war aufgestanden. Bei der Tür sagte sie:

„Also komm gelegentlich herunter, wenn du Lust hast.“

Allein geblieben, hing Katherine ihren Gedanken nach.

Sie fühlte sich nicht sonderlich zu Hause hier, und die Umgebung bedrückte sie. Die Art und Weise, mit der ihre neuen Hausgenossen ihren Bericht über den grausigen Fund im Expreßzug aufgenommen hatten, verletzte ihr empfindliches Taktgefühl. Sie dachte lange und ernst über die ermordete Frau nach. Ruth tat ihr leid, obgleich sie sich ehrlich gestehen mußte, daß sie ihr eigentlich nicht gefallen hatte. Der schrankenlose Egoismus, der ihrem Charakter seinen Stempel aufgedrückt hatte, war ihr nicht entgangen und stieß sie ab.

Sie hatte, als sie nach der Unterhaltung das Coupe verlassen hatte, den bestimmten Eindruck gewonnen, daß Ruth einen Entschluß gefaßt hatte. Worin dieser Entschluß allerdings bestand, war ihr weniger klar. Und dann hatte sich der Tod an sie herangeschlichen, und alle ihre Pläne waren in Nichts zerronnen. Wie entsetzlich, daß ein abscheuliches Verbrechen der Reise ein Ende gemacht hatte! Und plötzlich fiel Katherine eine kleine Tatsache ein, von der sie vielleicht der Polizei hätte Mitteilung machen müssen – eine Tatsache, die momentan ihrem

Gedächtnis entfallen gewesen war. Handelte es sich überhaupt um etwas von Bedeutung? Sie glaubte bestimmt, einen Mann in das Coupe der Ermordeten hineingehen gesehen zu haben. Aber natürlich war es auch möglich, daß der Mann das benachbarte Coupe betreten hatte. Ein Eisenbahnräuber war es jedenfalls nicht. Sie erinnerte sich jetzt ganz genau an ihn, da sie ihn ja vorher schon zweimal gesehen hatte. Einmal im Savoy und einmal bei Cook. Sicherlich hatte sie sich geirrt. Er war wohl nicht in das Coupe ihrer Reisegefährtin gegangen, und es war vielleicht besser, wenn sie der Polizei gegenüber nichts erwähnte. Wer weiß, was sie damit anrichten könnte!

Sie ging zu den anderen auf die Terrasse hinunter. Zwischen blühenden Mimosenzweigen blickte sie auf das Blau des Mittelmeeres hinaus, und während sie mit halbem Ohr Lady Tamplins Geplapper zuhörte, war sie doch froh, hergekommen zu sein. Es war doch etwas anderes als St. Mary Mead.

Am Abend zog sie das mauve Abendkleid, das „*Soupir d'automne*“ benannt war, an, lächelte einen Augenblick ihrem Spiegelbild zu und ging dann mit einem Gefühl der Schüchternheit, das ihr sonst vollkommen fremd war, in den Salon.

Die meisten Gäste waren bereits versammelt, und da lärmiger Betrieb das besondere Kennzeichen von Lady Tamplins Gesellschaften war, herrschte bereits ein betäubendes Stimmengewirr in den Räumen. Chubby eilte auf Katherine zu, nötigte sie zu einem Cocktail und nahm sie unter seine Fittiche.

„Da bist du ja endlich, Derek!“ rief Lady Tamplin, als ein verspäteter Gast eintrat. „Jetzt bekommen wir endlich etwas zu essen. Ich sterbe schon vor Hunger.“

Ein jäher Schreck durchzuckte Katherine. Das also war Derek! Doch sie war eigentlich nicht überrascht. Sie hatte gespürt, daß sie den Mann, dem sie infolge einer seltsamen Verkettung von Zufällen bereits dreimal begegnet war, wieder treffen würde. Auch er schien sie wieder zu erkennen. Er hielt plötzlich im Sprechen inne, und es dauerte einige Sekunden, ehe er sein Gespräch mit Lady Tamplin fortsetzen konnte. Beim Dinner saß er neben Katherine und wandte sich ihr sofort mit einem liebenswürdigen Lächeln zu.

„Ich wußte, daß ich Sie bald kennenlernen würde“, meinte er, „nur habe ich natürlich nie daran gedacht, daß es hier sein würde. Ich fange an, an Bestimmung zu glauben. Einmal im Savoy und einmal bei Cook – aber aller guten Dinge sind drei. Sagen Sie jetzt nur nicht, daß Sie sich nicht an mich erinnern. Tun Sie bitte wenigstens so, als ob ich Ihnen damals aufgefallen wäre!“

„Sie sind mir wirklich aufgefallen“, sagte Katherine, „aber ich begegne Ihnen heute nicht zum dritten, sondern zum vierten Male. Das dritte Mal sah ich Sie im ‚Blauen Expreß‘.“

„Im ‚Blauen Expreß‘?“ Sein Wesen schien plötzlich verändert. Er schien seltsam niedergeschlagen. Seine Stimme freilich klang unverändert, als er fortfuhr:

„Was war das eigentlich für ein Gerede heute morgen? Ist es wahr, daß jemand gestorben ist?“

„Ja“, sagte Katherine langsam. „Es ist jemand gestorben.“

„Man sollte eigentlich in einem Zug nicht sterben. Ich glaube, man ruft damit geradezu internationale Verwicklungen hervor. Und der Zug hat eine Ausrede, noch mehr Verspätung zu haben als gewöhnlich.“

„Mr. Kettering?“ Eine dicke Dame, die den beiden

gegenübersaß, beugte sich vor und sprach mit der entschlossenen Betonung, die der amerikanischen Rasse eigen ist, zu Derek. „Mr. Kettering, mir scheint, Sie haben mich vergessen. Und dabei bin ich doch direkt verliebt in Sie gewesen.“

Derek antwortete ihr scherzend. Katherine saß beinahe betäubt da.

Kettering! Natürlich war das der Name der Ermordeten. Was für eine seltsame, fast gespenstische Situation! Vergangene Nacht hatte sie diesen Mann in das Abteil seiner Frau hineingehen sehen, und sie war am Leben und bei bester Gesundheit gewesen, als er sie verlassen hatte. Jetzt saß er hier ruhig bei Tisch, ohne eine Ahnung von dem Geschick, das seine Gattin betroffen hatte. Hierüber konnte kein Zweifel herrschen. Er wußte von nichts.

Ein Diener beugte sich zu Derek hinab, überreichte ihm ein Billett und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Mit einem Wort der Entschuldigung riß er den Umschlag auf; der Ausdruck grenzenlosen Erstaunens malte sich auf seinen Zügen, dann sah er die Dame des Hauses an.

„Wirklich höchst merkwürdig. Es tut mir schrecklich leid, Rosalie, aber ich fürchte, ich muß Sie verlassen. Der Polizeipräsident wünscht mich sofort zu sehen. Um was kann es sich da bloß handeln?“

„Deine Verbrechen sind an den Tag gekommen“, meinte Lenox lachend.

„Das muß wohl so sein“, sagte Derek. „Höchstwahrscheinlich irgendein idiotischer Blödsinn. Aber hingehen muß ich jedenfalls. Wie kann der alte Knabe es nur verantworten, mich mitten in einem so ausgezeichneten Dinner zu stören. Um das zu rechtfertigen, müßte es sich wirklich schon um etwas Ernstes handeln.“ Lachend schob er seinen Sessel zurück,

stand auf und verließ den Raum.

VAN ALDIN EMPFÄNGT EIN TELEGRAMM

Am Nachmittag des dreizehnten Februar lag ein gelber Nebel über London, und das Ausgehen an diesem Tage war höchst unbehaglich. Rufus van Aldin machte sich diese atmosphärischen Verhältnisse auf seine Art zunutze: er absolvierte das doppelte Arbeitsquantum als sonst. Knighton war darüber sehr erfreut. Der Millionär hatte sich in letzter Zeit selten auf seine Arbeit konzentrieren können. Wenn sein Sekretär ihn auf die Dringlichkeit einer bestimmten Sache hingewiesen hatte, hatte ihm van Aldin kaum zugehört. Heute aber stürzte sich der Amerikaner mit doppelter Energie in die Arbeit.

Und doch bedrückte van Aldin auch heute etwas. Es war eine ganz zufällige Bemerkung seines Sekretärs. Sie bohrte sich langsam in seine Gedankengänge ein und füllte schließlich sein ganzes Bewußtsein aus. Äußerlich schien er den Darlegungen Knightons mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen, in Wirklichkeit hörte er aber kaum ein Wort von dem, was der andere sagte. Er nickte automatisch, und der Sekretär wollte sich gerade einem anderen Schriftstück zuwenden. Als er es herausuchte, sagte sein Chef:

„Möchten Sie mir das nicht noch einmal erzählen, Knighton?“

Der Sekretär verstand nicht ganz, um was es sich handelte.

„Meinen Sie das hier, Sir?“ Er wies auf den vor ihm liegenden Geschäftsbericht einer Aktiengesellschaft.

„Nein, nein“, sagte van Aldin, „ich meine das, was Sie mir vorhin erzählt haben: daß Sie Ruths Zofe gestern abend in Paris gesehen haben. Das ist mir ganz unverständlich. Sie müssen sich geirrt haben.“

„Ich kann mich nicht geirrt haben, Sir. Ich habe sogar mit ihr gesprochen.“

„Erzählen Sie mir die ganze Geschichte noch einmal!“

Knighton gehorchte. „Ich hatte die Unterhandlungen mit der Firma Bartheimer zu Ende gerührt und war ins Ritz zurückgekehrt, um meine Sachen abzuholen. Ich wollte noch zu Abend essen und dann am Nordbahnhof den Neunuhrzug nehmen. In der Hotelhalle sah ich eine Frau, in der ich sofort Mrs. Ketterings Zofe erkannte. Ich fragte sie, ob Mrs. Kettering hier abgestiegen sei.“

„Aha!“ sagte van Aldin. „Und sie sagte Ihnen, daß Ruth an die Riviera weitergefahren sei und sie in das Ritz geschickt habe, um dort weitere Weisungen zu erwarten.“

„Jawohl, so war es, Sir.“

„Merkwürdig!“ sagte van Aldin. „Wirklich sehr merkwürdig. Vielleicht hat sich das Frauenzimmer frech benommen, und meine Tochter wollte sie nicht weiter um sich haben.“

„In diesem Falle“, fiel Knighton ein, „hätte ihr Mrs. Kettering sicher Geld gegeben und sie angewiesen, nach England zurückzufahren. In das Hotel Ritz hätte sie sie wohl kaum geschickt.“

„Allerdings nicht“, murmelte der Millionär. „Da haben Sie recht.“

Er wollte noch etwas hinzufügen, unterdrückte es aber. Er hatte Knighton gern und vertraute ihm vollkommen,

aber er konnte schließlich nicht gut mit seinem Sekretär die Privatangelegenheiten seiner Tochter besprechen. Der Mangel an Offenheit seitens Ruth hatte ihn bereits früher verletzt, und diese zufällige Mitteilung war nicht dazu angetan, seinen Ärger zu zerstreuen.

Warum hatte sich Ruth ihrer Zofe in Paris entledigt? Wie merkwürdig der Zufall manchmal eingreift! Ruth hatte natürlich niemals vermeinen können, daß der erste, dem ihre Zofe in Paris in die Hände lief, der Sekretär ihres Vaters war. Aber so etwas kam vor. Auf solche Weise kam man den Menschen auf ihre Schliche.

Er zuckte bei diesem Gedanken innerlich zusammen. Handelte es sich denn hier wirklich um „Schliche“? Es widerstrebte ihm, sich eine Antwort auf diese Frage zu geben. Die Antwort war – daran war nicht zu zweifeln – Armand de la Roche.

Es war bitter für van Aldin, daß seine Tochter sich von einem solchen Menschen betören ließ. Aber er mußte zugeben, daß sie sich in guter Gesellschaft befand, daß andere, kluge und gewandte Frauen dem faszinierenden Reiz des Comte erlegen waren. Ein Mann durchschaute ihn. Eine Frau war dazu offenbar nicht imstande. Er suchte nach Worten, die den offenbar auch erwachten Verdacht seines Sekretärs zerstreuen sollten. „Ruth ändert ihre Pläne immer von einem Augenblick auf den andern“, sagte er, um dann in einem Ton, der sorglos erscheinen sollte, hinzuzusetzen: „Irgendeinen Grund für die plötzliche Sinnesänderung meiner Tochter hat Ihnen die Zofe wohl nicht gegeben?“

Knighton gab sich Mühe, seine Stimme so natürlich wie möglich klingen zu lassen, als er antwortete:

„Sie sagte, daß Mrs. Kettering plötzlich einen Bekannten getroffen habe.“

„So, so, einen Bekannten. Oder sagte sie vielleicht eine Bekannte?“

„Soviel ich mich erinnere, sprach sie von einem Herrn.“

Van Aldin nickte. Seine schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich. Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wie er es stets zu tun pflegte, wenn er erregt war. Außerstande, seine Gefühle länger zu verbergen, brach er los: „Ist es denn ganz unmöglich, eine Frau zu Verstand zu bringen? Da spricht man immer von dem feinen Instinkt der Frau. Alles Blödsinn! Auf den plumpsten Schwindler fallen sie herein. So ein Kerl braucht bloß hübsch zu sein und ein bißchen Süßholz zu raspeln, und schon ist er am Ziel. Wenn es nach mir ginge –“

Hier wurde er unterbrochen. Ein Boy mit einem Telegramm trat ein. Van Aldin riß es auf, und sein Gesicht wurde plötzlich kreidebleich. Er hielt sich an einer Stuhllehne, um nicht zu fallen, und winkte dem Jungen mit der Hand, hinauszugehen.

„Was gibt es Sir?“

Knighton eilte besorgt auf seinen Chef zu.

„Ruth!“ stieß Aldin heiser hervor.

„Ist Mrs. Kettering ein Unglück zugestoßen?“

„Tot!“

„Entsetzlich! Ein Eisenbahnunfall?“

Van Aldin schüttelte den Kopf.

„Nein. Mein armes Kind ist ermordet worden!“

„Um Gottes willen!“

Das Telegramm entfiel van Aldins Hand, die wie gelähmt herabsank.

„Von der Polizei in Nizza. Ich muß hin ... sofort ...!“

Es gab nichts, worüber Knighton nicht Bescheid wußte. Er sah auf die Uhr.

„Um fünf Uhr ab Victoria-Bahnhof“, sagte er.

„Gut. Sie begleiten mich, Knighton. Instruieren Sie meinen Diener und packen auch Sie. Erledigen Sie hier das Dringendste; ich muß in die Wohnung meiner Tochter.“

Das Haustelefon klingelte, und der Sekretär hob den Hörer ab.

„Wer spricht?“ Dann zu van Aldin: Mr. Goby, Sir.“

„Goby? Ich kann ihn jetzt nicht empfangen. Nein – warten Sie. Wir haben noch Zeit. Er soll heraufkommen.“

Van Aldin war eine starke Natur. Schon hatte er seine eiserne Ruhe wieder gewonnen. Als er, Goby begrüßte, klang seine Stimme ruhig wie immer.

„Ich habe es eilig. Etwas Wichtiges?“ Goby hustete. Sie wollten über alle Schritte von Mr. Kettering unterrichtet sein, Sir!“

„Nun, und?“

„Mr. Kettering ist gestern vormittag an die Riviera abgereist.“

„Was sagen Sie?“

Seine Stimme brachte Goby offenbar aus dem Gleichgewicht. Der würdige Mann brach mit seiner Gewohnheit, seinen Geschäftspartner niemals anzusehen, und warf einen flüchtigen Seitenblick auf den Millionär.

„Welchen Zug hat er genommen?“ fragte van Aldin.

„Den ‚Blauen Expresß’!“

Goby hustete erneut und sagte zu der Uhr auf dem Kamin:

„Mademoiselle Mirelle, die Tänzerin vom Parthenon,

benutzte denselben Zug.“

ADA MASON'S ERZÄHLUNG

„Ich kann Sie nur nochmals unseres wärmsten und aufrichtigsten Mitgefühls versichern.“

„Danke, Herr Untersuchungsrichter.“

Van Aldin schnitt die wohlgemeinten Beileidsbezeugungen mit einer scharfen Geste ab. Außer den beiden Beamten und dem Millionär war noch eine weitere Person im Zimmer des Untersuchungsrichters anwesend, die nun das Wort ergriff: „Mr. van Aldin wünscht, daß sofort gehandelt werde.“

„Oh, pardon“, rief der Kommissär, „darf ich Ihnen Monsieur Hercule Poirot vorstellen, Mr. van Aldin? Wenn er sich auch seit einigen Jahren von seinem Beruf zurückgezogen hat, so kennt doch heute noch jedes Kind seinen Namen als den eines der größten Detektive.“

„Freut mich, Monsieur Poirot. Sie haben sich also von den Geschäften zurückgezogen?“

„In der Tat, Monsieur. Ich freue mich jetzt meines Lebens.“

Der kleine Mann machte eine ausdrucksvolle Geste.

„Monsieur Poirot fuhr ganz zufällig mit dem ‚Blauen Expres‘“, erklärte der Kommissär. „Er hat die Freundlichkeit gehabt, uns seine große Erfahrung zur Verfügung zu stellen.“

Der Millionär sah ihn interessiert an und meinte dann:

„Ich bin sehr reich, Monsieur Poirot. Man sagt im allgemeinen, daß reiche Leute von dem Gedanken besessen sind, alles und alle kaufen zu können. Das trifft bei mir nicht zu. Ich bin, was man an der New-Yorker Börse einen großen Mann nennt, und ein großer Mann darf einen andern großen Mann bitten, ihm gefällig zu sein.“

„Gut gesagt, Mr. van Aldin“, nickte Poirot. „Ich stelle mich Ihnen vollkommen zur Verfügung.“

„Danke. Sie werden mich nicht undankbar finden. Und jetzt, meine Herren, an die Arbeit.“

„Ich schlage vor“, sagte Carrège, der Untersuchungsrichter, „zuerst die Zofe Ada Mason zu verhören. Soviel ich weiß, haben Sie sie mitgebracht.“

„Jawohl“, antwortete van Aldin. „Der Tod meines armen Kindes hat sie furchtbar erschüttert, aber sie hat sich jetzt soweit gefaßt, daß sie ihre Geschichte zusammenhängend erzählen kann.“

„Ich werde sie mir sofort vornehmen“, sagte der Untersuchungsrichter. Er drückte auf einen Knopf, und gleich darauf trat Ada Mason ein.

Sie war in korrektes Schwarz gekleidet; ihre Nasenspitze leuchtete rot, ihre grauen Reisehandschuhe hatte sie gegen schwarze Glaces eingetauscht. Nicht ohne Scheu sah sie sich in dem Amtsraum um. Der Untersuchungsrichter redete sie freundlich an.

„Sie heißen Ada Mason, nicht wahr?“

„Jawohl, Ada Beatrice sind meine Taufnamen.“

„Sehr gut. Wir verstehen vollkommen, Miß Mason, daß der traurige Fall Sie sehr erregt hat.“

„Wahrhaftig, das hat er, Sir. Ich habe immer mein Bestes getan, um die Herrschaften, bei denen ich gedient habe, zufriedenzustellen. Daß ich so etwas Schreckliches

miterleben muß!“

„Wir wollen zunächst sehen, wie sich der Fall zugetragen hat“, sagte Carrège beruhigend. „Als Sie von London abfuhren, war wohl noch keine Rede davon, daß Sie in Paris bleiben sollten?“

„Nein, Sir. Wir wollten geradewegs bis Nizza durchfahren.“

„Sind Sie bereits früher einmal mit Ihrer Dame im Ausland gewesen?“

„Nein, ich war erst seit zwei Monaten in ihrem Dienst.“

„Fiel Ihnen bei der Abreise irgend etwas an Ihrer Herrin auf?“

„Ja. Sie schien sich über etwas Sorgen zu machen. Sie war nervös und aufgereggt, und ich konnte ihr nichts recht machen.“

Carrège nickte.

„Wann war denn zum erstenmal die Rede davon, daß Sie in Paris bleiben sollten?“

„Am Gare de Lyon. Meine Dame wollte auf dem Bahnsteig ein bißchen frische Luft schöpfen. Sie hatte gerade den Gang betreten, als sie einen leichten Schrei ausstieß und mit einem Herrn in ihr Coupe zurückkehrte. Dann schloß sie die Verbindungstür zwischen ihrem und meinem Abteil, so daß ich gar nichts sehen oder hören konnte. Eine kurze Weile darauf öffnete sie plötzlich die Tür und teilte mir mit, daß sie ihren Plan geändert habe. Sie gab mir Geld und sagte mir, ich solle ruhig ins Ritz gehen und warten, bis ich weiter von ihr höre; ich hatte gerade genug Zeit, meine Sachen zu packen und den Zug zu verlassen. Gleich danach fuhr er ab.“

„Wo war der Herr, als Mrs. Kettering Ihnen diese Weisungen gab?“

„Er stand in dem anderen Coupe und schaute zum Fenster hinaus.“

„Könnten Sie ihn uns beschreiben?“

„Ich habe ihn eigentlich kaum gesehen. Fast die ganze Zeit über kehrte er mir den Rücken zu. Es war ein großer Herr mit dunklem Haar, mehr kann ich nicht sagen. Wenn ich mich richtig entsinne, hat er einen dunkelblauen Überzieher angehabt.“

„War er ein Passagier des ‚Blauen Expresß‘?“

„Das glaube ich nicht, Sir. Es kam mir wenigstens so vor, als ob er zum Bahnhof gekommen wäre, um Mrs. Kettering auf der Durchreise zu begrüßen.“

„Ihre Herrin gab dem Schlafwagenangestellten später den Auftrag, sie am Morgen nicht zu stören. Finden Sie das auffallend?“

„Durchaus nicht, Sir, meine Dame frühstückte niemals, und sie schlief des Nachts meistens schlecht, so daß sie gerne bis tief in den Morgen hinein ruhte.“

Carrère ging auf ein anderes Thema über.

„Unter dem Gepäck befand sich eine rote Schmuckkassette, nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Haben Sie diese Kassette mit ins Ritz genommen?“

„Ich soll die Schmuckkassette der gnädigen Frau ins Ritz mitgenommen haben? Da sei Gott vor, Sir“ – die Zofe war geradezu entsetzt über diese Zumutung.

„Sie ließen das Stück also im Zug zurück?“

„Gewiß.“

„Wissen Sie, ob Mrs Kettering viel Schmuck bei sich trug?“

„Ziemlich viel, soviel ich weiß. Mir war ein bißchen

unbehaglich zumute, kann ich Ihnen sagen. Wo man doch oft hört, daß man im Ausland so leicht ausgeraubt wird. Meine Herrin hat mir einmal erzählt, daß die Rubine allein mehrere hunderttausend Pfund wert seien.“

„Um Gottes willen!“ schrie van Aldin, „sie hatte die Rubine bei sich? Ich habe ihr ausdrücklich geraten, sie bei der Bank zu deponieren.“

Miß Mason hustete ein wenig, was besagen sollte, daß ihre Herrin eine sehr eigensinnige Dame gewesen sei, die sich nicht so leicht raten ließ.

„Ruth muß von Sinnen gewesen sein“, murmelte van Aldin.

Jetzt hustete zur Abwechslung der Untersuchungsrichter, und offenbar hatte auch sein Husten etwas zu bedeuten.

»Für den Augenblick“, sagte er dann zu der Zofe, „dürfte das wohl alles sein. Wollen Sie sich in das Nebenzimmer begeben, Mademoiselle, und das Protokoll über das Verhör unterzeichnen!“

Die Zofe ging, begleitet von dem Schreiber, hinaus, und van Aldin wandte sich an den Untersuchungsbeamten:

„Ich habe das Gefühl, daß die Erwähnung des Rubinschmuckes seitens der Zofe Ihnen bedeutungsvoll erschienen ist.“

Carrège öffnete eine Schublade seines Schreibtisches, zog einen Brief hervor und reichte ihn van Aldin.

„Dieses Schreiben wurde in Madames Handtäschchen gefunden.“

„*Chère Amie*, ich will Dir gehorchen. Ich werde vorsichtig, diskret sein, kurz alles, was ein Liebender am meisten haßt. Die Isles d’Or liegen fernab von der großen Welt, und Du darfst davon überzeugt sein, daß nichts an

den Tag kommen kann. Es beweist mir wiederum Dein wundervolles Verständnis, daß Du Dich so für das Werk über berühmte Juwelen interessierst, an dem ich arbeite. Es wäre für mich von geradezu unschätzbarem Wert, diese historischen Rubine tatsächlich zu sehen und genau zu studieren. Ich werde dem berühmten ‚Feuerherz‘ ein spezielles Kapitel einräumen. Du Süße! Nur noch ein wenig Geduld! Bald werde ich Dich entschädigen für alle diese traurigen Jahre der Trennung und der Leere. Dein Dich anbetender Armand.“

15

DER COMTE DE LA ROCHE

Van Aldin las den Brief schweigend zu Ende. Der Zorn trieb ihm das Blut in die Wangen. Auf seiner Stirne traten die Adern hervor, und seine großen Hände krampften sich konvulsivisch ineinander. Wortlos gab er den Brief zurück. Carrège schaute angespannt auf seinen Schreibtisch, Caux heftete seinen Blick auf die Decke, und Hercule Poirot büstete zärtlich ein imaginäres Stäubchen von seinem Rockärmel. Der Takt gebot den drei Männern, van Aldin in diesem Augenblick nicht anzuschauen.

Erst nach geraumer Zeit fand der Untersuchungsrichter den Mut, das schmerzliche Thema zu berühren.

„Vielleicht haben Sie eine Ahnung, Monsieur“, murmelte er, „wer – hm – diesen Brief geschrieben hat.“

„Ich *weiß*, wer ihn geschrieben hat“, antwortete van Aldin grimmig.

„Ein Schurke, der sich Comte de la Roche nennt.“

Es trat eine Pause ein. Dann sagte Poirot leise:

„Wir verstehen, Mr. van Aldin, wie schmerzlich es Ihnen sein muß, über diese Dinge zu reden. Und doch – wenn die Tat ihre Sühne finden soll, müssen wir alles wissen.“

Van Aldin schwieg einen Augenblick, dann gab er durch ein kaum merkbares Nicken zu verstehen, daß er die Richtigkeit dieses Standpunktes einsehe.

„Sie haben recht, Monsieur Poirot. Es geht fast über meine Kraft, aber ich *muß* Ihnen alles sagen, was ich weiß.“ Er hielt einen Augenblick inne und preßte die Hand gegen seine Stirn. Dann fuhr er fort: „Die Geschichte begann vor elf oder zwölf Jahren in Paris. Meine Tochter war damals ein junges Mädchen voll törichter, romantischer Ideen, wie alle jungen Mädchen. Hinter meinem Rücken machte sie die Bekanntschaft dieses Comte de la Roche. Sie haben vielleicht von ihm gehört.“

Der Kommissär und Poirot nickten bejahend.

„Er legte sich diesen hochtrabenden Namen bei“, fuhr van Aldin fort, „aber ich zweifle sehr daran, ob er ein Recht auf diesen Titel hat.“

„Im Gothaer Hofkalender würden Sie jedenfalls seinen Namen vergeblich suchen“, stimmte der Kommissär zu.

„Der hübsche Bursche übte auf die Frauen eine ganz eigenartige Anziehung aus. Ruth war in den Menschen leidenschaftlich verliebt, aber ich machte der Geschichte bald ein Ende. Der Mann war nichts anderes als ein gewöhnlicher Schwindler.“

„Sie haben vollkommen recht“, sagte der Kommissär. „Wir von der Polizei kennen den Comte sehr gut. Wir suchen schon lange nach einer Handhabe, um den Kerl packen zu können, aber es ist verflucht schwer. Der Bursche ist durchtrieben. Seine Affären hat er stets mit

Damen der großen Gesellschaft. Wenn er von ihnen unter betrügerischen Angaben Geld herauslockt oder sich als Erpresser betätigt, so denkt natürlich keine dieser Damen daran, vor Gericht gegen ihn aufzutreten. Niemand stellt sich gerne bloß.“

„So ist es“, sagte der Millionär finster. „Wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich damals energisch zwischen die beiden getreten. Ungefähr ein Jahr später traf sie ihren nachmaligen Gatten und heiratete ihn. Ich glaubte natürlich, daß die alte Geschichte endgültig begraben sei. Vor ungefähr einer Woche entdeckte ich aber zu meinem Erstaunen, daß meine Tochter ihre Beziehungen zu dem Comte wieder aufgenommen hatte. Ich machte ihr klar, was für eine Unvorsichtigkeit sie damit begehe, da sie sich doch entschlossen hatte, gegen ihren Mann die Scheidungsklage einzureichen.“

„Interessant“, murmelte Poirot nachdenklich.

Van Aldin warf ihm einen raschen Blick zu und fuhr dann fort:

„Meine Tochter scheint nicht die Kraft gehabt zu haben, endgültig mit dem Menschen zu brechen, und es ist kaum zweifelhaft, daß sie de la Roche in Paris treffen wollte. Die einzige Folge meiner Warnungen scheint die gewesen zu sein, daß sie dem Comte eine Änderung des Treffpunktes vorschlug.“

„Die Isles d’Or“, bemerkte der Kommissär, „liegen gegenüber Hyeres. Ein einsames, idyllisches Fleckchen Erde.“

„Wie konnte Ruth eine solche Närrin sein“, rief van Aldin bitter. »Wie konnte sie nur auf den Humbug mit dem Werk über Juwelen hereinfallen! Ihm ging es natürlich nur um die Rubine.“

„Man hat in letzter Zeit davon gesprochen, daß die

unschätzbaren russischen Kronrubine in den Besitz eines Amerikaners gelangten. Ich nehme an, daß Sie, Monsieur, der Käufer waren?“

„Jawohl“, sagte van Aldin. „Ich erwarb sie in Paris vor ungefähr zehn Tagen.“

„Entschuldigen Sie die Frage, Monsieur, aber haben Sie vorher längere Zeit wegen des Ankaufs verhandelt?“

„Etwas über zwei Monate. Warum?“

„So etwas spricht sich herum“, meinte Poirot, „es gibt immer Leute, die einem berühmten Geschmeide von so enormem Wert nachjagen.“

„Ich erinnere mich jetzt“, sagte van Aldin ganz gebrochen, „an einen Scherz, den ich Ruth gegenüber machte, als ich ihr die Steine schenkte. Ich sagte ihr, sie möge sie nicht mit an die Riviera nehmen, denn ich könne mir den Luxus nicht erlauben, sie um dieser Steine willen berauben und ermorden zu lassen. O Gott, was für Dinge sagt man doch manchmal – und wie wenig denkt man daran, daß sie einmal bittere Wahrheit werden können.“

Ein mitfühlendes Schweigen breitete sich über den Raum; dann nahm Poirot in sachlichem Tone das Wort.

„Der Tatbestand scheint folgender zu sein. Der Comte de la Roche war über Ihren Ankauf der Juwelen unterrichtet. Alles weist darauf hin, daß er Madame Kettering mittels eines fadenscheinigen Lügenmärchens dazu bewog, die Steine mitzunehmen. Er muß infolgedessen auch der Mann sein, den die Zofe während des Aufenthaltes in Paris im Coupe der Verstorbenen sah.“

Die anderen drei nickten zustimmend.

„Madame ist erstaunt über sein Erscheinen, aber sie erfaßt die Situation sofort. Die Mason wird aus dem Weg geschafft. Der Schlafwagenangestellte macht im ersten

Coupe das Bett, betritt aber das zweite Abteil nicht. Der Comte kann also ohne weiteres dort versteckt sein. Niemand, außer Madame, weiß von seiner Anwesenheit im Zuge; er sorgt dafür, daß die Zofe sein Gesicht nicht sehen kann. Die beiden bleiben allein – und der Zug rast durch die Nacht. Zu einem Kampf ist es sicherlich nicht gekommen. Denn sie hält den Mann ja für ihren Liebhaber.“

An van Aldin gewendet fuhr Poirot leiser fort:

„Der Tod, Monsieur, muß fast augenblicklich eingetreten sein. Der Comte brauchte nur die Schmuckkassette zu ergreifen und bald darauf fuhr der Zug im Lyoner Hauptbahnhof ein.“

Carrège nickte zustimmend.

„Vollkommen richtig. Der Schlafwagenangestellte steigt aus. Es muß ein leichtes für einen solchen Menschen sein, den Zug ungesehen zu verlassen und einen Zug nach Paris oder nach irgendeinem anderen ihm geeignet erscheinenden Ort zu nehmen. Alles hätte auf einen gewöhnlichen Eisenbahnraub hingewiesen. Wäre nicht der Brief in Madames Täschchen gefunden worden, so wäre vielleicht gar kein Verdacht auf den Comte gefallen.“

„Es war unvorsichtig von ihm, das Täschchen nicht zu untersuchen“, meinte der Kommissär.

„Gewiß“, stimmte Poirot zu. „Als raffinierter Frauenkenner hätte er wissen müssen, daß eine liebende Frau einen solchen Brief nicht vernichtet.“

„In solchen Situationen verliert der Täter oft die klare Überlegung“, meinte der Untersuchungsrichter. „Wenn unsere Verbrecher immer ganz logisch handeln würden, wie sollten wir sie dann fangen?“

Poirot lächelte unmerklich.

„Der Tatbestand scheint mir vollkommen klar“, fuhr der Untersuchungsbeamte fort. „Aber er ist verflucht schwer zu beweisen. Der Comte ist ein aalglatter Geselle, und falls die Zofe ihn nicht identifizieren kann ...“

„Was sehr wahrscheinlich der Fall ist“, warf Poirot ein.

„Leider.“ Der Untersuchungsrichter rieb sich das Kinn. „Eine heikle Angelegenheit.“

„Wenn er das Verbrechen wirklich begangen hat –“ begann Poirot.

Caux unterbrach ihn.

„Wenn! – Sie sagen wenn?“

„Jawohl, Herr Kommissär, ich sage ,wenn’.“

„Vielleicht kann der Comte ein Alibi erbringen.“

„Gott, das würde nichts beweisen“, erwiderte Poirot. „Wenn er das Verbrechen begangen hat, hat er sicher für ein Alibi gesorgt. O nein, aus einem ganz anderen Grund habe ich ,wenn’ gesagt.“

„Und zwar aus welchem?“

Poirot bewegte bedeutungsvoll seinen Zeigefinger.

„Aus psychologischen Gründen. Der Comte ist ein Halunke, ein Schwindler – zugegeben. Er hatte die Absicht, Madames Schmuck zu stehlen – ebenfalls zugegeben. Aber ein Mensch dieser Art ist immer ein Feigling; er riskiert nicht gerne etwas. Ein Mord ist einem solchen Menschen nicht zuzutrauen.“ Er schüttelte nachdrücklich den Kopf.

Der Untersuchungsbeamte schien keineswegs seiner Meinung zu sein.

„Eines Tages verlieren solche Vögel immer den Kopf und wagen sich zu weit vor“, bemerkte er überlegen. „Ich will Ihnen gewiß nicht widersprechen, Monsieur Poirot ...“

„Ich habe nur eine Meinung geäußert“, beeilte sich Poirot zu erklären.

„Die Untersuchung ist selbstverständlich in Ihren Händen, und Sie werden sicherlich das Richtige vorkehren.“

„Ich persönlich bin der Ansicht, daß der Comte de la Roche der Mann ist, dessen wir habhaft werden müssen“, sagte Carrège.

„Und Sie, Mr. van Aldin?“

„Der Mensch ist ein Verbrecher, dem alles zuzutrauen ist.“

„Es wird schwer sein, ihn zu packen“, sagte der Untersuchungsrichter. „Jedenfalls werden wir unser möglichstes tun. Ich werde sofort telegrafische Instruktionen nach allen Richtungen aussenden.“

„Nicht nötig!“ sagte Poirot.

„Wieso?“

Die beiden starrten ihn fragend an. Der kleine Mann lächelte sein strahlendstes Lächeln.

„Es ist mein Beruf, alles zu wissen“, erklärte er. „Der Comte befindet sich zurzeit in unserer nächsten Nähe. In der Villa Maria in Antibes!“

16

POIROT ERÖRTERT DEN FALL

Alle sahen Poirot respektvoll an. Der kleine Mann schien nicht mit Unrecht so berühmt zu sein.

„Bei Ihnen können wir wahrhaftig in die Schule gehen“,

rief der Kommissär, gezwungen lächelnd. „Monsieur Poirot versteht mehr als die Polizei der ganzen Welt.“

Poirot schaute mit gespielter Bescheidenheit zur Decke empor.

„Was wollen Sie! Es ist nun einmal mein Steckenpferd, alles zu wissen“, murmelte er. Dann wandte er sich plötzlich an van Aldin.

„Sie sind auch überzeugt davon, Monsieur, daß der Comte de la Roche der Mörder ist?“

„Ich verdächtige ihn – mehr als das: ich bin von seiner Schuld überzeugt!“

Und doch schien es dem Untersuchungsrichter, als klinge die Stimme nicht ganz fest.

Van Aldin dachte einen Augenblick nach und fragte dann, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt:

„Haben Sie meinen Schwiegersohn schon über den Fall unterrichtet? Soviel ich weiß, hält er sich hier in Nizza auf.“

„Gewiß, Monsieur.“

Der Kommissär zögerte und murmelte dann diskret: „Es ist Ihnen zweifellos bekannt, Mr. van Aldin, daß Mr. Kettering sich in der bewußten Nacht ebenfalls unter den Passagieren des ‚Blauen Expres‘ befand.“

Der Millionär nickte.

„Ich hörte es, bevor ich London verließ“, meinte er lakonisch.

„Ihr Schwiegersohn“, fuhr der Kommissär fort, „erzählte uns, daß er keine Ahnung davon hatte, daß seine Frau diesen Zug benützt habe.“

„Es wäre ihm wohl auch nicht angenehm gewesen, ihr im Zug zu begegnen“, sagte van Aldin grimmig.

Die drei Männer sahen ihn fragend an.

„Kein Mensch kann ermessen, was mein armes Kind durchgemacht hat. Derek Kettering reiste nicht allein. In seiner Begleitung befand sich eine Dame.“

„Eine Dame?“

„Mirelle, die Tänzerin.“

Carrège tauschte mit dem Kommissär einen Blick aus. Dann murmelte er: „Es sind uns allerlei Gerüchte zu Ohren gekommen.“

„Die Dame“, sagte Caux, „erfreut sich eines ziemlich üblen Rufes.“

„Ferner“, meinte Poirot abgeklärt, „ist sie auch sehr kostspielig.“

Van Aldin war sehr rot im Gesicht geworden. Er beugte sich vor und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Mein Schwiegersohn“, schrie er, „ist ein verdammter Halunke. Ein reizender Kerl, angenehme Manieren, gewiß, gewiß. Anfangs bin ich ihm darauf hineingefallen. Er gab sicher vor, furchtbar betrübt und entsetzt zu sein, als Sie ihm die Nachricht beibrachten, nicht wahr?“

„Er schien geradezu gebrochen. Er war wie vor den Kopf geschlagen, ganz erfüllt von Schreck und Grausen. Aber den Eindruck, daß ihm der Tod innerlich sehr nahe gegangen wäre, hatte ich eigentlich nicht.“

Jetzt ergriff Poirot wieder das Wort. „Gestatten Sie mir eine Frage, Mr. van Aldin! Hat für Mr. Kettering der Tod seiner Frau materielle Vorteile im Gefolge?“

„Der Todesfall bringt ihm zwei Millionen Pfund ein. Ich habe meiner Tochter diese Summe anlässlich ihrer Heirat vorbehaltlos überschrieben. Da sie kein Testament gemacht und keine Kinder hinterlassen hat, fällt das ganze Geld dem Gatten zu.“

„Von dem sie sich gerade scheiden lassen wollte“, murmelte Poirot.

Der Kommissär sah ihn durchdringend an. „Wollen Sie damit sagen“ begann er.

„Ich will gar nichts sagen“, unterbrach ihn Poirot. „Ich lege mir lediglich die Tatsachen zurecht.“

Der kleine Mann stand auf.

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen augenblicklich weiter dienlich sein kann, Herr Untersuchungsrichter“, sagte er mit einer eleganten Verbeugung gegen Carrège. „Würden Sie mich über den weiteren Gang der Dinge auf dem laufenden halten? Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen.“

„Aber gewiß, selbstverständlich.“

Van Aldin erhob sich gleichfalls.

„Benötigen Sie mich augenblicklich?“

„Nein, Monsieur, wir haben alle Informationen, die wir für den Moment brauchen.“

„Dann möchte ich Monsieur Poirot ein wenig begleiten.“

„Es wird mir eine besondere Freude sein“, sagte der kleine Mann.

Van Aldin zündete sich eine dicke Zigarre an, während Poirot eine seiner winzigen Zigaretten in Brand setzte. Der Millionär hatte bereits seine gewohnte kühle Ruhe wiedergewonnen. Nachdem er einige Minuten schweigend neben dem Detektiv einhergeschritten war, ergriff er das Wort:

„Soviel mir bekannt ist, üben Sie Ihren Beruf nicht mehr aus.“

„Ganz richtig, Monsieur. Ich freue mich meines Lebens.“

„Und doch sind Sie der Polizei in dieser Angelegenheit

beihilflich.“

„Monsieur, wird ein Arzt, wenn er auf der Straße spazieren geht und ein Unfall sich ereignet, sagen: ich habe mich von meinem Beruf zurückgezogen, ich setze meinen Spaziergang fort? Selbst wenn zu seinen Füßen jemand verblutet? Diese Sache hat mir sozusagen der liebe Gott in den Schoß geworfen.“

„Die Schuld des Comte de la Roche erscheint mir vollkommen erwiesen“, sagte van Aldin nach einer Weile. „Sie aber scheinen sich dieser Ansicht nicht anzuschließen?“

Poirot zuckte die Achseln.

„Vielleicht habe ich unrecht.“

„Ich möchte Sie nun um den Gefallen bitten, von dem ich vorhin sprach. Wollen Sie mich in dieser Sache vertreten?“

Poirot schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Wissen Sie auch, was Sie von mir verlangen?“

„Ja, ich glaube es zu wissen.“

„Gut denn, ich nehme an. Aber ich verlange eines von Ihnen: unbedingte Offenheit.“

„Abgemacht.“

Poirot wurde plötzlich ein anderer. Er sprach geschäftsmäßig, kurz, sachlich.

„Haben *Sie* Ihrer Tochter geraten, die Scheidungsklage einzureichen?“

„Ja.“

„Wann?“

„Vor ungefähr zehn Tagen. Sie beklagte sich über das Verhalten ihres Gatten, und ich gab ihr zu verstehen, daß ich eine Scheidung für den einzigen Ausweg hielte.“

„Was hatte sie ihrem Gatten im besonderen vorzuwerfen?“

„Er trieb sich mit einer sehr berüchtigten Dame herum.“

„Aha, mit der Tänzerin. Begreiflich, daß Madame Kettering damit nicht einverstanden war. Hatte sie ihren Mann sehr gern?“

„Das eigentlich nicht“, sagte van Aldin ein wenig zögernd.

„Sie war also nicht in ihrem Gefühl getroffen, sondern in ihrem Stolz?“

„So kann man es wohl bezeichnen.“

„Die Ehe war von Anfang an nicht sehr glücklich?“

„Derek Kettering ist verdorben bis ins Mark“, sagte van Aldin. „Er ist unfähig, eine Frau glücklich zu machen.“

„Er ist also, was man einen Taugenichts nennt.“

Van Aldin nickte.

„Die Dinge spielten sich wohl so ab: Sie rieten Madame, sich scheiden zu lassen, und sie war einverstanden. Sie berieten sich mit Ihren Rechtsfreunden. Wann erfuhr Kettering von den Dingen, die sich da vorbereiteten?“

„Ich ließ ihn zu mir kommen und gab ihm Kenntniss von den Schritten, die ich gegen ihn zu unternehmen beabsichtigte.“

„Und was sagte er?“

Van Aldins Gesicht wurde rot vor Zorn, als er daran zurückdachte.

„Er war von einer geradezu unglaublichen Unverschämtheit.“

„Entschuldigen Sie die Frage, Monsieur; erwähnte er den Comte de la Roche?“

„Nicht namentlich“, knirschte der andere. „Aber er gab

zu verstehen, daß er über die Sache unterrichtet sei.“

„Wie war Ketterings pekuniäre Lage zu jener Zeit?“

„Geradezu verzweifelt.“

„Und jetzt hat er zwei Millionen Pfund geerbt! Ja, das Leben ist manchmal sehr seltsam, nicht wahr?“

Van Aldin blickte ihn scharf an.

„Was meinen Sie damit?“

„Ich moralisiere, ich hänge Reflexionen nach, ich betätige mich als Philosoph. Aber kehren wir zu unserem Geschäft zurück. Mr. Kettering war doch sicherlich nicht so ohne weiteres bereit, sich scheiden zu lassen?“

Van Aldin überlegte einen Augenblick.

„Ich kann nicht genau sagen, was für Absichten er hatte.“

„Haben Sie sich überhaupt nicht mehr mit ihm in Verbindung gesetzt?“

Wieder schwieg van Aldin kurze Zeit und sagte dann:
„Nein.“

Poirot blieb plötzlich stehen, nahm seinen Hut ab und reichte dem Millionär die Hand „Gestatten Sie, daß ich mich verabschiede, Monsieur. Ich kann nichts weiter für Sie tun.“

„Was soll das heißen?“ fragte van Aldin ärgerlich.

„Wenn Sie mir nicht die Wahrheit sagen, kann ich für Sie nicht tätig sein.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Das wissen Sie ganz genau. Sie können beruhigt sein, Mr. van Aldin, ich weiß zu schweigen.“

„Nun denn“, sagte der Millionär. „Ich gebe zu, daß ich nicht die Wahrheit gesprochen habe. Ich bin an meinen Schwiegersohn nochmals herangetreten.“

„Sehen Sie!“

„Genau genommen sandte ich meinen Sekretär, Major Knighton, zu ihm und ließ ihm die Summe von hunderttausend Pfund in bar anbieten, für den Fall, daß er der Scheidung keine Schwierigkeiten in den Weg lege „

„Ein nettes Stümmchen“, meinte Poirot anerkennend. „Und welchen Bescheid gab Ihnen Ihr Herr Schwiegersohn?“

„Den Bescheid, ich möge mich zum Teufel scheren.“

„Soso!“

Poirot zeigte keinerlei Gemütsregung. Er war gerade damit beschäftigt, Tatsachen methodisch aneinanderzureihen.

„Mr Kettering hat auf der Polizei ausgesagt, daß er während der Reise von England hierher seine Frau weder gesehen noch gesprochen hat. Halten Sie das für glaubhaft, Monsieur?“

„Da er diese Tänzerin bei sich hatte, wird er sich wohl gehütet haben, meiner Tochter zu begegnen.“

„Ich verstehe“, sagte Poirot. „Unter diesen Umständen wird er wohl wirklich keinen Versuch gemacht haben, sich mit seiner Frau in Verbindung zu setzen.“

Der kleine Mann versank in Schweigen. Van Aldin hielt es für richtig, seine Meditationen nicht zu stören.

EIN GENTLEMAN VON REINSTEM WASSER

„Sind Sie schon einmal an der Riviera gewesen, George?“ fragte Poirot am nächsten Morgen seinen Diener.

George war der typische Engländer, dessen Züge niemals die geringste Gemütsbewegung erkennen lassen.

„Jawohl, Sir. Vor zwei Jahren, als ich in den Diensten Lord Edward Framptons stand.“

„Und jetzt“, murmelte sein Herr und Gebieter, „stehen Sie in den Diensten Hercule Poirots. Welch ein Aufstieg!“

Der Diener hielt es nicht für richtig, auf diese Bemerkung zu reagieren. Nach einer angemessenen Pause fragte er:

„Den braunen Anzug, Sir? Es ist heute etwas kühl.“

„Auf der Weste befindet sich ein Fettfleck“, wandte Poirot ein. „Ein Stückchen Filet de Sole à la Jeanette ließ sich dort nieder, als ich Dienstag im Ritz lunchte.“

„Der Fleck befindet sich nicht mehr dort, Sir“, erwiderte George vorwurfsvoll. „Ich habe mir gestattet, ihn zu entfernen.“

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, George.“

„Danke, Sir.“

Eine Pause trat ein, und dann murmelte Poirot träumerisch:

„Stellen Sie sich einmal vor, George, daß Sie in derselben gesellschaftlichen Sphäre auf die Welt gekommen wären wie Ihr seliger Herr, Lord Edward Frampton – daß Sie selbst keinen Heller Geld gehabt, aber

eine außerordentlich reiche Frau geheiratet hätten! Stellen Sie sich weiter vor, daß diese Frau sich aus guten Gründen von Ihnen scheiden lassen wollte. Sagen Sie mal, George, was würden Sie da wohl tun?“

„Ich würde versuchen“, entgegnete George, „sie von ihrem Vorhaben abzubringen.“

„Mit friedlichen Mitteln oder mit Mitteln der Gewalt?“

„Entschuldigen Sie, Sir“, sagte George verletzt, „ein Aristokrat würde auf keinen Fall gemeine, unstandesgemäße Mittel anwenden.“

„Glauben Sie, George? Sehen Sie, ich bin dessen nicht so sicher. Aber vielleicht haben Sie recht.“

Es klopfte. Der Diener öffnete und kehrte gleich darauf mit einem Brief zurück. Er war von Caux, dem Polizeikommissär.

„Wir sind eben dabei, den Comte de la Roche zu verhören. Der Untersuchungsrichter bittet Sie, dem Verhör beizuwohnen.“

„Rasch meinen Anzug, George, ich muß mich beeilen.“

Eine Viertelstunde später betrat Poirot das Büro des Untersuchungsrichters.

„Wir haben eine einigermaßen entmutigende Nachricht erhalten“, teilte ihm der Kommissär mit. „Allem Anschein nach ist der Graf einen Tag vor dem Mord in Nizza eingetroffen.“

„Wenn das richtig ist, werden die Herren wohl von vorne anfangen müssen“, antwortete Poirot.

Carrège räusperte sich „Wir müssen dieses Alibi mit größter Vorsicht aufnehmen“, erklärte er. Er läutete, und gleich darauf trat ein großer, dunkelhaariger Mann ein, ausgezeichnet angezogen und offenbar sehr selbstsicher. Der Graf sah so ungemein aristokratisch aus, daß es

geradezu Majestätsbeleidigung gewesen wäre, daran zu denken, daß sein Vater als kleiner Getreidehändler in Nantes lebte. Wenn man ihn so vor sich sah, hätte man auf sein blaues Blut ohne weiteres jeden heiligen Eid geschworen.

„Hier bin ich, meine Herren“, sagte der Graf hochmütig, „darf ich fragen, warum Sie mich zu sprechen wünschen?“

„Nehmen Sie bitte Platz“, sagte der Untersuchungsrichter höflich. „Es handelt sich um den Tod von Madame Kettering.“

„Madame Ketterings Tod? Ich verstehe nicht.“

„Ich glaube, Sie waren mit der Dame – hm – befreundet?“

„Gewiß war ich mit ihr befreundet! Was hat das mit der Sache zu tun?“

Er klemmte sein Monokel ins Auge und sah sich abweisend im Zimmer um. Am längsten ruhte sein Blick auf Poriot, der ihn mit einer Art naiver Bewunderung betrachtete, die der Eitelkeit des vornehmen Herrn außerordentlich schmeichelte.

„Sie wissen vielleicht nicht“, sagte Carrère langsam, „daß Madame Kettering ermordet worden ist?“

„Ermordet? Entsetzlich!“

Die Überraschung und der Schmerz waren ausgezeichnet gespielt – oder waren sie vielleicht echt?

„Madame Kettering wurde im Zuge zwischen Paris und Lyon erdrosselt“, fuhr Carrère fort, „und ihr Schmuck geraubt.“

„Grauensvoll“, stammelte der Graf fassungslos.

„In Madames Handtäschchen“, sagte der Richter, „fanden wir einen Brief, der von Ihnen stammt. Wie es scheint, hatten Sie eine Zusammenkunft mit der Dame

vereinbart.“

Der Graf zuckte die Achseln und machte eine resignierte Handbewegung.

„Was hilft alles Versteckenspielen“, antwortete er offen. „Streng diskret und ganz unter uns gebe ich die Sache zu.“

„Sie haben sie in Paris getroffen und sind mit ihr hierher gereist, glaube ich“, sagte Carrège.

„Das war die ursprüngliche Verabredung, aber auf Madames Wunsch wurde der Plan geändert. Ich hätte sie in Hyeres treffen sollen.“

„Sie haben sie also am vierzehnten nicht auf dem Gare de Lyon im Zug getroffen?“

„Im Gegenteil, ich kam am Morgen des gleichen Tages in Nizza an. Das wäre also ganz unmöglich gewesen.“

„Gewiß, gewiß“, sagte Carrège „Nur der Vollständigkeit halber wollen Sie mir vielleicht einen Bericht darüber geben, wie sie den Abend des vierzehnten und die darauffolgende Nacht verbracht haben.“

Der Graf dachte einen Augenblick lang nach.

»Ich dinierte in Monte Carlo, und zwar im Café de Paris. Nachher begab ich mich in den Sporting Club. Ich gewann ein paar Tausend Francs“, er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ungefähr um ein Uhr nachts kehrte ich nach Hause zurück.“

„Entschuldigen Sie, Monsieur, aber *wie* kehrten Sie nach Hause zurück?“

„In meinem Zweisitzer.“

„Sie waren allein?“

„Jawohl.“

„Können Sie Zeugen beibringen, die Ihre Angaben bestätigen?“

„Sicher haben mich viele meiner Freunde an dem betreffenden Abend gesehen. Diniert habe ich allein.“

„Ihr Diener ließ Sie in die Villa ein?“

„Ich öffnete selbst mit meinem Hausschlüssel.“

„Ah!“ murmelte der Richter.

Wieder läutete er, die Tür wurde geöffnet, und ein Schreiber erschien.

„Lassen Sie die Zofe eintreten“, sagte Carrège.

Ada Mason betrat das Zimmer.

„Sagen Sie uns nach bestem Wissen und Gewissen, Mademoiselle, ob dies der Herr war, der das Coupe Ihrer Dame in Paris betrat.“

Die Frau betrachtete den Graf lange und eingehend. Poirot kam es vor, als ob diese Untersuchung dem Gentleman einigermaßen unbehaglich sei.

„Ich kann es wahrhaftig nicht sagen, Sir“, antwortete sie schließlich.

„Es ist möglich, daß er es ist, und es ist auch möglich, daß er es nicht ist. Sie dürfen nicht vergessen, meine Herren, daß ich damals nur seinen Rücken gesehen habe. Aber ich glaube schon, daß es der Herr war.“

„Sicher sind Sie aber nicht?“

„Nein, sicher bin ich nicht.“

„Haben Sie diesen Herrn vielleicht vorher einmal in der Wohnung Ihrer Dame gesehen?“

Mið Mason schüttelte den Kopf.

„Danke, das genügt“, sagte der Untersuchungsrichter scharf.

Er war offenbar enttäuscht.

„Einen Augenblick“, sagte Poirot, „ich möchte noch eine Frage an Mademoiselle stellen, wenn Sie gestatten.“

„Aber gewiß, Monsieur Poirot, selbstverständlich.“

„Was ist mit den Fahrkarten geschehen, Mademoiselle?“

„Mit den Fahrkarten?“

„Jawohl, mit den Fahrkarten von London nach Nizza. Wer hatte sie – Sie oder die gnädige Frau?“

„Die Platzkarten für den Pullmanwagen hatte die Dame, die anderen hatte ich.“

„Und was geschah mit diesen?“

„Ich gab sie dem Schaffner des französischen Zuges, Sir; er sagte, das sei so üblich. Hätte ich das nicht tun sollen, Sir?“

„Doch, doch, das ist vollkommen in Ordnung.“

Caux und der Untersuchungsrichter sahen ihn neugierig an. Miß Mason stand einen Augenblick da, ohne zu wissen, was sie nun weiter tun sollte, dann verabschiedete sie der Untersuchungsrichter mit einem kurzen Kopfnicken, und sie verließ das Zimmer. Poirot kritzelte etwas auf ein Stückchen Papier und reichte es Carrège. Dieser las es, und seine Züge erhellten sich.

„Nun denn, meine Herren“, sagte der Graf von oben herab, „gedenken Sie mich noch länger hierzubehalten?“

„Aber keineswegs“, beeilte sich Carrège mit großer Liebenswürdigkeit zu antworten. „Soweit Sie in Frage kommen, ist alles vollkommen geklärt. Wegen Ihrem Brief an Madame waren wir natürlich verpflichtet, Sie zu befragen.“

Der Graf erhob sich und verließ das Büro mit einer gemessenen Verbeugung.

„So, das wäre auch erledigt“, sagte Carrège. „Sie haben vollkommen recht, Monsieur Poirot – es ist viel besser, daß er nicht glaubt, man verdächtige ihn. Zwei oder drei meiner Leute werden ihn Tag und Nacht nicht aus den

Augen lassen, und gleichzeitig werden wir sein sogenanntes Alibi ein bißchen genauer unter die Lupe nehmen. Es scheint mir einigermaßen – hm – vage zu sein.“

„Möglicherweise“, gab Poirot nachdenklich zu.

„Ich ersuchte Mr. Kettering, sich heute vormittag hier einzufinden“, fuhr der Beamte fort, „wenn ich auch kaum glaube, daß wir ihn viel zu fragen haben werden. Immerhin gibt es da einige verdächtige Umstände –“

„Und zwar?“ fragte Poirot.

„Nun“ – der Untersuchungsrichter hustete – „da ist zunächst einmal diese Dame, mit der er angeblich gereist ist – Mademoiselle Mirelle. Die beiden wohnen in getrennten Hotels. Das kommt mir einigermaßen merkwürdig vor.“

„Es sieht ein bißchen übervorsichtig aus, was?“ fragte Poirot.

„Scheint mir auch so.“

Der Untersuchungsrichter gab seinem Schreiber ein Zeichen. Gleich darauf betrat Derek Kettering, gutgelaunt wie immer, den Raum.

„Guten Morgen, Monsieur“, begrüßte ihn der Richter höflich.

„Guten Morgen“, erwiderte Derek kurz. „Sie haben mich holen lassen. Was Neues?“

„Bitte nehmen Sie Platz, Monsieur.“

Derek legte Hut und Stock auf den Tisch und setzte sich.

„Nun?“ fragte er ungeduldig.

„Wir haben eigentlich keine neuen Details“, begann Carrère vorsichtig.

„Sehr interessant“, meinte Derek trocken. „Haben Sie

mich vielleicht rufen lassen, um mir das mitzuteilen?“

„Wir dachten natürlich, Monsieur, daß Sie über die Fortschritte der Untersuchung auf dem laufenden gehalten sein möchten“, sagte der Richter streng.

„Selbst, wenn sich die Fortschritte als nicht vorhanden erweisen?“

„Außerdem wollten wir Ihnen einige Fragen vorlegen.“

»Bitte schießen Sie los!“

„Sind Sie vollkommen sicher, daß Sie Ihre Frau im Zug weder sahen noch mit ihr sprachen?“

»Ich habe diese Frage bereits beantwortet.“

„Sie hatten wahrscheinlich Ihre Gründe für dieses Verhalten.“

Derek starrte ihn mißtrauisch an.

„Ich – wußte – nicht – einmal – daß – sie – im – Zug – war“, erklärte er mit jener Überdeutlichkeit, mit der man zu kleinen Kindern oder Schwachsinnigen spricht.

„Das behaupten Sie!“ murmelte Carrège.

Derek runzelte die Stirn.

„Wo wollen Sie eigentlich hinaus? Wissen Sie, was ich finde, Monsieur Carrège?“

„Nun, was finden Sie, Monsieur?“

„Ich finde, daß die französische Polizei gewaltig überschätzt wird. Daß im ‚Blauen Expres‘ ein solcher Fall überhaupt vorkommen kann, ist geradezu aufreizend; und daß die französische Polizei diesem Raubmord machtlos gegenübersteht, ist noch aufreizender.“

„Wir werden den Mörder schon fassen. Nur keine Angst, Monsieur.“

„Soviel ich weiß, hat Madame Kettering kein Testament hinterlassen“, mischte sich Poirot plötzlich mit der

harmlosesten Stimme von der Welt ein.

„Ich glaube nicht, daß sie je eines gemacht hat“, sagte Kettering.

„Warum?“

„Es ist ein nettes kleines Vermögen, das Sie da erben“, sagte Poirot, „ein *sehr* nettes kleines Vermögen!“

Obgleich seine Augen zur Decke gerichtet waren, entging ihm doch die plötzliche Röte nicht, die über Derek Ketterings Antlitz huschte.

„Was wollen Sie damit sagen? Wer sind Sie überhaupt?“

Poirot blickte jetzt nicht mehr zur Decke empor, sondern sah dem jungen Mann voll ins Gesicht.

„Mein Name ist Hercule Poirot“, antwortete er ruhig, „und manche Leute, die etwas von der Branche verstehen, behaupten, ich sei der größte Detektiv der Welt. Sind Sie ganz sicher, daß Sie Ihre Frau während der Reise weder gesehen noch gesprochen haben?“

„Wozu fragen Sie mich das? Haben Sie vielleicht die Unverschämtheit, mich des Mordes an meiner Frau zu bezichtigen?“ Plötzlich lachte Derek. „Aber wozu rege ich mich auf. Das ist doch alles lächerlich! Wenn ich sie getötet hätte, hätte ich doch nicht nötig gehabt, ihren Schmuck zu stehlen, nicht?“

„Das ist wahr“, murmelte Poirot einigermaßen kleinlaut. „Sehen Sie, daran hatte ich gar nicht gedacht!“

„Wenn es jemals einen klaren Fall von Raubmord gegeben hat, so ist es dieser“, sagte Derek Kettering. „Arme Ruth! Diese verfluchten Rubine haben sie zugrunde gerichtet. Ich glaube, wegen dieser Steine sind schon früher einmal Morde begangen worden.“

Poirot richtete sich plötzlich in seinem Sessel auf. Ein grünes Licht glühte in seinen Augen. Er sah mit diesen

Augen einer sauber geputzten, wohlgenährten Katze außerordentlich ähnlich.

„Eine Frage noch, Mr. Kettering. Wollen Sie mir das Datum des Tages bekannt geben, an dem Sie Ihre Frau zum letzten Male sahen?“

„Augenblick mal!“ Kettering dachte nach. „Es muß – warten Sie mal – vor über drei Wochen gewesen sein. Ich fürchte, ich kann Ihnen das genaue Datum nicht sagen.“

„Bemühen Sie sich nicht!“ sagte Poirot trocken.

„Sonst noch was?“ fragte Derek ungeduldig.

Er sah Carrège an. Dieser suchte Inspiration bei Poirot und erhielt sie in Gestalt eines schwachen Kopfschüttelns.

„Nein, Mr. Kettering“, antwortete der Untersuchungsrichter daraufhin höflich. „Ich möchte Sie nicht weiter bemühen. Guten Morgen, Monsieur.“

„Guten Morgen“, brummte Kettering. Er ging hinaus, die Tür hinter sich zuschlagend.

Sobald der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, lehnte sich Poirot vor und fragte in scharfem Ton:

„Sagen Sie mir, wann haben Sie mit Mr. Kettering über die Rubine gesprochen?“

„Ich habe sie überhaupt nicht erwähnt“, sagte Carrège. „Gestern nachmittag erfuhren wir durch Mr. van Aldin zum erstenmal von ihrer Existenz.“

„Ja, aber sie kommen in dem Brief des Grafen vor.“

„Sie können sich doch denken, daß ich dem Gatten der Verstorbenen gegenüber diesen Brief nicht erwähnte“, sagte der Untersuchungsrichter, gekränkt darüber, daß man ihn einer solchen Taktlosigkeit für fähig hielt.

Poirot beugte sich abermals vor und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Woher weiß dann Kettering von der Existenz der Steine?“ fragte er leise. „Madame kann nicht mit ihm darüber gesprochen haben, denn er hat sie seit drei Wochen nicht gesehen. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß Mr. van Aldin mit ihm darüber gesprochen hat. In keiner einzigen Zeitung wurde das Vorhandensein dieser Juwelen auch nur angedeutet.“

Er stand auf und nahm Hut und Stock.

„Und doch“, murmelte er vor sich hin, „ist dieser Herr über die Juwelen ausgezeichnet informiert. Merkwürdig! Höchst merkwürdig!“

18

DEREK LUNCHT

Derek Kettering ging geradewegs ins Restaurant des Hotels Negresco, wo er zunächst einmal einige Cocktails bestellte und mit großer Geschwindigkeit hinuntergoß; dann starrte er mürrisch auf das strahlende Meer. Er fand die Gesellschaft, die sich da herumtrieb, langweilig, schlecht angezogen und in jeder Hinsicht uninteressant. Diese letztere Feststellung berichtigte er allerdings sofort, als an einem Nachbartisch eine Frau Platz nahm. Sie trug eine wundervolle Komposition in Orange und Schwarz, mit einem kleinen Hütchen, das ihr Gesicht beschattete. Er bestellte einen vierten Cocktail, starrte wieder auf das Meer hinaus und zuckte dann plötzlich zusammen. Ein wohlbekanntes Parfüm nahm Besitz von seinen Geruchsnerven, und als er aufblickte, stand die Dame in Orange und Schwarz neben ihm. Er sah jetzt ihr Gesicht.

Es war Mirelle. Sie sah ihn an mit dem herausfordernden, verführerischen Lächeln, das er so gut kannte.

„Derek“, murmelte sie. „Freust du dich, mich zu sehen?“

Sie setzte sich in einen Sessel, der auf der anderen Seite des Tisches stand.

„Keine Begrüßung?“

„Welch unerwartetes Vergnügen!“ sagte Derek. „Wann hast du London verlassen?“

Sie zuckte die Achseln.

„Vor ein oder zwei Tagen.“

„Und das ‚Parthenon‘?“

„Das ‚Parthenon‘ kann mir gestohlen werden.“

„So?“

„Na, besonders begeistert bist du nicht über mein Auftauchen!“

„Hattest du erwartet, ich würde begeistert sein?“

Mirelle tat einige Züge aus ihrer Zigarette, bevor sie sprach.

„Du meinst vielleicht, es sei unvorsichtig, zu früh?“

Derek starrte sie an, dann zuckte er die Achseln und fragte steif:

„Du nimmst den Lunch hier?“

„Gewiß, Liebling – mit dir.“

„Es tut mir außerordentlich leid“, sagte Derek, „ich habe aber eine äußerst dringende Verabredung.“

„Ach, seid ihr Männer Kinder“, rief die Tänzerin. „Jawohl, du spielst mir gegenüber das gekränkte Kind, und zwar schon die ganze Zeit. Seit dem Tage, an dem du schmollend meine Wohnung verlassen hast! Es ist unerhört!“

„Liebes Kind“, sagte Derek, „ich weiß wahrhaftig nicht, wovon du sprichst! Wir waren uns in London darüber einig, daß Ratten das sinkende Schiff verlassen. Mehr ist darüber wirklich nicht zu sagen!“

Er sagte das leichthin und beiläufig, aber sein Gesicht sah sorgenvoll und abgespannt aus. Mirelle beugte sich plötzlich vor. „Mir gegenüber kannst du dich nicht verstellen. Ich weiß, was du für mich getan hast.“

Er sah sie scharf an. Ein Unterton in ihrer Stimme ließ ihn aufhorchen. Sie nickte ihm beruhigend zu.

„Keine Angst, ich bin verschwiegen. Du bist wundervoll! Du hast unerhörten Mut bewiesen. Allerdings war ich es, die dir diese Idee eingegeben hat. Erinnerst du dich, wie ich dir in London sagte, daß Unfälle zuweilen vorkommen? Du bist doch nicht in Gefahr? Verdächtigst dich am Ende die Polizei?“

„Was zum Teufel –“

„Pst!“ Sie hielt ihre schlanke olivenfarbene Hand, die ein einziger großer Diamant schmückte, warnend empor. „Wir wollen überhaupt nicht mehr davon reden. Die Zeit der Sorgen ist zu Ende. Unser Zusammenleben wird wundervoll sein – wundervoll!“

Derek lachte plötzlich auf – ein heiseres, unangenehmes Lachen.

„Die Ratten kommen also zurück! Zwei Millionen spielen eine Rolle, was? Ich hätte mir das denken können!“ Wieder lachte er. „Du willst mir helfen, die zwei Millionen durchzubringen, nicht wahr, Mirelle? Du hast ja ein märchenhaftes Talent, Geld auszugeben!“

„Pst! Pst!“ flüsterte die Tänzerin, „was hast du denn nur, Derek? Man dreht sich schon nach uns um.“

„Was ich habe? Das will ich dir sagen. Ich bin mit dir fertig, Mirelle, verstehst du mich! Fertig!“

Mirelle nahm diese Worte anders auf, als er erwartet hatte. Sie sah ihn einen Augenblick an, und dann lächelte sie leicht.

„Was für ein Kind du bist! Du ärgerst dich – du bist gekränkt, nur weil ich praktisch bin. Habe ich dir nicht immer gesagt, daß ich ohne dich nicht leben kann?“

Sie beugte sich vor.

„Aber ich kenne dich, Derek. Sieh mich an! Du weißt, daß auch du ohne mich nicht leben kannst. Ich habe dich immer geliebt; ich will dich hundertmal mehr lieben. Ich will dein Leben zu einem Traum machen. Du weißt, daß niemand so lieben kann wie Mirelle.“

Ihre Augen glühten. Sie bemerkte, wie er bleich wurde und sein Atem in kurzen Stößen ging. Sie lächelte befriedigt. Wieder einmal fühlte sie sich als Siegerin.

„Das ist also abgemacht, wie?“ flüsterte sie. „Und jetzt, Derek, wollen wir vielleicht doch miteinander lunchen?“

„Nein!“

Er holte tief Atem und sprang auf.

„Bedaure. Ich sagte es dir ja schon vorher. Ich habe eine Verabredung.“

„Du speist mit jemand anderem? Ich glaube dir nicht!“

„Ich speise mit der Dame dort drüben“

Unvermittelt verließ er den Tisch, ging auf eine Dame in Weiß zu, die gerade die Stufen heraufgekommen war, und begrüßte sie ein wenig atemlos.

„Miß Grey, darf ich Sie zum Lunch einladen? Ich wurde Ihnen bei Lady Tamplin vorgestellt, vielleicht erinnern Sie sich noch.“

Katherines graue, nachdenkliche Augen schauten ihn mit sonderbarem Ausdruck an.

„Sehr gerne“, antwortete sie nach kurzem Schweigen.
„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen.“

EIN UNERWARTETER BESUCH

Der Comte de la Roche hatte soeben sein Dejeuner beendet – ein höchst gewähltes Dejeuner, ein Dejeuner von Distinktion. Er wischte mit der Serviette zart über seinen schwarzen Schnurrbart und stand auf. Als er den Salon durchquerte, glitt sein Kennerblick mit Wohlgefallen über die wenigen Kunstgegenstände, die nachlässig im Raum verstreut waren: die Louis-XV.-Schnupftabakdose, den Satinschuh, den Marie Antoinette getragen hatte, und einige andere historische Kleinigkeiten.

Der Graf war ein vortrefflicher Regisseur seiner selbst. Seinen schönen Besucherinnen pflegte er zu erzählen, es handle sich um Familienerbstücke. Er ging auf den Balkon hinaus und sah zerstreut auf das blaue Meer. Nein, er war heute nicht in Stimmung. Ein wohl ausgereifter Plan war mit einem Schlag zunichte geworden; er mußte wieder von vorne anfangen. In einem Korbsessel ausgestreckt, eine Zigarette zwischen den schmalen Fingern, hing der Graf seinen Gedanken nach.

Hippolyte, der Diener, brachte den Kaffee und ausgewählte Liköre. Der Graf entschloß sich zu einem Cognac Jahrgang 1884. Als der Diener sich eben entfernen wollte, hielt ihn der Graf durch eine leichte Geste zurück. Hippolyte blieb in Erwartung der Befehle seines Gebieters

ehrerbietig stehen, ein Bild äußerster Korrektheit.

„Es ist möglich“, sagte der Graf, „daß in den nächsten Tagen fremde Besucher das Haus betreten werden. Wahrscheinlich werden sie versuchen, dich über mich auszufragen.“

„Sehr wohl, Herr Graf.“

„Vielleicht hat sich etwas Derartiges bereits ereignet?“

„Nein, Herr Graf.“

„Ganz bestimmt nicht?“

„Es ist niemand hier gewesen.“

„Aber man wird kommen und dich ausfragen. Nun hör zu! Wie du weißt, bin ich Mittwoch früh hier angekommen. Wenn aber die Polizei oder sonst jemand dich befragen sollte, ich bin Dienstag den vierzehnten angekommen, nicht Mittwoch den fünfzehnten, verstehst du?“

„Vollkommen, Herr Graf.“

„Ich bin überzeugt davon, daß du diskret sein kannst, Hippolyte.“

„Das kann ich, gnädiger Herr.“

„Und Marie?“

„Marie ebenfalls. Ich übernehme die Verantwortung für sie.“

„Also gut“, murmelte der Graf.

Nachdem Hippolyte gegangen war, schlürfte der Graf nachdenklich seinen Mokka. Zuweilen runzelte er die Stirn, einmal schüttelte er ein wenig den Kopf, zweimal nickte er, bis er erneut von Hippolyte gestört wurde.

„Eine Dame, gnädiger Herr!“

„Eine Dame?“

Damenbesuch war kein ungewöhnliches Ereignis in der

Villa Maria, aber an diesem Morgen hatte der Graf keine Ahnung, wer die Besucherin wohl sein könnte.

„Es dürfte keine Dame aus dem Bekanntenkreis des Herrn Grafen sein“, kam der Diener seinem Herrn zu Hilfe.

„Führ sie hierher, Hippolyte.“

Einen Augenblick später betrat eine blendende Erscheinung in Orange und Schwarz die Terrasse, und mit ihr schwebte ein starker Duft exotischer Blüten herein.

„Monsieur le Comte de la Roche?“

„Zu Ihren Diensten“, sagte dieser mit einer Verbeugung.

„Ich bin Mirelle. Vielleicht haben Sie schon von mir gehört.“

„Aber selbstverständlich, Mademoiselle. Wer wäre kein begeisterter Verehrer Ihrer Tanzkunst!“

Die Tänzerin quittierte das Kompliment mit einem kurzen, mechanischen Lächeln.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie so ohne weiteres überfalle.“

„Aber es ist mir ein Vergnügen. Bitte nehmen Sie doch Platz!“ rief der Graf und holte einen Sessel herbei.

Unter der Maske galanter Korrektheit beobachtete er sie scharf. Er kannte die Frauen. Allerdings lag sein Erfahrungsbereich ein wenig außerhalb der Klasse von Frauen, die die Tänzerin repräsentierte. Er und Mirelle waren sozusagen Kollegen. Seine galanten Künste würden bei dieser Frau nicht verfangen. Sie war eine Pariserin, und dazu eine sehr raffinierte. Eines allerdings bemerkte er sofort – diese Frau befand sich in einem Zustand hochgradiger Erregung. Aufgeregte Frauen pflegten immer ein Wort mehr zu sagen als notwendig. Es war ganz einfach Sache eines kühl überlegenden Verstandes,

womöglich einigen Vorteil aus dieser Situation zu ziehen.

„Wir haben in Paris gemeinsame Bekannte“, begann Mirelle, „sie haben mir viel von Ihnen erzählt. Auch hier in Nizza spricht man oft von Ihnen, aber – Sie verstehen – in etwas anderer Art und Weise.“

„Wirklich?“

„Ich will das Kind beim rechten Namen nennen“, fuhr die Tänzerin fort. „Es klingt vielleicht nicht hübsch, was ich Ihnen zu sagen habe, aber glauben Sie mir, Ihr Wohl liegt mir am Herzen. Man erzählt sich in Nizza, Monsieur le Comte, daß Sie der Mörder Madame Ketterings seien.“

„Ich! – Madame Ketterings Mörder? Pah, wie absurd!“

Seine Stimme klang eher gelangweilt als empört. Er wußte, daß das die beste Methode war, um herauszubekommen, wieviel sie wußte.

„Und dennoch behauptet man es!“

„Gott, die Leute schwatzen eben gerne“, murmelte der Graf ungerührt. „Es wäre unter meiner Würde, derart lächerliche Anschuldigungen ernst zu nehmen.“

„Sie verstehen mich falsch,“ Mirelle beugte sich vor; ihre schwarzen Augen funkelten. „Es handelt sich nicht um müßiges Geschwätz. Wissen Sie, wer diese Anklage gegen Sie erhebt? Die Polizei!“

„Die Polizei?“

Der Graf richtete sich kerzengerade auf. Er war jetzt ganz gespannte Aufmerksamkeit.

Mirelle nickte mehrmals bekräftigend. „Jawohl, die Polizei! Sie verstehen wohl – ich habe überall Freunde. Der Präfekt selbst –“ sie beendete den Satz durch ein beredtes Achselzucken.

„Wer ist einer schönen Frau gegenüber nicht indiskret!“ murmelte der Graf höflich.

„Die Polizei ist der Ansicht, daß Sie Madame Kettering umgebracht haben. Aber die Polizei irrt sich.“

„Gewiß irrt sie sich.“ Der Graf gab ihr ohne weiteres recht.

„Das sagen Sie, ohne die Wahrheit zu kennen. Ich aber kenne sie.“

Der Comte sah sie erstaunt an.

„Sie wissen, wer Madame Kettering ermordet hat?“

Mirelle nickte lebhaft.

„Jawohl.“

„Nun, und wer ist es?“

„Ihr eigener Gatte.“ Sie beugte sich vor und sprach mit leiser, vor Wut und Aufregung zitternder Stimme. „Ihr Mann hat sie getötet.“

Der Graf lehnte sich in seinem Sessel zurück, sein Gesicht wurde zur Maske.

„Darf ich Sie fragen, Mademoiselle, woher Sie das wissen?“

„Woher ich das weiß?“ Mirelle sprang mit einem häßlichen Lachen auf. „Er rühmte sich der Tat schon vorher. Er war ruiniert, bankrott, entehrt. Nur der Tod seiner Frau konnte ihn retten. Er hat es mir selbst gesagt. Er reiste in demselben Zug – sie aber durfte es nicht wissen. Warum das, frage ich? Damit er sie in der Nacht überfallen konnte – ah!“ sie schloß die Augen, „ich sehe die Szene förmlich vor mir.“

Der Graf räusperte sich diskret.

„Möglich, alles möglich“, meinte er. „Aber er hätte doch in diesem Falle nicht nötig gehabt, die Juwelen zu stehlen.“

„Die Juwelen“, Mirelle atmete schwer, „die Juwelen, ah,

diese Rubine!“

Ihre Augen verschleierten sich. Ein seltsames Licht leuchtete in ihnen auf. Der Graf schaute sie neugierig an; zum hundertsten Male in seinem Leben wunderte er sich über den magischen Einfluß, den Edelsteine auf das weibliche Geschlecht ausüben. Dann rief er sie in das wirkliche Leben zurück.

„Was soll ich also in der Sache tun, Mademoiselle?“

„Das ist doch ganz einfach. Sie gehen zur Polizei und sagen ihr, daß Kettering das Verbrechen begangen hat.“

„Und wenn man mir nicht glaubt? Wenn man Beweise von mir verlangt?“

Mirelle lachte leise und hüllte sich enger in ihr Cape.

„Dann schicken Sie die Polizei zu mir“, sagte sie leise. „Ich werde ihr die Beweise geben, die sie verlangt.“

Die Mission der kapriziösen Frau war beendet. Schon war sie hinausgehuscht, und die Tür fiel ins Schloß.

Der Graf sah ihr kopfschüttelnd nach.

„Sie ist eine Furie“, murmelte er, „was mag sie nur derart in Wut gebracht haben? Glaubt sie wirklich, daß Kettering seine Frau getötet hat? Jedenfalls will sie, daß ich es glaube – und daß die Polizei es glaubt.“

Er lächelte. Nein, er hatte nicht die geringste Absicht, der Polizei einen Besuch abzustatten. Es gab verschiedene andere Möglichkeiten. Seinem Lächeln nach zu schließen, waren diese Möglichkeiten durchaus angenehmer Natur.

Gleich darauf zog allerdings ein Schatten über sein Gesicht. Mirelle hatte gesagt, daß die Polizei *ihn* verdächtige. Ausgeschlossen war es natürlich nicht, daß diese Frau Informationen aus erster Hand hatte. In diesem Falle – ein entschlossener Zug zeichnete sich um seinen Mund ab – in diesem Falle mußte er gewisse

Sicherheitsmaßnahmen treffen.

Der Graf ging in sein Schlafzimmer hinauf und öffnete den alten Schreibtisch, der dort stand. Mit leichter Hand suchte er nach einer Feder hinten in einer bestimmten Schublade. Ein Geheimfach sprang heraus, in dem sich ein kleines braunes Paket befand. Der Comte nahm es heraus und wog es ein paarmal in der Hand. Dann riß er sich ein einzelnes Haar aus, legte es auf den Rand des Geheimfaches, und schloß dieses sorgfältig wieder ab. Mit dem kleinen Paket in der Hand ging er zu seiner Garage hinüber, in der ein scharlachroter Zweisitzer stand. Fünf Minuten später sauste er bereits auf der Straße nach Monte Carlo dahin.

Er verbrachte ein paar Stunden im Casino und schlenderte dann in die Stadt. Wieder bestieg er sein Auto und fuhr in der Richtung nach Mentone davon. Schon früher war ihm ein unscheinbarer grauer Wagen aufgefallen, der ihm immer im gleichen Abstand nachgefahren war. Jetzt war der graue Wagen wieder da. Die Straße stieg steil bergan. Der Comte gab Vollgas, und der kleine rote Wagen, der eigens für den Besitzer gebaut worden war und einen viel stärkeren Motor hatte, als man erwartet hätte, schoß in rasendem Tempo dahin.

Der graue Wagen folgte ihm noch immer. De la Roche fuhr ein wahnsinniges Tempo, er war ein Fahrer von Klasse. Es ging jetzt bergab; scharfe Kurven und Serpentine folgten einander ununterbrochen. Vor einem kleinen Postamt brachte er den Wagen jäh zum Stehen, sprang heraus, hob den Deckel des Kofferraums, nahm das kleine braune Paket heraus und war mit einem Satz in dem Postgebäude. Zwei Minuten später war er bereits wieder auf dem Wege nach Mentone. Als der graue Wagen dort ankam, saß der Graf auf der Terrasse eines eleganten Hotels und schlürfte in aller Gemächlichkeit seinen

Nachmittagstee.

Gegen Abend fuhr er nach Monte Carlo zurück, speiste dort und war gegen elf Uhr wieder zu Hause. Hippolyte empfing ihn bei der Tür; er sah verstört aus.

„Ah! Gut, daß Monsieur le Comte zurück ist. Hat Monsieur le Comte mir heute nachmittag telefoniert oder nicht?“

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Und doch erhielt ich um drei Uhr nachmittags von Monsieur le Comte die Weisung, ihn im Negresco in Nizza aufzusuchen.“

„So, so“, sagte der Graf, „und du bist natürlich hingefahren?“

„Gewiß, Monsieur, aber im Negresco war von der Anwesenheit Monsieurs niemandem etwas bekannt.“

„Marie war zu dieser Zeit wohl gerade bei ihren Nachmittagseinkäufen?“

„So ist es, Monsieur le Comte.“

„Lassen wir's“, sagte der Comte. „Die Sache hat weiter keine Bedeutung. Ein Mißverständnis.“

Er ging lächelnd die Treppe hinauf.

In seinem Schlafzimmer angelangt, verriegelte er die Tür und sah sich forschend um. Alles schien wie gewöhnlich. Er öffnete verschiedene Schränke und Kommoden. Alles war beinahe, wie es gewesen war. Aber doch nur beinahe. Seinen scharfen Augen konnte nicht entgehen, daß eine überaus genaue Hausdurchsuchung stattgefunden hatte.

Er ging zu seinem Schreibtisch und drückte auf die verborgene Feder. Das Geheimfach sprang auf, aber das Haar war nicht mehr an seinem Platz. Er nickte verständnisvoll.

„Unsere vielgeschmähte Polizei ist doch ausgezeichnet“,

murmelte er vor sich hin – „wirklich ausgezeichnet. Nichts entgeht ihr.“

20

KATHERINE GEWINNT EINEN FREUND

Am nächsten Morgen saßen Katherine und Lenox auf der Terrasse der Villa Marguerite. Trotz des Altersunterschiedes war eine Art Freundschaft zwischen ihnen im Entstehen begriffen. Ohne Lenox hätte Katherine das Leben in der Villa unerträglich gefunden. Lady Tamplin machte sich die Chance, daß ihre Cousine mit dem sensationellen Mordfall zu tun hatte, in geradezu grotesker Weise zunutze. Erst heute beim Frühstück hatte Katherine ihr das in gereizter Weise verwiesen.

„Ich bedaure, daß mir heute morgen die Geduld riß“, sagte Katherine nach einem kurzen Schweigen zu Lenox.

„Mama kann man nicht beleidigen, sie ist der reinste Dickhäuter. Wenn man ihr etwas sagt, was ihr nicht angenehm ist, schaut sie einen bloß mit ihren blauen Märchenaugen groß und verständnislos an, und im übrigen schert sie sich den Teufel darum.“

Katherine schwieg zu dieser nicht sehr respektvollen Bemerkung, und das junge Mädchen fuhr fort:

„Du hast also gestern mit Derek geluncht. Gefällt er dir, Katherine?“

Katherine dachte eine Minute lang nach.

„Ich weiß es selbst nicht“, sagte sie dann langsam.

„Er ist charmant.“

„Ja, er ist charmant.“

„Was gefällt dir also nicht an ihm?“

Katherine beantwortete die Frage nicht oder wenigstens nicht direkt.

„Er sprach über den Tod seiner Frau“, sagte sie, „er meinte, wenn er nicht heucheln wolle, müsse er klipp und klar sagen, daß der plötzliche Tod seiner Frau für ihn einen großen Glücksfall bedeute.“

„Und darüber warst du vermutlich entsetzt?“ fragte Lenox. Sie hielt inne, und ihre Stimme klang verändert, als sie fortfuhr:

„Er mag dich übrigens sehr gern, Katherine. Ich bemerkte es gleich am ersten Abend, als er herkam. Die Art, wie er dich ansah ... Und eigentlich bist du doch gar nicht sein Typ. Aber so wie die meisten Leute in einem gewissen Alter fromm werden, so wird er wahrscheinlich in einem gewissen Alter die große, reine Liebe entdecken.“

„Mademoiselle wird ans Telefon gebeten“, meldete das Stubenmädchen durch das offene Fenster. „Monsieur Hercule Poirot wünscht Sie zu sprechen.“

„Offenbar die Fortsetzung des Kriminalromans. Rasch, Katherine, einen Detektiv läßt man nicht warten.“

„Ist dort Mademoiselle Grey? Mr. van Aldin, der Vater Madame Ketterings, würde gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Mademoiselle; entweder in der Villa Marguerite oder in seinem Hotel.“

Katherine dachte einen Augenblick nach. Sie fürchtete, daß ihre Cousine sich dem Millionär gegenüber aufdringlich und taktlos benehmen würde, und sagte deshalb, daß sie es vorzöge; nach Nizza zu kommen.

„Ausgezeichnet. Ich werde Sie im Auto abholen. Paßt es Ihnen in dreiviertel Stunden?“

Poirot erschien pünktlich auf die Minute. Katherine erwartete ihn bereits, und sie sausten in der Richtung nach Nizza davon.

„Nun, Mademoiselle, wie geht es?“

Sie schaute in seine zwinkernden Äuglein, und ihr Eindruck, daß Hercule Poirot etwas sehr Anziehendes habe, verstärkte sich.

„Sehen Sie! Ich habe Ihnen versprochen, daß wir einen Detektivroman zusammen erleben würden, und ich pflege mein Wort zu halten.“

„Zu gütig“, murmelte Katherine.

„Möchten Sie nichts über die weitere Entwicklung des Falles hören?“

Katherine bejahte, und Poirot entwarf mit ein paar leicht hingeworfenen Worten ein treffendes Bild des Comte de la Roche.

„Sie glauben also, daß er sie getötet hat?“ fragte Katherine nachdenklich.

„Die Polizei ist dieser Ansicht“, sagte Poirot behutsam.

„Und Sie selbst – glauben Sie es auch?“

„Das habe ich nicht gesagt. Wie denken Sie darüber, Mademoiselle?“

„Wie soll ich das wissen? Ich verstehe von solchen Sachen nichts. Wenn ich aber offen und ehrlich sein soll –“

„Nun?“ ermutigte sie Poirot.

„Nach all dem, was Sie mir von dem Grafen sagen, sieht er mir nicht wie ein Mensch aus, der jemanden umbringt.“

„Bravo“, rief Poirot, „da sind wir ganz einer Ansicht.“

Er warf ihr einen scharfen Blick zu.

„Aber sagen Sie mir, haben Sie Mr. Derek Kettering kennengelernt?“

„Ich bin ihm in Lady Tamplins Haus begegnet und habe gestern mit ihm geluncht.“

„*Un mauvais sujet*“, sagte Poirot kopfschüttelnd. „Aber die Frauen lieben das, wie?“

Er zwinkerte Katherine zu und lachte.

„Er ist einer jener Männer, die man nicht übersehen kann“, fuhr Poirot fort. „Im ‚Blauen Expresß‘ haben Sie ihn doch sicher auch bemerkt.“

„Ja, ich habe ihn bemerkt.“

„Im Speisewagen?“

„Nein. Ich sah ihn nur ein einziges Mal – als er das Abteil seiner Frau betrat.“

Poirot nickte. „Eine merkwürdige Geschichte“, murmelte er. „Wenn ich mich recht erinnere, sagten Sie aus, daß Sie in Lyon aufgewacht seien und zum Fenster hinausschauten. Sie sahen nicht zufällig einen großen, dunkelhaarigen Mann den Zug verlassen?“

Katherine schüttelte den Kopf. „Ein junger Bursche in Überzieher und Reisemütze verließ wohl den Zug, aber ich glaube, er ging nur ein wenig auf der Plattform auf und ab. Dann erinnere ich mich noch an einen dicken, bärtigen Franzosen im Pyjama, mit einem Mantel darüber, der nach einer Tasse Kaffee schrie. Außer diesen beiden sah ich, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, nur Leute von der Eisenbahn.“

Poirot nickte mehrmals mit dem Kopf. „Die Sache ist nämlich die: Der Comte de la Roche hat ein Alibi. Ein Alibi ist immer eine Schweinerei. Wenn ein Mensch ein allzu gut passendes Alibi hat, ist er mir schon verdächtig. Aber wir sind angelangt.“

Sie fuhren sogleich zu van Aldins Appartement hinauf, wo Knighton sie empfing.

Gleich darauf trat van Aldin ein und ging mit ausgestreckter Hand auf Katherine zu.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miß Grey“, sagte er einfach. „Ich sehne mich danach, von Ihnen so viel wie möglich über Ihre Begegnung mit meiner Tochter zu hören.“

Katherine spürte, daß ein tiefer und echter Schmerz in diesem Manne war, so wenig er es auch nach außen hin zeigte.

Er holte einen Sessel für sie herbei.

„Nehmen Sie Platz! Und nun erzählen Sie!“

Poirot und Knighton zogen sich diskret ins Nebenzimmer zurück. Katherine fand ihre Aufgabe nicht schwer. Ganz schlicht und natürlich gab sie Wort für Wort ihrer Unterhaltung mit Ruth Kettering wieder, so gut sie sich erinnern konnte. Er hörte, in seinen Sessel zurückgelehnt, schweigend zu; mit der einen Hand bedeckte er seine Augen. Als sie geendet hatte, sagte er beherrscht:

„Ich danke Ihnen, liebes Kind.“

Dann schwiegen beide. Katherine fühlte, daß Worte des Mitgefühls nicht am Platze waren. Endlich sagte der Millionär leise:

„Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar, Miß Grey. Ich glaube, Sie haben meinem armen Kind in den letzten Stunden ihres Lebens so etwas wie Beruhigung gegeben. Eines möchte ich Sie noch fragen. Monsieur Poirot wird Ihnen von dem Halunken erzählt haben, dem meine arme Tochter entgegenfuhr. Sie deutete nichts an, wo sie ihn zu treffen beabsichtigte – in Paris oder in Hyeres?“

Katherine schüttelte den Kopf.

„Davon erwähnte sie nichts.“

„Und doch“, sagte van Aldin nachdenklich, „ist das der springende Punkt. Nun, die Zeit wird es an den Tag bringen.“

Er stand auf und öffnete die Tür zum Nebenraum. Poirot und Knighton traten wieder ein.

Katherine lehnte die Einladung des Millionärs zum Lunch ab, und Knighton begleitete sie zu dem unten wartenden Wagen. Als er zurückkehrte, fand er Poirot und van Aldin in eine lebhafte Unterredung vertieft.

„Wenn wir nur wüßten“, sagte der Millionär gequält, „zu welchem Entschluß Ruth gekommen war. Es gibt ein halbes Dutzend Möglichkeiten. Vielleicht hatte sie die Absicht, den Zug in Paris zu verlassen und mir zu telegrafieren. Oder sie beabsichtigte, an die Riviera zu fahren, um dort eine Aussprache mit dem Grafen herbeizuführen. Wir tapen im dunkeln – vollkommen im dunkeln. Durch die Zofe wissen wir, daß sie von dem plötzlichen Auftauchen des Grafen in Paris überrascht und sogar unangenehm berührt war. Dieses Zusammentreffen in Paris war also jedenfalls im Programm nicht vorgesehen. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, Knighton?“

Der Sekretär fuhr auf. „Ich bitte um Entschuldigung, Mr. van Aldin! Ich habe nicht zugehört.“

„Sie haben ein bißchen geträumt, was?“ sagte van Aldin. „Das ist doch nicht Ihre Art. Ich glaube, Miß Grey hat Sie aus Ihrem seelischen Gleichgewicht gebracht.“

Knighton wurde rot.

„Eine außerordentlich sympathische Frau“, meinte van Aldin nachdenklich. „Haben Sie ihre Augen bemerkt?“

„Ihre Augen“, antwortete Knighton, „*muß* wohl jeder Mann bemerken.“

BEIM TENNIS

Einige Tage waren verstrichen. Katherine hatte eines Morgens einen einsamen Spaziergang gemacht, und als sie zurückkehrte, kam ihr Lenox mit einem beinahe aufgeregten Lachen entgegen.

„Dein Verehrer hat angerufen, Katherine.“

„Wen verstehst du darunter?“

„Einen neuen – Rufus van Aldins Sekretär. Du scheinst Eindruck auf den Mann gemacht zu haben. Wahrhaftig, Katherine, mit der Zeit wirst du noch ein richtiger weiblicher Casanova. Zuerst Derek Kettering und jetzt der junge Knighton. Das Lustige an der Geschichte ist, daß ich mich ganz gut an ihn erinnere. Er war in dem Kriegsspital, das Mama hier draußen leitete.“

„War er schwer verwundet?“

„Ein Beinschuß, den die Ärzte nicht richtig behandelt haben. Er hinkt heute noch ein bißchen.“

Lady Tamplin gesellte sich zu den beiden.

„Hast du Katherine von Major Knighton erzählt?“ fragte sie. „So ein lieber Kerl! Zuerst habe ich mich nicht an ihn erinnert – es gab so viele Patienten –, aber jetzt ist mir wieder alles gegenwärtig.“

„Damals war er auch eine zu unbedeutende Persönlichkeit“, sagte Lenox. „Heute, wo er Sekretär des amerikanischen Millionärs ist, ist es schon eher der Mühe wert, sich seiner zu erinnern.“

„Aber Liebling!“ sagte Lady Tamplin in ihrem sanft vorwurfsvollen Ton.

„Warum hat Major Knighton angerufen?“ erkundigte sich Katherine.

„Er fragte, ob du Lust hättest, heute nachmittag zum Tennis zu kommen. Wenn ja, würde er dich im Auto abholen. Mama und ich haben natürlich in deinem Namen mit Begeisterung angenommen.“

„Ich würde Mr. van Aldin sehr gern kennenlernen“, sagte Lady Tamplin ernst. „Diese machtvoll-rauhen Gestalten aus dem Westen –“ Sie brach ab. „So faszinierend.“

„Major Knighton betonte so oft, daß die Einladung von Mr. van Aldin ausginge“, sagte Lenox, „daß es mir geradezu verdächtig vorkam. Du und Knighton, ihr zwei würdet ein sehr hübsches Paar abgeben. Meinen Segen habt ihr, Kinder.“

Katherine lachte und ging hinauf, um sich umzukleiden.

„Ich freue mich sehr, daß Sie zugesagt haben“, gestand Knighton, als er am Nachmittag neben ihr im Auto saß. „Monsieur Poirot wird auch dort sein. Was für ein interessanter Mann er ist! Kennen Sie ihn schon lange, Miß Grey?“

Katherine schüttelte den Kopf. „Ich habe ihn erst im Zug kennengelernt, als ich hierher fuhr.“

„Er hat ein ganz eigenartiges Talent dafür, den Dingen auf den Grund zu kommen und seine wirklichen Ansichten geheim zu halten. Ich erinnere mich, einmal zu Besuch in einem Landhaus in Yorkshire gewesen zu sein, als Lady Carnavons Schmuck gestohlen wurde. Es handelte sich anscheinend um einen ganz gewöhnlichen Diebstahl, aber die dortige Polizei wußte sich absolut keinen Rat. Ich schlug vor, Hercule Poirot beizuziehen, und sagte den Leuten, daß er der einzige sei, der ihnen helfen könne, aber sie vertrauten nur Scotland Yard.“

„Und was geschah weiter?“

„Der Schmuck wurde niemals gefunden“, sagte Knighton trocken.

„Sie glauben also wirklich an ihn?“

„Unbedingt. Der Comte de la Roche ist ein gerissener Bursche. Er hat sich schon aus mancher Schlinge herausgeholfen, aber in Hercule Poirot wird er seinen Meister finden.“

„Der Comte de la Roche!“ murmelte Katherine nachdenklich. „Glauben Sie also auch, daß er der Täter ist?“

„Natürlich!“ Knighton sah sie erstaunt an. „Sie vielleicht nicht?“

„Doch, aber er hat ein Alibi.“

Auf Knightons Gesicht erschien sein angenehmes jugenhaftes Lächeln.

„Sie haben mir gestanden, daß Sie gern Detektivromane lesen, Miß Grey. Dann müßten Sie doch eigentlich wissen, daß ein Alibi gar nichts beweist.“

„Glauben Sie, daß es im wirklichen Leben auch so ist?“ fragte Katherine lächelnd.

„Warum nicht? Jedenfalls möchte ich, wenn ich ein Verbrecher wäre, nicht, daß mir Hercule Poirot auf den Fersen wäre.“

„Ich auch nicht“, lachte Katherine.

Bei den Tennisplätzen erwartete sie Poirot. Da es ein warmer Tag war, hatte er einen weißen Leinenanzug angezogen. Im Knopfloch trug er eine große Kamelie.

„Guten Tag, Mademoiselle“, sagte Poirot. „Sehe ich nicht aus wie ein richtiger Engländer?“

„Sagen wir, wie ein Engländer mit der leichten Eleganz

eines Franzosen.“

„Sie machen sich über mich lustig“, brummte Poirot gut gelaunt, „aber das macht nichts. Papa Poirot lacht immer zuletzt. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

„Wo ist Mr. van Aldin“, fragte Knighton.

„Er erwartet uns auf der Tribüne. Um die Wahrheit zu sagen, ist er nicht sonderlich zufrieden mit mir. Oh, diese Amerikaner – sie kennen keine Ruhe, keine Muße! Wenn es nach ihm ginge, müßte ich alle berüchtigten Schlupfwinkel von Nizza nach Verbrechern durchstöbern. Aber das wäre ganz falsch. In solchen Dingen braucht man keine Energie, sondern Schlauheit. Ah, da ist ja Mr. Kettering.“

Derek kam unvermittelt auf sie zu. Er sah nervös und verärgert aus. Knighton und er begrüßten einander einigermaßen kühl.

Sie begaben sich auf die Tribüne. Knighton bemerkte seinen Chef, der ihn vom entgegengesetzten Ende der Tribüne herbeiwinkte, und ging sogleich zu ihm.

„Der junge Mann gefällt mir“, sagte Poirot, dem Sekretär ein strahlendes Lächeln nachsendend. „Wie gefällt er denn Ihnen, Miß Grey?“

„Ich finde ihn auch ganz nett. Übrigens ist er ein großer Verehrer von Ihnen, Monsieur Poirot.“ Es machte ihr Spaß zu beobachten, wie der kleine Mann sich förmlich aufplusterte, sich in die Brust warf und dabei eine gespielte Bescheidenheit zur Schau trug, die keinen Menschen täuschte.

„Übrigens, Miß Grey“, sagte der Detektiv plötzlich, „wollte ich eine kleine Sache mit Ihnen besprechen. Als Sie sich im Zuge mit der armen Dame unterhielten, müssen Sie ein Zigarettenetui verloren haben.“

Poirot zog aus der Tasche ein Zigarettenetui aus weichem blauen Leder, das mit einem goldenen „K“ geschmückt war.

„Nein, das gehört nicht mir“, sagte sie.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung! Dann gehört es sicher Madame selbst. ‚K‘ kann natürlich auch Kettering bedeuten. Wir zweifelten daran, weil sich in ihrer Handtasche ein zweites Zigarettenetui befand, und es schien uns merkwürdig, daß sie zwei bei sich hatte.“ Er wandte sich plötzlich an Derek.

„Ihnen gehört es wohl nicht zufällig?“

„Aber nein! Wenn es mir gehörte, hätte es sich wohl kaum im Besitze meiner Frau befunden.“

Poirot sah naiver und kindlicher drein denn je. „Ich dachte, es sei Ihnen vielleicht entfallen, als Sie im Coupe Ihrer Frau waren“, erklärte er harmlos.

„Ich war nicht im Coupe meiner Frau. Der Polizei habe ich das schon ein dutzendmal gesagt.“

„Ich bitte inständigst um Entschuldigung“, sagte Poirot devot. „Miß Grey“, er wies auf Katherine, „erwähnte, daß sie Sie hineingehen sah.“

Er hielt mit einer Geste der Verlegenheit inne. Katherine blickte Derek an. War sein Gesicht einen Schein blasser geworden, oder bildete sie sich das nur ein? Er lachte, aber es klang nicht echt.

„Sie haben sich geirrt, Miß Grey“, sagte er leichthin. „Ich habe später erfahren, daß mein Coupe ganz nahe bei dem meiner Frau lag. Sie sahen mich offenbar, als ich in mein Abteil ging.“ Er stand rasch auf, da er van Aldin und Knighton auf die Gruppe zukommen sah.

„Ich verlasse Sie jetzt. Meinen Schwiegervater vertrage ich nicht.“

Van Aldin begrüßte Katherine sehr höflich, aber er war augenscheinlich schlechter Laune.

„Es scheint Ihnen gewaltigen Spaß zu machen, dem Tennis zuzuschauen, Monsieur Poirot“, knurrte er.

„Es macht mir in der Tat großes Vergnügen“, antwortete Poirot.

„Merkwürdige Menschen hier in Europa. Bei uns drüben heißt es: Zuerst Geschäft, dann Vergnügen.“

Poirot war keineswegs verletzt. Er lächelte den aufgeregten Millionär sanft und vertraulich an.

„Jeder nach seiner Methode! Ich habe es immer für ein löbliches Prinzip gehalten, Vergnügen und Geschäft miteinander zu verbinden.“

Katherine und Knighton waren in ein angeregtes Gespräch vertieft. Poirot sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich bin wirklich nicht nur um des Vergnügens willen hier. Sehen Sie den großen alten Mann da drüben? Den mit dem gelben Gesicht und dem ehrwürdigen Bart?“

„Was ist mit ihm?“

„Das ist Papopolous, ein Antiquitätenhändler von Weltruf. Im Nebenberuf: der gefährlichste Hehler Europas. Spezialität: Juwelen. Unter seinen Geschäftsfreunden befinden sich gekrönte Häupter und die gefährlichsten Verbrecher der Unterwelt. Ich frage mich, ich, Hercule Poirot, frage mich“ – er schlug sich mit dramatischer Geste an die Brust – „*warum ist Papopolous auf einmal in Nizza?*“

Vor ein paar Minuten noch hatte der Millionär der Ansicht zugeneigt, Poirot sei ein Wichtigtuer, ein Poseur. Plötzlich aber war sein ursprüngliches Vertrauen zu dem kleinen Mann wieder da.

„Hören Sie gut zu, Mr. van Aldin. Ich habe eine

Neuigkeit für Sie.“

Der Millionär schaute ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit ins Gesicht.

„Wie Sie wissen, wird der Comte de la Roche seit seinem ersten Verhör von der Polizei aufs schärfste überwacht. Einen Tag nachher wurde die Villa Maria einer Hausdurchsuchung unterzogen.“

„Hat man irgend etwas gefunden?“ fragte van Aldin.
„Sicher nicht!“

Poirot machte eine leichte Verbeugung.

„Ihr Instinkt hat Sie nicht betrogen, Mr. van Aldin. Man hat nichts Belastendes gefunden. Es war auch gar nicht anzunehmen. Der Comte de la Roche ist nicht von heute.“

„Weiter!“ brummte van Aldin.

„Es ist natürlich möglich, daß sich im Besitze des Grafen überhaupt nichts Belastendes befand. Wenn er aber etwas zu verbergen hatte – wo verbarg er es? In seinem Hause nicht – die Polizei hat gründlichste Arbeit geleistet. In seinen Taschen auch nicht, denn er mußte jeden Augenblick damit rechnen, verhaftet zu werden. Blieb nur eine Möglichkeit – sein Auto. Man folgte ihm an jenem Tage nach Monte Carlo und Mentone. Sein kleines Auto hat einen außergewöhnlich starken Motor. Seine Verfolger verloren ihn eine Viertelstunde lang vollkommen aus den Augen.“

„Und Sie meinen, daß er unterdessen etwas am Straßenrand versteckt habe?“ fragte van Aldin mit angespanntem Interesse.

„Am Straßenrand? Keine Spur. Ich halte ihn für gerissener! Ist Ihnen noch nie die Idee gekommen, daß die beste Art, sich eines unbequemen Gegenstandes zu entledigen, die ist, ihn auf der Post aufzugeben?“

„Nun, und?“

„*Voilà!*“ Mit kühnem Schwunge zog Poirot ein nachlässig verpacktes braunes Paket aus der Tasche.

„Während der Viertelstunde Vorsprung hat der gute Mann das hier aufgegeben.“

„An welche Adresse?“ fragte der andere scharf.

„Das Paket war an eines der kleinen Zeitungsgeschäfte in Paris adressiert, an die man Sendungen schicken und gelegentlich gegen eine kleine Vergütung abholen lassen kann.“

„Was enthält das Paket?“ fragte van Aldin ungeduldig.

Poirot entfernte die Hülle und wies auf eine kleine Pappschachtel. Er sah sich um.

„Der Augenblick ist günstig“, sagte er. „Da – schauen Sie her, Monsieur!“

Er hob den Deckel der Schachtel den Bruchteil einer Sekunde lang auf. Ein Ausruf äußersten Erstaunens entfuhr dem Millionär. Sein Gesicht wurde kreidebleich.

„Mein Gott“, stieß er hervor, „die Rubine.“

Einen Augenblick lang war er wie betäubt. Poirot steckte die Schachtel wieder in die Tasche und lächelte sein strahlendstes Lächeln.

Plötzlich schien der Millionär aus seinem Trancezustand zu erwachen. Er beugte sich zu dem Detektiv und drückte seine Hände mit so viel Herzlichkeit, daß Poirot vor Schmerz aufschrie.

„Unglaublich!“ sagte van Aldin. „Unglaublich! Sie sind ein Zauberer, Poirot!“

„Nicht der Rede wert“, wehrte der kleine Mann bescheiden ab.

„Methodisches Denken, ein bißchen Logik, ein bißchen

Voraussicht, sonst gehört gar nichts dazu.“

„Hat man den Comte de la Roche schon verhaftet?“
fragte der Millionär neugierig.

„Nein“, sagte Poirot.

Höchstes Erstaunen malte sich in van Aldins Zügen.

„Auf was wartet man?“

„Das Alibi des Comte ist noch immer unerschüttert.“

„Unsinn!“

„Natürlich“, sagte Poirot. „Aber wir müssen beweisen können, daß es Unsinn ist.“

„Und unterdessen schlüpft er uns durch die Finger!“

Poirot schüttelte energisch den Kopf.

„Nein“, sagte er. „Er denkt nicht daran. Der Comte kann es sich nicht erlauben, seine gesellschaftliche Stellung aufs Spiel zu setzen. Er muß sich auf seine unerschütterliche Frechheit verlassen und bleiben, wo er ist.“

Van Aldin schien nicht überzeugt.

„Ich sehe aber nicht ein –“

Poirot hob die Hand zur Stirn.

„Einen Augenblick, Monsieur – ich habe eine kleine Idee. Viele Leute haben sich schon über Hercule Poirots kleine Einfälle lustig gemacht – aber sie haben unrecht daran getan.“

„Schön“, sagte van Aldin, „schießen Sie los! Was für eine kleine Idee ist das?“

Poirot schwieg einen Augenblick, dann erwiderte er:
„Ich werde Sie morgen vormittag um elf Uhr in Ihrem Hotel aufsuchen. Bis dahin reden Sie zu keinem Menschen ein Wort über meine Entdeckung!“

PAPOPOLOUS' FRÜHSTÜCK

Papopolous und seine Tochter Zia saßen beim Frühstück.

Es klopfte an die Salontür, und ein Boy mit einer Visitenkarte trat ein. Papopolous studierte sie eingehend, schnitt ein saures Gesicht und reichte sie seiner Tochter.

„Hm“, brummte er dabei, sich gedankenvoll das linke Ohr kratzend, „Hercule Poirot! Die Sache gefällt mir nicht!“

„Er hat dir einmal sehr nützliche Dienste erwiesen“, erinnerte ihn seine Tochter.

„Das ist wahr“, bestätigte Papopolous. „Übrigens hat er sich ins Privatleben zurückgezogen.“

Diese Worte waren in der Muttersprache der beiden gewechselt worden. Jetzt wandte sich Papopolous an den Boy und gab Auftrag, den Besucher einzulassen.

Ein paar Minuten später erschien Hercule Poirot, elegant wie immer und animiert seinen Stock schwingend.

„Mein lieber Monsieur Papopolous!“

„Mein lieber Monsieur Poirot!“

„Und die reizende Mademoiselle Zia ist auch da!“ Poirot machte eine tiefe Verbeugung.

„Sie werden uns nicht böse sein, wenn wir unser Frühstück nicht unterbrechen“, sagte Papopolous, sich eine zweite Tasse Kaffee einschenkend. „Ein etwas früher Besuch.“

„Skandalös früh“, gab Poirot zu. „Aber ich habe Eile, müssen Sie wissen.“

„So, so“, murmelte Papopolous. „Sie kommen also in Geschäften?“

„In sehr ernsten Geschäften. Es handelt sich um den Tod von Madame Kettering.“

„Einen Augenblick bitte!“ Papopolous schaute unschuldig zur Decke empor. „Hieß so nicht die Dame, die im ‚Blauen Expreß‘ gestorben ist? Ich sah eine Notiz darüber in der Zeitung. Aber es war nicht die Rede davon, daß es sich um ein Verbrechen handle.“

„Im Interesse der Gerechtigkeit“, sagte Poirot, „hielt man es für besser, die Tatsache zu verschweigen.“

„Und in welcher Weise kann ich Ihnen behilflich sein, Poirot?“ fragte der Händler nach einer Pause.

„Das werde ich Ihnen gleich erklären“, Poirot zog die gleiche Schachtel hervor, die er in Cannes van Aldin gezeigt hatte, öffnete sie, nahm die Rubine heraus und schob sie Papopolous zu.

Nicht ein Muskel bewegte sich im Gesicht des alten Mannes. Er hob die Juwelen auf und untersuchte sie mit sachlichem Interesse. Dann sah er den Detektiv fragend an.

„Prachtvoll, was?“ fragte Poirot.

„In der Tat ausgezeichnet“, stimmte Papopolous zu.

„Wieviel sind sie Ihrer Ansicht nach wert?“

Im Gesicht des Griechen zuckte es jetzt ein wenig. „Muß ich Ihnen das wirklich sagen, Poirot?“ fragte er.

„Nein, eigentlich ist es nicht nötig. Fünfhunderttausend Dollar sind sie jedenfalls nicht wert.“

Papopolous lachte, und Poirot stimmte ein.

„Als Imitation“, sagte Papopolous, indem er Poirot die Steine zurückgab, „sind sie, wie ich schon sagte, wirklich ausgezeichnet. Ist es indiskret zu fragen, Monsieur Poirot,

wie Sie zu ihnen gekommen sind?“

„Aber nein! Vor einem alten Freund habe ich keine Geheimnisse. Die Steine fanden sich im Besitz des Comte de la Roche.“

Papopolous' Augenbrauen hoben sich ausdrucksvoll.

„Was Sie nicht sagen!“ murmelte er.

Poirot beugte sich vor und sah in diesem Augenblick ganz besonders harmlos drein.

„Papopolous“, sagte er, „ich will meine Karten offen auf den Tisch legen. Die Originale dieser Juwelen wurden Madame Kettering im ‚Blauen Expreß‘ gestohlen. Zuallererst möchte ich Ihnen eines sagen: die Wiedererlangung dieses Schmuckes geht mich nichts an. Das ist Sache der Polizei. Ich arbeite nicht für die Polizei, sondern für Mr. van Aldin. Mein einziges Ziel ist, den Mörder Madame Ketterings zu erwischen. Diese Rubine interessieren mich nur insoweit, als sie mich auf die Spur des Mörders führen. Ist das klar?“

Die letzten drei Worte sprach der Detektiv mit besonderer Betonung. Papopolous sagte mit unbewegtem Gesicht: „Fahren Sie fort!“

„Wahrscheinlich, Monsieur Papopolous, werden die Steine in Nizza ihren Besitzer wechseln – vielleicht *haben* sie schon ihren Besitzer gewechselt.“

Papopolous schlürfte nachdenklich, seinen Kaffee und sah noch edler und ehrwürdiger aus als sonst.

„Ich sagte mir“, fuhr Poirot lebhaft fort, „was für ein Glücksfall! Mein alter Freund Papopolous ist in Nizza. Er wird mir behilflich sein.“

„Auf welche Weise?“ erkundigte sich Papopolous kühl.

„Ich sagte mir, Papopolous hält sich sicher geschäftlich in Nizza auf.“

„Fehlgeschossen“, gab Papopolous zurück, „ich bin aus Gesundheitsrücksichten hier – auf Weisung meines Arztes.“ Er hustete hohl.

„Es tut mir unendlich leid, das zu hören“, rief Poirot mit überschwenglichem Mitgefühl. „Aber fahren wir fort. Wenn ein russischer Großfürst oder ein österreichischer Erzherzog seinen Familienschmuck zu Geld machen will – zu wem geht er? Zu Papopolous, der wegen der Diskretion, mit der er solche Geschäfte durchführt, Weltruf genießt.“

„Sie schmeicheln mir!“

„Diskretion ist etwas Großes. Auch ich kann diskret sein.“

Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich.

Dann fuhr Poirot langsam, jedes Wort genau abwägend, fort:

„Ich sagte mir ferner: wenn diese Steine in Nizza ihren Besitzer gewechselt haben, so muß Papopolous davon gehört haben. Nichts, was auf dem Juwelenmarkt vorgeht, bleibt ihm verborgen.“

„Ah“, sagte Papopolous und strich bedächtig Honig auf sein Brötchen.

„Die Polizei, verstehen Sie“, erklärte Poirot, „hat mit der Sache nichts zu tun. Es handelt sich um eine Privatangelegenheit.“

„Man hört allerlei munkeln“, gab Papopolous behutsam zu.

„Zum Beispiel?“

„Welchen Grund hätte ich, diese Gerüchte weiter zu verbreiten?“

„Es gibt einen Grund“, sagte Poirot. „Sie werden sich vielleicht erinnern, Papopolous, daß sich vor siebzehn

Jahren ein gewisser Wertgegenstand in Ihren Händen befand, den eine sehr – hm – illustre Persönlichkeit als Sicherstellung bei Ihnen hinterlegt hatte. Sie waren für das Stück verantwortlich, und es verschwand auf unerklärliche Weise. Sie saßen damals mächtig in der Tinte.“

Er warf einen sanften Blick auf das Mädchen, das Tasse und Teller beiseite geschoben hatte und gespannt zuhörte. „Sie ließen mich damals holen und sagten mir, daß ich mir Ihre unauslöschliche Dankbarkeit gewinnen würde, wenn ich Ihnen das Stück wiederbrächte. Nun denn! Ich habe es Ihnen wiedergebracht.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich Papopolous' Brust.

„Es war der unangenehmste Augenblick meines Lebens“, murmelte er.

„Siebzehn Jahre sind eine lange Zeit“, sagte Poirot nachdenklich. „Aber ich glaube, mit Recht sagen zu dürfen, daß Ihre Rasse nicht vergißt.“

„Sie sprechen von den Griechen?“

„Nicht unbedingt.“

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, dann reckte sich der alte Mann stolz auf.

„Sie haben recht, Monsieur Poirot“, sagte er ruhig. „Ich bin Jude, und Sie haben doppelt recht. Unsere Rasse vergißt nicht.“

„Sie wollen mir also helfen?“

„Bezüglich der Juwelen, Monsieur Poirot, kann ich leider nichts tun.“ Auch der alte Mann wog seine Worte sorgfältig. „Ich weiß nichts, ich habe nichts gehört! Aber vielleicht kann ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen – falls Sie sich für Pferderennen interessieren.“

„Unter gewissen Umständen interessiere ich mich dafür“, sagte Poirot, ihn ruhig ansehend.

„In Longchamps läuft gegenwärtig ein Pferd, das man mit Aufmerksamkeit verfolgen sollte. Etwas Bestimmtes weiß ich natürlich nicht. Solche Neuigkeiten gehen durch so viele Hände!“

„Ich verstehe vollkommen“, nickte Poirot.

„Der Name des Pferdes“, fuhr Papopolous fort, „ist ‚Le Marquis‘. Ich glaube, daß es ein englisches Pferd ist, bin dessen aber nicht ganz gewiß.“

Poirot erhob sich.

„Ich danke Ihnen, Papopolous, ein Stalltip ist immer eine gute Sache. Auf Wiedersehn, Monsieur, und vielen Dank!“

Er wandte sich dem Mädchen zu.

„Adieu Mademoiselle Zia. Es ist mir, als ob ich Sie gestern das letzte Mal gesehen hätte.“

„Und doch ist ein Unterschied zwischen sechzehn und dreiunddreißig“, sagte Zia, melancholisch lächelnd.

„In Ihrem Falle nicht!“ erklärte Poirot. „Sie und Ihr Herr Vater werden mir hoffentlich das Vergnügen machen, dieser Tage einmal mit mir zu dinieren.“

„Es wird uns eine Ehre sein“, antwortete Zia.

Ein fröhliches Liedchen vor sich hinsummend und seinen Stock unternehmungslustig schwingend, schlenderte Poirot dahin. Er trat in das erstbeste Postbüro und gab ein Telegramm auf. Die Depesche war an Inspektor Japp, Polizeidirektion London, gerichtet und bezog sich auf eine verlorengegangene Krawattennadel.

Als der Empfänger die in einem Geheimcode abgefaßte Depesche aber entziffert hatte, lautete der Inhalt:

„Drahtet mir sofort alles, was ihr über einen Mann wißt, dessen Spitzname ‚Le Marquis‘ lautet.“

VERMUTUNGEN

Mit dem Glockenschlag elf erschien Poirot in van Aldins Hotel. Der Millionär war allein.

„Pünktlich wie immer, Monsieur Poirot“, begrüßte van Aldin den Detektiv.

„Pünktlichkeit und Ordnung sind zwei große Tugenden. Und nun – zur Sache.“

„Ihre kleine Idee?“

„Ja, meine kleine Idee.“ Poirot lächelte. „Vor allen Dingen möchte ich noch einmal mit der Zofe sprechen. Ist sie hier?“

„Ja, sie ist hier.“

„Ausgezeichnet!“

Van Aldin sah ihn neugierig an. Er läutete, und ein paar Minuten später betrat die Zofe das Zimmer.

Poirot begrüßte sie mit seiner gewohnten Höflichkeit, die auf Leute ihres Standes nie ihre Wirkung verfehlte.

„Guten Morgen, Miß Mason. Bitte nehmen Sie Platz!“

„Vielen Dank, Sir“, sagte die Mason und nahm auf der äußersten Kante eines Sessels Platz. Sie sah dürrer und säuerlicher aus als je.

„Ich möchte nur ein paar Fragen an Sie stellen“, begann Poirot. „Man hat Ihnen den Comte de la Roche gezeigt. Sie sagen, daß er möglicherweise der Mann aus dem Zug sei, daß Sie dessen aber nicht sicher seien.“

„Ich habe eben das Gesicht des Herrn nicht gesehen.“

„Gewiß! Ich verstehe vollkommen. Sie sind zwei

Monate im Dienste Madame Ketterings gestanden. Wie oft haben Sie während dieser Zeit Ihren Herrn gesehen?“

Nach einigem Nachdenken erwiderte die Zofe: „Nur zweimal, Sir.“

„Jetzt passen Sie gut auf. Woher wissen Sie eigentlich, daß der Mann, der sich mit Madame im Zug unterhielt, nicht Mr. Kettering war?“

„Mr. Kettering? Daran habe ich gar nicht gedacht.“

„Sie haben aber doch gehört, daß Ihr Herr sich ebenfalls im Zug befand. Es wäre also ganz natürlich, wenn er der Mann gewesen wäre, der mit der gnädigen Frau sprach.“

„Aber der Herr im Zug muß von draußen gekommen sein. Er trug Straßenkleidung – Überzieher und Hut.“

„Ganz richtig, Mademoiselle, aber denken Sie einen Augenblick nach. Der Zug war gerade am Gare de Lyon angekommen. Viele Passagiere gingen ein wenig auf dem Bahnsteig spazieren. Ihre Herrin war ja auch gerade im Begriff, den Zug für einen Moment zu verlassen, und hat zu diesem Zweck sicher ihren Pelzmantel angezogen.“

„Jawohl, Sir“, stimmte die Zofe bei.

„Nun, sehen Sie! Der Zug ist überheizt, draußen auf dem Bahnsteig ist es kalt. Der Herr nimmt Mantel und Hut, und als er den Zug entlang spaziert, sieht er plötzlich an einem beleuchteten Fenster Madame Kettering. Bis dahin hatte er keine Ahnung, daß sie sich im Zug befindet. Natürlich steigt er wieder ein und geht zu ihrem Coupe. Sie stößt einen Überraschungsschrei aus, als sie ihn sieht, und schließt rasch die Verbindungstür, denn die Unterhaltung war vermutlich privater Natur.“

Poirot lehnte sich in seinen Sessel zurück und beobachtete, wie seine suggestiven Worte langsam zu wirken begannen. Er mußte dem Mädchen Zeit geben, sich

an diese neue Auffassung der Vorgänge zu gewöhnen. Nach angestrengtem Nachdenken sagte sie: „Möglich wäre es schon, ich habe nur bis jetzt nicht daran gedacht. Mr. Kettering ist groß und dunkel, und er hat wohl auch die gleiche Gestalt wie der Mann im Zug. Ja, es ist möglich, daß es der Herr war.“

„Vielen Dank, Mademoiselle, ich brauche Sie wohl nicht länger. Nur noch eine Frage.“ Er zog das Zigarettenetui aus der Tasche, das er bereits Katherine gezeigt hatte. „Ist das das Etui der gnädigen Frau?“

„Nein, Sir, das gehört der gnädigen Frau nicht – außer vielleicht –“

Plötzlich schien ihr eine Idee gekommen zu sein.

„Nun?“ sagte Poirot ermutigend.

„Ich denke mir, Sir – aber es ist natürlich nur eine Vermutung – vielleicht hat die gnädige Frau das Etui gekauft, um es dem Herrn zu schenken.“

„Ach so, das meinen Sie.“

„Ob sie es ihm gegeben hat, kann ich natürlich nicht sagen.“

„So, das wäre alles, Mademoiselle. Vielen Dank!“ Ada Mason zog sich diskret zurück, die Tür geräuschlos hinter sich zuziehend.

Poirot sah van Aldin mit einem kaum merkbaren Lächeln an. Der Millionär war niedergeschmettert.

„Sie glauben – daß es Derek war?“ fragte er. „Aber bisher deutete alles auf den Grafen als Täter. Man hat ihn mit den Juwelen doch sozusagen in flagranti erwischt.“

„Nein.“

„Was? Sie haben mir doch gesagt –“

„Was habe ich Ihnen gesagt?“

„Sie haben mir die Juwelen doch sogar gezeigt.“

„Nein.“

Van Aldin starrte ihn fassungslos an.

„Sie behaupten, daß Sie mir die Rubine nicht gezeigt haben?“

„Ja.“

„Entweder Sie sind verrückt, Poirot, oder ich.“

„Keiner von uns beiden ist verrückt“, sagte der Detektiv seelenruhig.

„Sie richten eine Frage an mich, ich antworte. Sie fragen mich, ob ich gestern die Rubine gezeigt habe – meine Antwort ist nein. Was ich Ihnen zeigte, Mr. van Aldin, war eine erstklassige Imitation. Allerdings eine Imitation, die selbst der Fachmann kaum von dem echten Schmuck unterscheiden kann.“

24

POIROT ERTEILT RATSCHLÄGE

Zuerst blickte der Millionär Poirot verständnislos an. Es dauerte geraume Zeit, bis er den Zusammenhang begriff. Der Detektiv sah ihn verschmitzt an.

„Nicht wahr, das gibt der Sache ein anderes Gesicht?“

„Imitation?“

Der Millionär beugte sich vor.

»Sie haben von Anfang an diese Idee gehabt? Sie haben nie geglaubt, daß der Comte de la Roche der Mörder sei?“

„Ich habe zumindest Zweifel gehegt“, antwortete Poirot ruhig. „Der Graf als Raubmörder – das wollte mir nicht in

den Kopf. Es paßte nicht zu seinem Charakterbild.“

„Er hatte es also nur auf die Steine abgesehen?“

„Selbstverständlich. Ich sehe die Sache folgendermaßen. Der Graf wußte vom Vorhandensein der Rubine und legte sich einen dementsprechenden Plan zurecht. Er erfand die romantische Geschichte von einem Werk über Juwelenkunde, um Ihre Tochter zu veranlassen, den Schmuck mitzubringen. Er verschaffte sich eine genaue Kopie. Im geeigneten Moment wollte er dann die falschen mit den richtigen Steinen vertauschen. Ihre Tochter hätte den Schwindel sicher erst viel später bemerkt, und selbst dann – ich glaube nicht, daß sie den Fall vor den Richter gebracht hätte. Der Graf hatte sicherlich gewisse Briefe von ihr. O ja – er hatte alles fein eingefädelt. Wahrscheinlich hat er diesen Gaunertrick nicht zum erstenmal versucht.“

„Das sieht allerdings ganz plausibel aus“, mußte van Aldin zugeben.

„Vor allem paßt es zur Wesensart des Grafen.“

„Was geschah aber in Wirklichkeit? Sagen Sie mir das, Monsieur Poirot!“

Poirot zuckte die Schultern.

„Jemand kam dem Grafen ganz einfach zuvor.“

Eine lange Pause trat ein. Van Aldins Hirn arbeitete fieberhaft. Dann fragte er unvermittelt: „Seit wann verdächtigen Sie meinen Schwiegersohn, Monsieur Poirot?“

„Von allem Anfang an. Motiv und Gelegenheit waren gegeben. Jeder hielt es für selbstverständlich, daß der Mann in Madames Coupe der Comte de la Roche war. Zu allererst glaubte auch ich daran. Dann erwähnten Sie ganz zufällig, daß Sie den Grafen einmal mit Ihrem

Schwiegersohn verwechselt hatten. Daraus ergab sich, daß die beiden einander in Gestalt und Haarfarbe einigermaßen ähneln. Das brachte mich auf eine merkwürdige Spur. Die Zofe war erst seit kurzer Zeit im Dienst ihrer Herrin. Ketterings Aussehen konnte ihr kaum in Erinnerung geblieben sein, da er von seiner Frau getrennt lebte und sie nur selten besuchte; auch gab der Mann sich Mühe, sein Gesicht zu verbergen.“

„Sie glauben, daß – er sie ermordet hat?“ ächzte van Aldin.

Poirot erhob protestierend die Hand.

„Nein, nein, das habe ich nicht gesagt. Es ist lediglich eine Möglichkeit – nichts anderes. Er war in großer finanzieller Bedrängnis, vom völligen Ruin bedroht. Hier bot sich ihm ein Ausweg.“

„Warum nahm er aber die Juwelen mit?“

„Um den Anschein zu erwecken, als sei das Verbrechen von gewöhnlichen Banditen begangen worden. Hätte er das nicht getan, so wäre der Verdacht von vornherein auf ihn gefallen.“

„Was hätte er dann mit den Rubinen gemacht?“

„Es gibt in Nizza einen Mann, der uns darüber vielleicht Auskunft geben kann: der Antiquitätenhändler, den ich Ihnen beim Tennis zeigte.“ Er stand auf; auch van Aldin erhob sich und legte dem kleinen Mann die Hand auf die Schulter. Seine Stimme bebte vor unterdrücktem Leid.

„Schaffen Sie mir Ruths Mörder herbei!“

„Lassen Sie das nur Hercule Poirots Sache sein“, erwiderte der Detektiv mit großartiger Geste. „Glauben Sie mir, ich werde die Wahrheit an den Tag bringen!“

Er bürstete ein Stäubchen von seinem Hut, lächelte dem Millionär beruhigend zu und verließ das Zimmer. Als er

aber in der Halle angelangt war, verschwand der Ausdruck der Zuversicht aus seinen Zügen.

„Alles schön und gut, aber noch haben wir den Mörder nicht“, murmelte er vor sich hin.

Vor der Hoteltür machte er plötzlich halt. Ein Auto, in dem Katherine Grey saß, fuhr eben vor. Derek Kettering trat an den Wagen und schien lebhaft auf die Dame einzusprechen. Eine Minute später fuhr der Wagen weiter. Derek seufzte tief auf, drehte sich um und sah Poirot unmittelbar vor sich. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Die beiden Männer sahen einander an, Poirot ruhig und sicher, Derek beinahe herausfordernd.

„Nette Frau, was?“ fragte er leichthin.

Sein Benehmen war ganz ungezwungen.

„Jawohl“, sagte Poirot nachdenklich. „Eine nette Frau. Eine *sehr* nette Frau sogar.“

„Solche Frauen sind selten.“

Derek hatte das ganz leise vor sich hin gesagt, wie zu sich selbst. Poirot nickte. Dann trat er ganz nahe an Derek heran und sprach in einem ernsten Ton, den Kettering bisher nicht an ihm gekannt hatte.

„Sie werden einem alten Mann verzeihen, Mr. Kettering, wenn er Ihnen etwas sagt, was ungezogen klingen mag. Ein englisches Sprichwort besagt: ‚Fange keine neue Liebe an, bevor du mit der alten fertig bist‘.“

Kettering fuhr ihn wütend an.

„Was zum Teufel, wollen Sie damit sagen?“

„Sie sind ärgerlich über meine Worte“, sagte Poirot seelenruhig. „Ich habe es nicht anders erwartet. Damit Sie verstehen, was ich meine – bitte, drehen Sie sich für einen Moment um, Mr. Kettering. Sie werden einen zweiten Wagen sehen, in dem gleichfalls eine Dame sitzt.“

Derek wandte sich hastig um. Sein Gesicht wurde rot vor Zorn.

„Verflucht – Mirelle“, stammelte er. „Ich werde ihr schon –“

Poirot hielt ihn zurück.

„Ist es klug, was Sie tun wollen?“ fragte er ernst. Ein grünlicher Schimmer leuchtete in seinen Augen auf. Aber Derek sah keine Warnungssignale mehr. Wenn er in Wut geriet, verlor er vollkommen den Kopf.

„Ich bin fertig mit ihr, und sie weiß es.“

„Schön. Aber ist sie auch fertig mit Ihnen?“ *

Derek lachte heiser.

„Sie wird sich hüten, freiwillig zwei Millionen Pfund im Stich zu lassen“, stieß er brutal hervor. „Verlassen Sie sich da bloß auf Mirelle!“

„Sie sind ein Zyniker, lieber Freund“, murmelte Poirot.

„Bin ich das?“ Derek lächelte bitter. „Ich habe lange genug in dieser Welt gelebt, Monsieur Poirot, um zu wissen, daß die Frauen alle gleich sind.“ Sein Gesichtsausdruck wurde plötzlich weich. „Alle, mit einer einzigen Ausnahme. Die da, meine ich.“ Sein Blick wies in die Richtung, in der Katherines Wagen verschwunden war.

»Ah, die meinen Sie!“

Poirot sprach mit wohlberechneter Ruhe, die das ungestüme Temperament des jungen Mannes nur um so mehr aufpeitschte.

„Ich weiß, was Sie sagen wollten!“ Dereks Stimme überstürzte sich.

„Das Leben, das ich geführt habe – Sie wollen sagen, daß es sündhaft von mir ist, meine Augen zu solch einer Frau emporzuheben. Sie wollen sagen, daß ich mich

schämen soll, so zu sprechen, wo meine Frau erst seit ein paar Tagen ermordet unter der Erde liegt.“

„Aber ich habe von all dem gar nichts gesagt.“

„Sie haben es sich gedacht!“

„Oh?“

„Geben Sie ehrlich zu, daß ich nicht die geringste Chance habe, Katherine jemals mein eigen nennen zu dürfen?“

„Das möchte ich nicht einmal sagen“, meinte Poirot ganz sachlich. „Gewiß, Sie haben einen schlechten Ruf; aber das reizt die Frauen doch gerade. Im Gegenteil, wenn Sie ein Mann von den ausgezeichnetsten Charaktereigenschaften wären, der niemals im Leben einen Schritt vom geraden Weg der Tugend abgewichen ist, *dann* hätten Sie vielleicht keine.“

Aber Derek hörte ihm schon nicht mehr zu. Er lüftete flüchtig seinen Hut und eilte in der Richtung gegen Mirelles Auto davon. Der Detektiv sah noch, wie die Tänzerin sich, einer exotischen Blume gleich, aus dem Wagen beugte.

„Da haben wir die Bescherung“, sagte er bekümmert zu sich selbst.

Zu Hause angelangt, fand er seinen würdevollen Diener bei der nützlichen Beschäftigung des Hosenbügelns.

„Ein angenehmer Tag, George, ein wenig ermüdend, aber nicht uninteressant“, sagte er.

„In der Tat, Sir.“

„Die Persönlichkeit des Verbrechers, George, bleibt immer ein interessantes Thema. Manche Mörder sind Menschen von großem, persönlichem Charme.“

„Ich habe immer gehört, Sir, daß Dr. Crippen ein überaus einnehmender Gentleman gewesen sei, und

trotzdem hat er seine Frau zu Ragout zerschnitten.“

„Ihre Beispiele sind immer sehr treffend.“

George erachtete eine Antwort nicht für erforderlich. Das Telefon läutete, und Poirot hob den Hörer ab.

„Hallo! Jawohl, hier spricht Hercule Poirot.“

„Hier Knighton. Mr. van Aldin möchte Sie sprechen.“ Gleich darauf wurde die Stimme des Millionärs vernehmbar.

„Sind Sie es, Poirot? Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß die Mason aus eigenem Antrieb nochmals zu mir gekommen ist. Sie sagte mir, sie sei jetzt beinahe überzeugt davon, daß der Mann in Paris Derek Kettering gewesen sei. Er sei ihr gleich bekannt vorgekommen. Aber anfangs habe sie nicht gewußt, wieso. Sie ist jetzt ihrer Sache ziemlich sicher.“

„Danke“, sagte Poirot, „das bringt uns wieder ein Stückchen weiter.“

Er legte den Hörer nieder und blieb eine Weile mit einem eigentümlichen Lächeln beim Telefon stehen. George mußte ihn zweimal anreden, bevor er eine Antwort erhielt.

„Ach so –“, murmelte er dann zerstreut. „Was wollen Sie eigentlich?“

„Lunchen Sie zu Hause, Sir, oder auswärts?“

„Weder das eine noch das andere“, entgegnete Poirot. „Ich werde mich ins Bett legen und einen Kamillentee trinken. Was ich erwartet habe, ist eingetreten, und wenn es soweit ist, regt es mich immer ein bißchen auf.“

EIN EHRBARER ANTRAG

„Derek, ich muß dich einen Augenblick sprechen.“

Aber Derek ging an Mirelles Auto vorbei, ohne stehen zu bleiben. Er lüftete lediglich mit konventioneller Höflichkeit den Hut.

Im Hotel empfing ihn der Portier mit der Botschaft, daß ein Herr auf ihn warte.

„Wer ist es?“ fragte Derek.

„Er hat keinen Namen genannt, Monsieur, aber er sagte, daß er Wichtiges mit Ihnen zu besprechen habe.“

„Wo ist er?“

„Im kleinen Salon, Monsieur. Er meinte, man könne dort ungestörter sprechen als in der Halle.“

Derek nickte und betrat gleich darauf das kleine Gemach, in dem sich nur ein einziger Besucher befand, der ihn mit bestrickender Liebenswürdigkeit begrüßte. Derek war dem Comte de la Roche zwar erst ein einziges Mal begegnet, er kannte jedoch dieses Mitglied der Hocharistokratie sofort und runzelte unangenehm berührt die Stirn.

Was für eine Unverschämtheit von dem Kerl, ihn aufzusuchen!

„Sie sind der Comte de la Roche, nicht wahr? Ich fürchte, Sie haben sich vergeblich hierher bemüht.“

„Ich glaube nicht“, sagte der Graf lächelnd. Seine weißen Zähne blitzten.

Aber sein Charme und seine Liebenswürdigkeit pflegten dem Grafen bei seinen Geschlechtsgeossen nichts zu

helfen. Die Männer konnten ihn ausnahmslos nicht leiden. In Derek Kettering erwachte bereits der Wunsch, den Grafen mit einem Fußtritt an die Luft zu setzen. Nur der Gedanke, daß gegenwärtig ein Skandal höchst unangenehm wäre, hielt ihn davon zurück. Von neuem fand er es unverständlich, daß Ruth sich in diesen Mann verlieben konnte. Ein Hochstapler ersten Ranges! Er betrachtete mit fast körperlichem Ekel die übertrieben sorgfältig manikürten Hände des Besuchers.

„Ich wollte Sie“, begann der Graf, „in einer kleinen geschäftlichen Angelegenheit sprechen. Ich glaube, daß es in Ihrem eigenen Interesse liegt, mich anzuhören.“

Derek setzte sich und trommelte ungeduldig mit den Fingerspitzen auf den Tisch. „Nun denn“, fragte er scharf, „worum handelt es sich?“

Es lag nicht in der Natur des Grafen, offen und ehrlich zu sprechen. »Erlauben Sie mir, Monsieur, Ihnen mein Beileid an dem schweren Verlust auszudrücken, der Sie betroffen hat!“

„Wenn Sie frech werden“, sagte Derek ruhig, „schmeiße ich Sie zum Fenster hinaus.“

Der Graf hatte eine dicke Haut. Er murmelte lediglich: „Diese Engländer sind Barbaren.“

„Also schießen Sie los! Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich will ganz offen sein“, versicherte der Graf, „und sogleich zur Sache kommen.“ Er hielt kurz inne und fuhr fort: „Sie sind über Nacht Millionär geworden, Monsieur.“

„Was, zum Teufel, geht Sie das an?“

Der Graf erhob sich. „Monsieur! Mein Wappenschild ist besudelt worden. Man hat mich eines scheußlichen Verbrechens beschuldigt.“

„Die Beschuldigung geht nicht von mir aus“, entgegnete

Derek kalt.

„Da ich in der Sache Partei bin, habe ich keinerlei Meinung geäußert.“

„Ich bin unschuldig“, rief der Graf. „Ich schwöre beim Himmel, daß ich unschuldig bin.“

„Soviel ich weiß, behandelt Monsieur Carràge, der Untersuchungsrichter, diesen Fall“, meinte Derek kühl.

Der Graf nahm von seinen Worten keine Notiz. „Ich bin aber nicht nur ungerechterweise eines Verbrechens beschuldigt worden, das ich nicht begangen habe, sondern ich habe auch dringend Geld nötig.“

Derek stand auf.

„Darauf habe ich gewartet“, sagte er leise. „Sie elender Erpresser. Nicht einen Penny werde ich Ihnen geben. Meine Frau ist tot, und Verleumdungen können sie nicht mehr treffen. Wenn Sie vielleicht vorhaben, mir gewisse Briefe, die die Verstorbene an Sie gerichtet hat, zu verkaufen, so kann ich Ihnen nur antworten: Erpressung ist ein häßliches Wort. In England und auch in Frankreich. Das ist meine Antwort. Adieu!“

Schon war er bei der Tür. Aber mit beschwörender Gebärde hielt ihn der Graf zurück. „Sie irren sich in mir, mein Herr. Ich bin ein Gentleman.“

Derek lachte.

„Briefe, die eine Frau an mich richtet, sind mir heilig. Das Geschäft das ich Ihnen vorschlagen will, ist ganz anderer Natur. Wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich sehr schlecht bei Kasse, und mein Pflichtgefühl könnte mich leicht dazu bringen, der Polizei gewisse Informationen zukommen zu lassen.“

Derek machte einige Schritte auf ihn zu.

„Was wollen Sie damit sagen?“

Der Graf lächelte bedeutungsvoll.

„Muß ich wirklich ins Detail gehen? Ich bemerkte bereits, daß Sie kürzlich zu schweren Millionen gekommen sind.“

„Wenn das alles ist, was Sie mir zu sagen haben –“

Aber der Graf schüttelte den Kopf. „Es ist nicht alles, mein Herr. Es wäre Ihnen sicherlich nicht angenehm, wegen Mordes verhaftet und abgeurteilt zu werden.“

Derek war jetzt ganz nahe bei dem Grafen. Sein Gesicht drückte so maßlose Wut aus, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Mit mühsam beherrschter Stimme sagte Derek: „Ich habe schon viele unverschämte Bluffs erlebt, aber einen so unverschämten noch niemals.“

„Sie irren sich“, beteuerte der Graf. „Es ist kein Bluff. Vielleicht werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß meine Informationen von einer gewissen Dame herrühren. Diese Dame hat unwiderlegbare Beweise dafür, daß Sie den Mord begangen haben.“

„Wer ist diese Dame?“

„Mademoiselle Mirelle.“

Derek fuhr zurück, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten.

„Mirelle?“ lallte er.

Der Graf beeilte sich, seinen Vorteil auszunützen.

„Eine Bagatelle von hunderttausend Francs“, sagte er. „Das ist alles, was ich verlange.“

„Wie meinen Sie?“ fragte Derek geistesabwesend.

„Ich wiederhole, daß eine Bagatelle von hunderttausend Francs mein – Gewissen beruhigen würde.“

Dereks Gestalt straffte sich.

„Sie erwarten sofortige Antwort?“

„Ich möchte darum bitten.“

„Hier ist sie. Scheren Sie sich zum Teufel!“

Und schon befand sich der Graf allein im Zimmer. Sprachlos vor Staunen schüttelte er den Kopf. Wirklich, er verstand die Welt nicht mehr!

Derek stürmte die Hotelterasse hinunter und winkte einem Taxi. Ein paar Minuten später ließ er den Wagen vor Mirelles Hotel halten. Vom Portier erfuhr er, daß die Tänzerin vor wenigen Minuten zurückgekehrt sei. Er schickte sogleich seine Karte hinauf.

Nach wenigen Augenblicken erschien ein Boy:
„Mademoiselle läßt bitten.“

Bei seinem Eintreten in den Salon der Tänzerin strömte ihm eine Welle exotischer Düfte entgegen. Der Raum war voller Nelken, Orchideen und Mimosen. Mirelle stand in einem Peignoir aus duftigen Spitzen beim Fenster.

Sie kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Du bist gekommen, Derek. Ich wußte, daß du kommen würdest!“

Er entwand sich der Umklammerung ihrer Arme und blickte finster auf sie nieder.

„Warum hast du den Comte de la Roche zu mir gesandt?“

„Ich hätte den Comte de la Roche zu dir gesandt? Aus welchem Grunde?“

„Offenbar Erpressung.“

Sie starrte ihn einen Moment lang entgeistert an. Dann lächelte sie plötzlich und nickte.

„Natürlich. Das war von dem Kerl zu erwarten! Nein, Derek, ich habe ihn nicht zu dir geschickt, wirklich nicht.“

Er versuchte die Gedanken hinter ihrer weißen Stirn zu enträtseln.

„Ich will dir alles gestehen“, sagte Mireille, „obwohl ich mich schäme. Ich war wahnsinnig vor Wut! Ich wollte mich an dir rächen! Deshalb ging ich zum Grafen und gab ihm den Tip, dich der Polizei anzugeben. Aber hab keine Angst, Derek, ganz habe ich den Kopf nicht verloren. Die Beweise hielt ich zurück. Ohne diese Beweise kann die Polizei dir nichts tun.“

Sie drängte sich an ihn, Leidenschaft und Hingebung in den Augen.

Er stieß sie brutal von sich. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Augen verengten sich zu einem Schlitz, wie die einer Katze.

„Nimm dich in acht, Derek, nimm dich in acht! Du bist doch zu mir zurückgekommen ... oder nicht?“

„Ich werde niemals zu dir zurückkehren“, sagte Derek fest.

„Ach!“

Sie glich jetzt einem gefährlichen kleinen Raubtier. Ihre Augenlider zuckten.

„Du hast eine andere, die Frau, mit der du neulich geluncht hast! Habe ich recht?“

„Ja. Ich werde diese Dame bitten, meine Frau zu werden. Ich habe keinen Grund, es vor dir zu verheimlichen.“

„Das werde ich dir nie erlauben! Niemals!“ Ihr schöner, geschmeidiger Leib zitterte. „Erinnerst du dich des Gesprächs damals in London? Du sagtest, das einzige, was dich retten könne, sei der Tod deiner Frau. Du bedauertest, daß sie sich einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreute. Dann kam dir der Gedanke an einen Unfall –“

„Und daraus“, sagte Derek verächtlich, „willst du eine Anklage gegen mich konstruieren?“ ‘

Mireille lachte.

„Für wie dumm hältst du mich? Mit einer so dünnen Geschichte allein wüßte die Polizei allerdings kaum etwas anzufangen. Hör zu, Derek. Ich gebe dir eine letzte Chance. Du schlägst dir diese Engländerin aus dem Kopf. Du kehrst zu mir zurück, und dann, Geliebter, wird niemals – niemals ein Wort davon über meine Lippen kommen, daß ich –“

„Daß du was?“

Sie lachte leise. „Du glaubst, niemand hätte dich gesehen –“

„Was soll das heißen?“

„Ich habe dich gesehen, Derek, als du das Abteil deiner Frau verließest, kurz ehe der Zug in den Bahnhof von Lyon einfuhr. Ich weiß noch mehr. Ich weiß, daß deine Frau tot war, als du hinausgingst.“

Er starrte sie an. Dann wandte er sich um und verließ das Zimmer. Sehr langsam ... schwankend ... wie ein Träumender.

26

EINE WARNUNG

„Also es bleibt dabei“, sagte Poirot, „wir sind gute Freunde und haben keine Geheimnisse voreinander.“

In seiner Stimme lag ein Unterton von Ernst, den Katherine bisher nie gehört hatte.

Sie saßen in den Parkanlagen von Monte Carlo. Lady Tamplin hatte sich Knightons bemächtigt und überschüttete ihn mit Erinnerungen, die offensichtlich zu

neun Zehnteln erfunden waren. Sie war mit dem jungen Mann in einer der Seitenalleen verschwunden.

„Natürlich sind wir Freunde“, sagte Katherine. „Erinnern Sie sich noch, wie Sie mir damals sagten, daß es auch im wirklichen Leben Detektivromane gebe?“

„Nun, habe ich nicht recht gehabt? Sie sind mitten in einen solchen Roman hineingeraten.“

Sie sah ihn scharf an. Ihr war, als enthielten seine Worte eine heimliche Warnung vor Gefahren, die sie bisher nicht bemerkt hatte.

„Warum sagen Sie, daß ich, mitten hineingeraten sei?“ Ich habe doch mit dem Fall eigentlich gar nichts zu tun.“

„Können wir jemals sagen: ‚Ich habe mit dem oder jenem nichts zu tun‘?“

„Wo wollen Sie hinaus, lieber Freund? Sie wollen mir etwas andeuten, soviel merke ich, aber ich habe gar kein Talent zum Rätselraten. Sagen Sie mir doch geradeheraus, was Sie auf dem Herzen haben.“

Poirot sah sie bekümmert an. „Gott, wie englisch!“ murmelte er. „Bei euch Insulanern gibt es nur schwarz oder weiß. Das Leben ist ganz anders. Da gibt es Dinge, die vielleicht noch gar nicht offen in Erscheinung getreten sind, aber doch schon ihre Schatten voraus werfen.“

Er wischte sich die Stirn mit einem seidenen Taschentuch riesigen Formats ab und murmelte:

„Aber ich glaube fast, ich werde poetisch. Sprechen wir lieber von Tatsachen. Sagen Sie mir zum Beispiel, wie gefällt Ihnen Major Knighton?“

„Er gefällt mir sehr gut“, sagte Katherine warm, „er ist ein reizender Mensch.“

Poirot seufzte.

„Was haben Sie nur?“ fragte Katherine.

„Ihre Antwort klang so herzlich“, sagte Poirot. „Wenn Sie ganz gleichgültig geantwortet hätten: ‚Nun, er ist ganz nett‘, so hätte mir das viel besser gefallen.“

Katherine antwortete nicht. Sie fühlte sich ein wenig unbehaglich. Poirot fuhr träumerisch fort:

„Und doch, wer weiß. Die Frauen haben so viele Methoden, ihre Gefühle zu verbergen – Herzlichkeit ist vielleicht so gut wie jede andere.“ Er seufzte.

„Ich verstehe nicht recht –“, begann Katherine.

Er unterbrach sie.

„Ich bin ein alter Mann, und hie und da – nicht gerade häufig – begegnet mir jemand, dessen Wohlergehen mir am Herzen liegt. Wir sind Freunde, Sie haben es soeben selbst gesagt. Und – ich möchte Sie sehr gern glücklich sehen.“

Katherine schaute starr vor sich hin. Mit der Spitze ihres Sonnenschirms zeichnete sie Figuren in den Kies.

„Ich habe eine Frage über Major Knighton an Sie gerichtet; jetzt möchte ich Sie noch etwas fragen. Gefällt Ihnen Mr. Derek Kettering?“

„Ich kenne ihn ja kaum.“

„Das ist keine Antwort.“

„Ich glaube doch.“

Er sah sie an, vom Ton ihrer Stimme seltsam berührt. Dann nickte er ernst und langsam mit dem Kopf.

„Vielleicht haben Sie recht. Sehen Sie, ich habe viel erlebt und folgende Erfahrung gemacht: ein guter Mann kann durch die Liebe zu einer schlechten Frau ruiniert werden – aber umgekehrt ist auch gefahren. Ein schlechter Mann kann ebenso durch die Liebe zu einer guten Frau ruiniert werden.“

Katherine blickte ihn forschend an.

„Wie verstehen Sie das: ruinieren?“

„Ich verstehe es von seinem Standpunkt aus. Wenn man ein Verbrecher ist, muß man es ganz sein.“

„Sie wollen mich vor etwas warnen“, sagte Katherine leise.

„Ich kann nicht in Ihr Herz sehen. Sie würden es mir auch wohl nicht erlauben. Nur das eine will ich sagen: es gibt Männer, die eine unerklärliche Anziehungskraft auf Frauen haben.“

„Wie zum Beispiel der Comte de la Roche“, sagte Katherine mit einem Lächeln.

„Es gibt andere – gefährlichere als den Grafen. Solche Männer haben Eigenschaften, die auf Frauen wirken – Kühnheit, Rücksichtslosigkeit, Wagemut. Sie stehen, vielleicht noch ohne es zu wissen, unter dem Einfluß eines Mannes, und –“

„Und?“

Er stand auf und sah zu ihr nieder. Dann sagte er leise, sehr deutlich: „Sie könnten vielleicht einen Dieb lieben, *aber keinen Mörder!*“

Als Katherine aufblickte, war sie allein.

Derek Kettering, der aus der Kühle des Kasinos in die Sonne trat, sah sie allein auf der Bank sitzen und gesellte sich zu ihr.

„Ich habe gespielt“, sagte er mit einem leichtsinnigen Lachen. „Erfolglos natürlich. Ich habe alles verloren – ich meine natürlich alles, was ich bei mir hatte.“

Katherine sah ihn an. Er war seltsam erregt. Sie fühlte es, ohne daß sein Wesen sich irgendwie äußerlich verändert hätte. Nachdenklich sagte sie:

„Ja – ich halte Sie für eine Spielernatur, für einen passionierten Spieler, den das Spiel an sich lockt.“

„Sie mögen recht haben! Finden Sie nicht auch, daß das Spiel etwas unerhört Faszinierendes in sich birgt? Alles auf eine Karte setzen – darüber geht nichts!“

Sie hatte sich stets für kalt und leidenschaftslos gehalten, und doch spürte sie jetzt, wie etwas in ihr seinem Spielergefühl entgegenbebe.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen“, fuhr Kettering fort. „Wer weiß, wann sich mir wieder eine Gelegenheit dazu bietet. Man munkelt, daß ich meine Frau ermordet habe. Bitte unterbrechen Sie mich nicht. Es ist natürlich Unsinn.“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann in entschiedenerem Tone fort. „Bei der Polizei mußte ich natürlich so tun, als ob ich ein halbwegs anständiger Mensch sei. Ihnen gegenüber brauche ich keine Komödie zu spielen. Ich hatte von vornherein die Absicht, Geld zu heiraten. Mit dieser Absicht traf ich das erstemal mit Ruth van Aldin zusammen. Sie sah damals aus wie eine zarte Madonna und ich – nun, ich faßte natürlich alle möglichen guten Vorsätze, aber die Desillusion ließ nicht auf sich warten. Meine Frau liebte einen anderen, als sie mich heiratete. Sie hat sich niemals das geringste aus mir gemacht. O nein, ich beklage mich nicht, es war ein absolut reelles Geschäft. Sie heiratete mich wegen meines zukünftigen Titels, ich heiratete sie wegen ihres Geldes. Alles wäre leidlich gut gegangen – ohne das amerikanische Blut in Ruths Adern. Ich war Luft für sie, und doch verlangte sie, daß ich Tag und Nacht den galanten Kavalier spiele. Immer und immer wieder sagte sie mir brutal ins Gesicht, daß sie mich gekauft habe und daß ich ihr gehöre. Die Folge davon war, daß ich mich ihr gegenüber scheußlich benahm. Mein Schwiegervater hat Ihnen das sicher gesagt, und er hat vollkommen recht. Als Ruth starb, stand ich unmittelbar vor der Katastrophe.“ Er lachte plötzlich auf. „Ja, man steht vor der Katastrophe,

wenn man es mit einem Rufus van Aldin zu tun hat.“

„Und dann?“ fragte Katherine leise.

Derek zuckte die Achseln. „Und dann wurde Ruth ermordet. Gerade im richtigen Moment.“

Wieder lachte er auf. Katherine zuckte zusammen; sein Lachen schnitt ihr ins Herz.

„Geschmacklos, so was zu sagen, was?“ fuhr Derek fort. „Aber es ist wahr. Und jetzt will ich Ihnen noch etwas beichten. Vom Augenblick an, da ich Sie zum erstenmal sah, wußte ich, daß Sie die einzige Frau für mich sind. Ich – hatte Angst vor Ihnen. Ich fürchtete, Sie würden mir Unglück bringen.“

„Unglück?“

„Warum wiederholen Sie das in so seltsamem Tone?“

„Ich dachte an etwas, das man mir gerade heute gesagt hat.“ Derek grinste. „Man erzählt sich eine Menge Sachen über mich, und das meiste davon ist wahr. Ich bin Zeit meines Lebens ein Hasardeur gewesen – nicht nur am Kartentisch. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Aber ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, daß ich meine Frau nicht umgebracht habe!“

Die Worte klangen ernst, und doch lag ein leicht theatralischer Ton in ihnen. Katherines Blick ruhte halb ungläubig in dem seinen. Er bemerkte es und fuhr fort:

„Gewiß, neulich habe ich gelogen. Ich bin im Coupe meiner Frau gewesen.“ Er machte eine Pause. „Sie müssen verstehen, daß ich meiner Frau nachspionierte. Ich hielt mich während der Fahrt vor ihr verborgen. Mirelle hatte mir erzählt, daß sie in Paris den Comte de la Roche treffen würde. Das war offenbar aber nicht der Fall. Etwas wie Scham packte mich. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich auf der Stelle mit meiner Frau endgültig auszusprechen.

Ich öffnete die Tür und trat ein.“

„Was sahen Sie?“ fragte Katherine gespannt.

„Ruth schlief. Ihr Gesicht war abgewandt, natürlich hätte ich sie Wecken können. Aber plötzlich verging mir wieder die Lust, vielleicht auch der Mut. Hatten wir uns irgend etwas zu sagen, was wir uns nicht bereits hundertmal gesagt hatten? Sie lag so friedlich da. Ich verließ das Coupe so leise wie ich gekommen war.“

„Warum haben Sie der Polizei nicht die Wahrheit gesagt?“

„Weil ich nicht komplett verrückt bin. Von Anfang an war mir klar, daß der Mordverdacht sofort auf mich fallen müsse. Hätte ich zugegeben, daß ich in ihrem Coupe war, und noch dazu unmittelbar bevor sie ermordet wurde, so hätte ich mir damit selbst die Schlinge um den Hals gelegt.“

„Ich verstehe.“

Aber verstand sie wirklich? Sie wußte es selbst nicht. Sie spürte, daß Derek eine magnetische Anziehungskraft auf sie ausübte, aber etwas in ihrem Innern hielt sie von ihm zurück ...

„Sie wissen, daß ich Sie liebe, Katherine! Und Sie – bin ich Ihnen ganz gleichgültig, Katherine?“

„Ich – weiß es nicht.“

Sie sah sich wie hilfesuchend um. Eine zarte Röte stieg in ihre Wangen, als sie einen großen, schlanken Mann leicht hinkend auf sich zukommen sah – Major Knighton.

Sie begrüßte ihn mit einem Gefühl der Erleichterung und mit einer Wärme, deren sie sich selbst kaum bewußt war.

Derek erhob sich. Seine Züge waren finster, aber seine Stimme klang leicht spöttisch wie immer.

„Lady Tamplin versucht wohl ihr Glück am

Roulettetisch“, sagte er. „Da muß ich ihr Gesellschaft leisten. Mein System ist unfehlbar, oder doch wenigstens beinahe.“

Er kehrte sich um und ließ die beiden allein. Katherine faßte sich rasch wieder. Eben noch hatte ihr Herz schnell und ungleichmäßig geschlagen; jetzt, wo der ruhige, beinahe schüchterne Mann neben ihr saß, fühlte sie, daß sie die Herrschaft über sich zurückgewann.

Auf einmal wurde ihr klar, daß auch Knighton gekommen war, sein Inneres vor ihr zu offenbaren, wenn auch in ganz anderer Weise als Derek. Stammelnd, ungeschickt kamen die Worte aus seinem Munde.

„Vom ersten Augenblick, da ich Sie sah – – Ich – ich wollte eigentlich noch nicht sprechen – aber Mr. van Aldin kann jeden Tag abreisen, und vielleicht hätte ich keine Gelegenheit mehr. Ich weiß, daß Sie für mich noch nichts empfinden können – es wäre unmöglich. Es ist anmaßend von mir. Ich habe ein wenig Vermögen – nicht viel – nein, bitte antworten Sie mir nicht, ich weiß, wie Ihre Antwort ausfallen muß. Nur – ich muß vielleicht plötzlich abreisen – ich wollte – daß Sie wissen, daß ich Sie lieb habe.“

Seine ungeschickten Worte rührten sie. Seine Art war so zart, so ehrerbietig.

„Eines wollte ich Ihnen noch sagen. Wenn Sie jemals Hilfe brauchen – was immer ich für Sie tun kann –“

Er nahm ihre Hand in die seine und hielt sie eine Minute lang fest. Dann ließ er sie los und entfernte sich rasch in der Richtung auf das Kasino, ohne sich umzusehen.

Katherine blieb regungslos sitzen. Derek Kettering – Richard Knighton – so verschieden waren diese beiden Männer – so ganz verschieden. Etwas Gütiges ging von Knighton aus, etwas Gütiges und Vertrauenerweckendes, Derek hingegen –

Dann hatte Katherine plötzlich eine ganz seltsame Empfindung, beinahe eine Halluzination. Sie hatte das Gefühl, als sei sie nicht mehr allein auf der Bank in den Kasinoanlagen, als stehe jemand neben ihr, und dieser Jemand sei die Tote ... Ruth Kettering, die den sehnlichen Wunsch habe, ihr etwas mitzuteilen. So seltsam, so lebhaft war dieser Eindruck, daß es ihr unmöglich war, ihn abzuschütteln. Sie fühlte mit unbedingter Sicherheit, daß Ruth Ketterings Geist versuchte, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen, eine Nachricht, von der vielleicht Leben und Tod für sie abhing. Langsam nur verblaßte der Eindruck. Katherine stand auf. Sie zitterte ein wenig. Ruth Kettering hatte sich unendlich bemüht, ihr etwas mitzuteilen. Was war es?

27

UNTERREDUNG MIT MIRELLE

Nachdem Knighton Katherine verlassen hatte, ging er auf die Suche nach Hercule Poirot. Er fand ihn im Spielsaal, bedächtig den Mindesteinsatz auf die geraden Nummern setzend. Als Knighton bei ihm angelangt war, kam gerade die Zahl dreiunddreißig, und Poirots Einsatz wurde weggefeßt.

„Pech!“ sagte Knighton. „Spielen Sie weiter?“

Poirot schüttelte den Kopf.

„Darf ich Sie dann vielleicht ein paar Minuten stören, Monsieur Poirot? Ich möchte Sie etwas fragen.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Gehen wir ein bißchen spazieren?“

Sie schlenderten ins Freie. Nach einer Weile holte Knighton tief Atem und sagte langsam: „Ich liebe die Riviera. Das erstmal war ich während des Krieges hier, vor zwölf Jahren, als ich in Lady Tamplins Hospital geschickt wurde. Nach dem Schützengraben in Flandern kam es einem wie das Paradies vor.“

„Das kann ich mir vorstellen“, meinte Poirot.

Ein paar Minuten gingen sie schweigend nebeneinander her.

„Wollten Sie mich nicht etwas fragen?“ sagte Poirot endlich.

„Ja. Haben Sie jemals von Mirelle gehört – der Tänzerin?“

„Die Freundin von Mr. Derek Kettering, nicht wahr?“

„Ja, die meine ich. Die Dame hat Mr. van Aldin schriftlich um eine Unterredung ersucht. Er beauftragte mich, ihr kurzerhand zu schreiben, daß er sie nicht zu sehen wünsche. Heute morgen kam sie ins Hotel und ließ van Aldin erneut um eine Unterredung ersuchen. Es sei von äußerster Wichtigkeit.“

„Interessant.“

„Van Aldin war wütend. Er befahl mir, sie mit einer groben Antwort abzuweisen. Ich erlaubte mir, ihm zu widersprechen. Es schien mir durchaus möglich, daß diese Frau etwas Wichtiges mitzuteilen habe. So fest war ich davon überzeugt, daß van Aldins Haltung falsch sei, daß ich entgegen seiner Weisung hinunterging und mit der Dame sprach.“

„Vollkommen richtig.“

„Ich gab ihr zu verstehen, daß Mr. van Aldin augenblicklich zu beschäftigt sei, um sie zu empfangen, daß sie aber alles, was sie ihm zu sagen habe, mir

anvertrauen möge. Hierzu ließ sie sich aber nicht bewegen, und sie verließ das Hotel, ohne gesprochen zu haben. Und doch habe ich den sicheren Eindruck, daß die Frau etwas weiß.“

„Eine sehr ernste Sache“, stellte Poirot ruhig fest. „Wissen Sie, wo sie wohnt?“

„Jawohl.“ Knighton nannte den Namen des Hotels.

„Gut“, sagte Poirot, „wir werden sofort hingehen.“

„Und Mr. van Aldin?“ fragte der Sekretär zögernd.

„Mr. van Aldin ist ein Dickschädel. Solche Leute versuche ich gar nicht erst zu überzeugen. Ich handle ganz einfach, als ob sie nicht auf der Welt wären.“

Knighton schien noch immer nicht ganz einverstanden, aber Poirot nahm weiter keine Notiz davon.

Sie ließen sich bei der Tänzerin melden, und gleich darauf kam der Bescheid, daß Mademoiselle Mirelle die Herren bitten lasse. Als sie das Appartement der Tänzerin betreten hatten, ergriff Poirot sofort das Wort.

„Mademoiselle“, erklärte er mit einer tiefen Verbeugung, „wir kommen im Auftrag von Mr. van Aldin.“

„So? Warum ist er nicht selbst gekommen?“

„Er ist unpäßlich. Sie wissen, das Klima hier verträgt nicht jeder. Aber sowohl ich als auch Major Knighton, sein Sekretär, sind bevollmächtigt, für ihn zu handeln. Außer wenn Mademoiselle ungefähr vierzehn Tage warten wollen, bis er wieder hergestellt ist.“

Wenn Poirot von etwas überzeugt war, so davon, daß eine Frau von Mirelles Temperament nichts mehr haßte als das Wörtchen „warten“.

„Gut, ich will sprechen!“ rief sie. „Meine Geduld ist zu Ende. Ich bin beleidigt worden, jawohl – beleidigt! Glaubt

er, daß man eine Mirelle wegwerfen könne wie einen alten Handschuh? Noch niemals ist ein Mann meiner überdrüssig geworden, immer werde ich der Männer überdrüssig!“

Sie ging im Raum auf und ab wie ein Raubtier im Käfig. Ihr schlanker Körper bebte vor Wut. Ein Tischchen, das ihr im Wege stand, flog krachend gegen die Wand. „So wird es ihm auch gehen“, schrie sie, „und so!“ Sie ergriff eine mit Lilien gefüllte Glasvase und schleuderte sie in den Kamin, wo sie in tausend Stücke zerschellte.

Knighton mit seiner kühlen englischen Korrektheit war der Anblick peinlich. Poirot dagegen schien sich über die Szene königlich zu amüsieren.

„Ah, wunderbar“, rief er, „man sieht – Madame hat Temperament.“

„Ich bin eine Künstlerin. Jede Künstlerin hat Temperament. Ich habe Derek oft genug gesagt, er möge sich in acht nehmen, aber er wollte nicht hören. Ist es wahr, daß er diese englische Miß heiraten will?“

Poirot hustete.

„Man sagt“, murmelte er, „daß er sie abgöttisch liebt.“

Mirelle war jetzt ganz dicht bei ihm.

„Er hat seine Frau umgebracht!“ kreischte sie. „So – jetzt ist es heraus. Er hat mir schon vorher gestanden, daß er sie umbringen wolle! Er war ganz einfach in einer Sackgasse! Das war der einzige Ausweg!“

„Die Polizei“, meinte Poirot, „wird Beweise für diese – hm – Behauptung haben wollen.“

„Ich habe ihn gesehen, als er in der Mordnacht das Coupe seiner Frau verließ.“

„Wann?“ fragte Poirot scharf.

„Unmittelbar bevor der Zug Lyon erreichte.“

„Würden Sie das beschwören, Mademoiselle?“

„Jawohl.“

Einen Augenblick lang herrschte Stille. Mirelle rang nach Atem, und ihr Blick wanderte halb herausfordernd, halb geängstigt von einem zum anderen.

„Die Angelegenheit ist ernst“, sagte der Detektiv. „Sind Sie sich dessen bewußt?“

„Gewiß!“

„Hm“, meinte Poirot, „dann darf keine Zeit verloren werden. Vielleicht begleiten Sie uns gleich zum Untersuchungsrichter.“

Mirelle stutzte, zögerte – aber, wie Poirot vorausgesehen hatte, konnte und wollte sie jetzt nicht mehr zurück.

„Also gut, ich hole nur meinen Mantel.“

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist“, murmelte Poirot, als sie draußen war. „Eine solche Frau ist unberechenbar. In einer Stunde würde es ihr vielleicht leid tun.“

Mirelle kam zurück, in ein sandfarbenes Samtcape mit Leopardenfellbesatz gehüllt. Sie sah selbst einer Leopardin nicht unähnlich, sprungbereit und gefährlich. Ihre Augen blitzten vor Wut und Entschlossenheit.

Sie fanden den Untersuchungsrichter in der Gesellschaft von Caux. Er forderte Mirelle höflich auf, zu erzählen, was sie wisse.

„Eine ungewöhnliche Geschichte“, sagte Carrège langsam, die Tänzerin durch seinen Kneifer mustern. „Kettering hat sich also der Tat im voraus gerühmt, behaupten Sie?“

„Gewiß hat er das. Sie sei zu gesund, sagte er, nur durch, einen Unfall könne sie umkommen – er werde schon das Nötige besorgen.“

„Sind Sie sich bewußt“, sagte Carrège ernst, „daß Sie sich damit gewissermaßen der Beihilfe zum Mord schuldig machen?“

„Ich? Aber keine Spur. Ich habe seine Worte doch keinen Augenblick ernst genommen. Ich kenne die Männer, die Männer sagen doch so manches.“

Der Untersuchungsrichter zog die Brauen empor.

„Sie haben also die Drohung von Mr. Kettering nur für eine leere Rederei gehalten? Darf ich Sie fragen, aus welchem Grunde Sie Ihr Engagement in London einfach im Stich ließen und an die Riviera reisten?“

„Ich wollte mit dem Mann beisammen sein, den ich liebte. Ist das so unverständlich?“

Poirot schob behutsam eine Frage ein.

„Haben Sie Mr. Kettering also auf seinen Wunsch nach Nizza begleitet?“

Mirelle fand die Beantwortung dieser Frage nicht eben leicht. Nach kurzem Zögern sagte sie hochmütig:

„In solchen Dingen pflege ich immer das zu tun, was *mir* paßt.“

Keinem der drei Männer entging, daß diese Antwort eigentlich keine Antwort war. Doch keiner von ihnen sprach.

„Wann gelangten Sie zu der Überzeugung, daß Kettering seine Gattin ermordet hat?“

„Wie ich Ihnen schon sagte, sah ich Mr. Kettering, unmittelbar bevor der Zug in Lyon einfuhr, das Coupe seiner Frau verlassen. Er sah furchtbar aus, verstört – gehetzt. Ich werde den Ausdruck seines Gesichtes niemals vergessen.“

Ihre Stimme klang schrill, und sie warf ihre Arme in einer pathetischen Geste empor.

„Dann, als ich fand, daß Madame Kettering bei der Ausfahrt des Zuges aus Lyon tot war – wußte ich alles!“

„Und doch gingen Sie nicht zur Polizei“, sagte der Kommissär mit mildem Vorwurf.

Die Tänzerin gefiel sich augenscheinlich in der Rolle, die sie spielte.

„Sollte ich meinen Geliebten verraten?“ fragte sie.
„Nein! Das dürfen Sie von einer Frau nicht verlangen.“

„Und doch –“, warf Caux ein.

„Jetzt ist es etwas anderes. Er hat mich betrogen. Soll ich das schweigend hinnehmen?“

„Wir verstehen, wir verstehen“, murmelte der Untersuchungsbeamte beruhigend. „Und jetzt wollen Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, das Protokoll Ihrer Aussage durchzulesen und zu unterzeichnen.“

Mirelle unterschrieb, ohne einen Blick auf das Schriftstück zu werfen. Sie stand auf. „Sie brauchen mich nicht länger, meine Herren?“

„Augenblicklich nicht.“

„Und Derek wird verhaftet?“

„Unverzüglich.“

Mirelle lachte und hüllte sich enger in ihr Cape.

„Er hätte daran denken sollen, bevor er mich beleidigte“, rief sie.

„Nur noch eine Kleinigkeit –“ Poirot räusperte sich, gleichsam als ob er um Entschuldigung bäte, „wirklich nur eine Kleinigkeit.“

„Bitte?“

„Woraus schließen Sie, daß Madame Kettering tot war, als der Zug Lyon verließ?“

Mirelle starrte ihn an. „Aber sie *war* doch tot.“

„So, sie war tot?“

„Aber natürlich, ich –“

Sie hielt jäh inne. Poirot sah sie intensiv an, und es entging ihm nicht, daß ihr Blick plötzlich etwas Beunruhigtes bekam.

„Ich habe es allgemein so gehört. Irgend jemand hat es mir erzählt. Ich erinnere mich nicht mehr, wer.“

Sie ging zur Tür. Caux sprang auf, um sie ihr zu öffnen, und in diesem Augenblick erklang Poirots Stimme aufs neue, mild und ruhig wie immer.

„Und die Juwelen? Pardon, können Sie mir etwas über die Juwelen sagen?“

„Die Juwelen, was für Juwelen?“

„Die Rubine der Kaiserin Katharina. Da Sie von so vielem gehört haben, werden Sie wohl auch darüber etwas vernommen haben.“

„Von Juwelen ist mir nichts bekannt“, sagte Mirelle scharf.

Sie verließ das Büro, die Tür hinter sich schließend. Der Untersuchungsrichter seufzte.

„Eine Furie! Aber verteufelt schick. Ob sie wohl die Wahrheit sagt? Ich bin nicht abgeneigt, ihr zu glauben.“

„Es ist sicher etwas Wahres an ihrer Geschichte“, sagte Poirot, „Miß Gray hat es ja bestätigt. Sie sah Kettering das Coupe seiner Frau betreten, kurz ehe der Zug in Lyon einfuhr.“

„Die Beweise für seine Schuld scheinen lückenlos zu sein“, meinte der Kommissär seufzend. „Leider!“

„Warum leider?“ fragte Poirot.

„Ich habe es für mein Lebensziel gehalten, den Comte de la Roche dingfest zu machen. Diesmal glaubte ich, ich

habe ihn.“

Carrège rieb sich die Nase.

„Ja, richtig, die Juwelen“, sagte der Kommissär. „Was mag er wohl mit ihnen gemacht haben?“

Poirot lächelte.

„Über die Juwelen habe ich so meine eigenen Gedanken. Sagen Sie mir, meine Herren, kennt jemand von Ihnen einen Herrn, der unter dem Spitznamen ‚Le Marquis‘ bekannt ist?“

Der Kommissär beugte sich aufgeregt vor.

„Der Marquis“, sagte er, „der Marquis? Glauben Sie, daß er in diesen Fall verwickelt ist, Monsieur Poirot?“

„Was wissen Sie über ihn?“

Der Kommissär schnitt eine vielsagende Grimasse. „Nicht gerade viel. Er arbeitet hinter den Kulissen, verstehen Sie? Die groben Arbeiten verrichten andere für ihn. Er ist einer von ganz oben. Zur gewöhnlichen Verbrecherwelt gehört er bestimmt nicht.“

„Franzose?“

„Jawohl, wenigstens glauben wir das. Ganz sicher sind wir nicht. Er hat in Frankreich, in England, in Amerika gearbeitet. Vergangenen Herbst wurden in der Schweiz eine Anzahl von Raubüberfällen begangen, die man ihm in die Schuhe schiebt. Jedenfalls ist er Grandseigneur, spricht französisch und englisch gleich tadellos, und seine Herkunft ist in absolutes Dunkel gehüllt.“

Poirot nickte und erhob sich.

„Mehr können Sie uns nicht sagen, Monsieur Poirot?“ drang der Kommissär in ihn.

„Augenblicklich nicht“, sagte Poirot, „aber vielleicht finde ich in meinem Hotel weitere Nachrichten vor.“

Carrège war unbehaglich zumute. „Wenn der Marquis in die Geschichte verwickelt ist ... “ begann er, ohne den Satz zu Ende zu sprechen.

„Das würde unsere Auffassung des Falles ganz über den Haufen werfen“, beklagte sich Caux.

„Meine nicht!“ sagte Poirot. „Auf Wiedersehen, meine Herren. Sollte ich etwas Neues erfahren, so werde ich es Sie sofort wissen lassen.“

Ernstes Gesichtes ging er zu seinem Hotel zurück. In seiner Abwesenheit war ein Telegramm gekommen. Er las es zweimal und steckte es dann in die Tasche. Oben erwartete George seinen Herrn.

„Ich bin müde, George, sehr müde. Wollen Sie mir eine Tasse Schokolade bestellen?“

Die Schokolade wurde bestellt und gebracht, und George stellte sie auf das Tischchen neben dem Diwan, auf dem sich Poirot ausgestreckt hatte. Als der Diener sich gerade entfernen wollte, sagte Poirot:

„Ich glaube, George, daß Sie in der englischen Aristokratie sehr bewandert sind.“

George lächelte geschmeichelt.

„Ich glaube, ich darf das von mir behaupten, Sir.“

„Sagen Sie mir einmal, George, glauben Sie, daß Verbrecher immer den untersten Schichten entstammen?“

„Nicht immer, Sir. Ich erinnere mich zum Beispiel an die Geschichte mit einem der Söhne des Herzogs von Devize. Er machte der Familie wiederholt große Sorgen, und das Unangenehmste war, daß die Polizei absolut nicht glauben wollte, es sei Kleptomanie.“

Poirot nickte. „Die Sucht nach Sensationen, nehme ich an, und wahrscheinlich ein kleiner Klaps.“

Er zog das Telegramm aus der Tasche und las es zum

drittenmal.

„Und dann die Sache mit der Tochter von Lady Mary Fox“, fuhr der Diener fort. „Wie die ihre Lieferanten beschwindelt hat, das geht auf keine Kuhhaut. Sehr unangenehm für die betreffenden Familien, wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen. Und ich könnte noch von vielen solchen Fällen erzählen.“

„Sie sind ein erfahrener Mann, George“, murmelte Poirot. „Es wundert mich eigentlich, daß Sie, der Sie immer in großen Häusern gelebt haben, es nicht unter Ihrer Würde gehalten haben, in meinen Dienst zu treten. Ist es bei Ihnen vielleicht auch die Sucht nach Sensationen?“

„Das kann man eigentlich nicht sagen, Sir“, meinte George. „Aber ich las zufällig im Hofblatt, daß Sie von Seiner Majestät dem König empfangen wurden und daß er sehr nett und liebenswürdig zu Ihnen war und eine Menge von Ihrer Tüchtigkeit hielt.“

„Ach so“, sagte Poirot. „Es ist immer gut, wenn man die Gründe für alles kennt.“

Er dachte ein paar Augenblicke nach und fragte dann:

„Haben Sie Miß Papopolous angerufen?“

„Gewiß, Sir. Mr. und Miß Papopolous werden sich freuen, heute abend mit Ihnen zu speisen.“

„Hm“, brummte Poirot nachdenklich. Er trank seine Schokolade aus, stellte die Tasse mit gewohnter Ordnungsliebe in die Mitte des Tablett und sprach sanft und bedächtig, mehr zu sich selbst, als zu dem Diener.

„Das Eichhörnchen, George, sammelt Nüsse. Es lagert sie im Herbst ein, auf daß sie ihm später zustatten kommen. Wenn man es als Mensch zu etwas bringen will, George, darf man es nicht für unter seiner Würde halten,

sich in die Sitten und Gebräuche der Tiere zu vertiefen. Das habe ich immer getan. Ich war die Katze vor dem Mauseloch. Ich war der gute Hund, der die Nase nicht von der Fährte hebt, und ich bin auch das Eichhörnchen gewesen. Ich habe hier einmal eine kleine Tatsache gehamstert und dann wieder dort. Ich gehe jetzt zu meinem Lager und suche mir eine ganz bestimmte Nuß heraus. Eine Nuß, die ich vor – warten Sie mal – ja, genau vor siebzehn Jahren eingelagert habe. Folgen Sie mir, George?“

„Ich hätte nicht geglaubt, Sir“, sagte George, „daß sich Nüsse so lange halten. Aber schließlich, bei dem heutigen Stande der Technik-“ ;

Poirot sah ihn an und lächelte milde.

28

POIROT ALS EICHHÖRNCHEN

Poirot verließ sein Hotel dreiviertel Stunden früher als nötig gewesen wäre, um zu seiner Dinnerverabredung zurecht zu kommen. Der Wagen brachte ihn nicht direkt nach Monte Carlo, sondern zum Haus von Lady Tamplin. Im Salon begrüßte ihn Lenox.

„Katherine ist beim Umkleiden“, sagte sie. „Soll ich ihr etwas ausrichten? Oder möchten Sie warten, bis sie herunterkommt?“

„Nein“, sagte Poirot nach längerer Überlegung, „ich will lieber nicht warten. Ich habe eine Nachricht für sie, aber leider keine angenehme.“

Lenox wartete höflich.

„Mr. Kettering wurde heute abend verhaftet – unter der Anklage, seine Frau ermordet zu haben.“

„Das soll ich Katherine sagen?“ fragte Lenox. Sie atmete schwer.

„Ich bitte Sie darum.“

„Glauben Sie, daß die Nachricht auf Katherine stark wirken wird? Sind Sie der Ansicht, daß sie sich etwas aus ihm macht?“

„Ich weiß es nicht. Im allgemeinen weiß ich alles, aber keine Regel ohne Ausnahme. Vielleicht können Sie das besser beurteilen.“

„Ja“, sagte Lenox, „ich weiß es – aber ich sage es Ihnen nicht.“

Sie schwieg. Ihre dunklen Augenbrauen waren zusammengezogen.

Dann fragte sie unvermittelt: „Glauben Sie, daß er es getan hat?“

Poirot zuckte die Achseln. „Die Polizei glaubt an seine Schuld.“

„Wahrscheinlich glauben die Herren bei ihm ein Motiv gefunden zu haben. Er ist durch ihren Tod sicher zu viel Geld gekommen.“

„Er hat zwei Millionen Pfund geerbt.“

„Und ohne ihren Tod wäre er ruiniert gewesen.“

„Vollkommen.“

„Aber darauf allein kann man doch keine Anklage aufbauen. Gewiß, er fuhr mit dem gleichen Zug. Aber was beweist das?“

„Eine Zigarettendose mit dem Buchstaben K, die nicht Frau Kettering gehörte, wurde in ihrem Abteil gefunden. Außerdem sahen zwei Personen, wie er, unmittelbar bevor

der Zug in Lyon ankam, das Coupe betrat.“

„Wer sind diese zwei Personen?“

„Ihre Freundin Miß Grey und Mirelle, die Tänzerin.“

„Unmittelbar vor Lyon, sagen Sie? Niemand weiß also genau, wann sie starb.“

„Etwas Genaues können die Ärzte darüber natürlich nicht aussagen“, sagte Poirot. „Sie sind aber der Ansicht, daß der Tod nicht nach dem Aufenthalt des Zuges in Lyon eingetreten sein kann. Und wir wissen, daß wenige Minuten nach der Ausfahrt des Zuges aus dem Lyoner Bahnhof Mrs. Kettering tot war.“

„Woher wissen Sie das?“

Poirot lächelte eigentümlich. „Jemand betrat ihr Coupe und fand sie tot auf.“

„Und man zog nicht das Notsignal?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Zweifellos hatte man seine Gründe.“

Lenox schaute ihn scharf an. „Kennen Sie diese Gründe?“

„Ich glaube sie zu kennen.“

Lenox versuchte die Summe aus dem, was sie eben gehört hatte, zu ziehen. Poirot betrachtete sie schweigend. Schließlich blickte sie auf. Ihre Wangen waren gerötet, und ihre Augen leuchteten.

„Ihr scheint alle anzunehmen, daß der Mörder ein Passagier des Zuges war. Das ist aber gar nicht bewiesen. Woher wissen Sie, daß sich nicht in Lyon jemand in den Zug hineinschmuggelte, geradewegs auf ihr Coupe zuing, sie erdrosselte, die Rubine an sich nahm und wieder absprang, ohne daß jemand etwas bemerkt hätte?

Vielleicht ist sie ermordet worden, während der Zug in Lyon hielt. In diesem Falle wäre sie am Leben gewesen, als Derek das Coupe betrat, und tot, als ‚man‘ sie fand.“

Poirot lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er holte tief Atem, sah das Mädchen an, nickte dreimal und seufzte.

„Mademoiselle“, sagte er, „was Sie da sagen, hat viel für sich. Ich habe im dunkeln meinen Weg gesucht; Sie haben mir ein Licht gezeigt. Es gab einen Punkt, den ich nicht verstand, und der ist mir plötzlich klar geworden.“ Er stand auf.

„Und Derek?“ fragte Lenox.

„Wer weiß. Eines aber will ich Ihnen sagen. Ich bin nicht befriedigt. Nein, ich – Hercule Poirot – bin nicht befriedigt.“

Er stand auf. Lenox begleitete ihn zur Tür.

„Ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen ein wenig helfen könnte“, sagte das junge Mädchen.

„Sie haben mir schon geholfen. Wenn alles recht schlimm und dunkel aussieht, vergessen Sie das nicht.“

Er hielt seine Verabredung fast ohne Verspätung ein. Papopolous und seine Tochter waren bereits angelangt. Der Grieche sah ganz besonders würdig und edel aus. Mehr denn je glich er einem biblischen Patriarchen. Zias aparte Schönheit kam heute besonders zur Geltung. Die Mahlzeit verlief überaus angeregt. Poirot war in glänzender Form und sprühte vor Witz und Laune. Er erzählte Anekdoten und mancherlei Interessantes aus seinem Leben und machte zwischendurch Zia galant den Hof. Das Menü war mit besonderer Sorgfalt gewählt; die Weine waren ausgezeichnet.

Als das Dinner seinem Ende zuing, erkundigte sich Papopolous höflich: „Und der Tip, den ich Ihnen damals

gab? Haben Sie auf das Pferd gesetzt?“

„Ich bin noch in Verbindung mit meinem Buchmacher“, antwortete Poirot. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich.

„Ist es ein bekanntes Pferd?“

„Nein“, sagte Poirot, „es ist, was man in der Rennsprache ‚ein dunkles Pferd‘ nennt.“

„So, so“, murmelte Papopolous nachdenklich.

„Was würden die Herrschaften davon halten, wenn wir noch ein bißchen unser Glück beim Roulette versuchen würden?“ schlug Poirot angeregt vor.

Im Kasino trennte sich die kleine Gesellschaft. Poirot widmete sich ganz Zia, während Papopolous sich ein wenig die Beine vertrat.

Poirot hatte kein Glück. Zia hingegen hatte binnen kurzem einige Tausendfrancscheine vor sich liegen.

„Ich möchte jetzt eigentlich aufhören“, bemerkte sie trocken.

Poirots Äuglein zwinkerten.

„Fabelhaft!“ rief er aus. „Sie sind die wahre Tochter Ihres Vaters, Mademoiselle Zia. Aufhören können ist die höchste Lebenskunst.“

Er sah sich um.

„Ich sehe Ihren Vater nirgends“, bemerkte er leichthin. „Wenn es Ihnen angenehm ist, hole ich Ihren Mantel, und wir gehen ein wenig im Park spazieren.“

Er ging jedoch nicht geradewegs zur Garderobe, es interessierte ihn, was der schlaue Grieche wohl trieb. Er huschte durch die Säle und fand Papopolous in einer von Palmen halb verborgenen Nische des großen Vestibüls stehen, in lebhafter Unterhaltung mit einer Dame, die soeben angekommen war. Die Dame war Mirelle. Poirots

Neugierde war vorläufig befriedigt: er huschte hinaus, ungesehen wie er gekommen war, und legte eine Minute später Zia galant ihre Abendhülle um die Schultern. Dann schlenderten die beiden durch die abendlichen Gärten.

„Dies ist der Platz, wo die Leute sich immer umbringen“, sagte Zia.

Poirot zuckte die Achseln. „Sind die Menschen nicht einfältige Kreaturen? Ist es nicht angenehm, zu essen, zu trinken und die gute Luft einzuatmen? Es ist eine Dummheit, all die angenehmen Dinge des Lebens im Stich zu lassen, weil man kein Geld hat – oder aus Liebeskummer. Die Liebe fordert sicher gerade so viel Opfer wie der Mammon.“

Zia lachte.

„Sie sollten nicht über die Liebe lachen“, sagte Poirot mit weise emporgehobenem Zeigefinger. „Sie, die Sie jung und schön sind –“

„Sie vergessen, daß ich dreiunddreißig bin, Monsieur Poirot. Wie Sie meinem Vater ganz richtig sagten, ist es genau siebzehn Jahre her, seit Sie ihm in Paris aus der Patsche halfen.“

„Wenn ich Sie ansehe, kommt mir das ganz unmöglich vor“, sagte Poirot galant. „Sie sahen damals aus wie heute. Höchstens ein wenig schwächlicher, ein wenig blässer, ein wenig ernster. Sie waren damals sechzehn und kamen gerade aus dem Pensionat. Nicht mehr ganz der kleine Backfisch und noch nicht ganz Frau. Sie waren auch damals sehr süß, sehr reizvoll, Mademoiselle Zia.“

„Mit sechzehn“, sagte Zia, „ist man eine dumme Gans.“

„Möglich“, sagte Poirot, „jedenfalls ist man mit sechzehn sehr leichtgläubig. Man glaubt alles, was einem erzählt wird, nicht wahr?“

Vielleicht bemerkte er den raschen Seitenblick, den die Tochter des Antiquitätenhändlers ihm zuwarf, aber jedenfalls tat er nichts dergleichen. Er fuhr träumerisch fort. „Es war eine ganz merkwürdige Geschichte damals. Ihr Vater weiß bis heute nicht, was eigentlich vorging.“

„Nein?“

„Als er mich nach Details, nach Erklärungen fragte, sprach ich zu ihm: ohne Skandal habe ich Ihnen zurückgebracht, was Sie verloren hatten. Fragen Sie nicht zuviel! Wissen Sie, warum ich so zu ihm sprach?“

„Keine Ahnung“, antwortete Zia kühl.

„Dann will ich es Ihnen sagen. Weil der blasse, schwächliche, ernste, kleine Backfisch sich ein Plätzchen in meinem Herzen erobert hatte.“

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden“, rief Zia äreerlich.

„Wirklich nicht? Haben Sie Antonio Pirezzio ganz vergessen?“

Er spürte, wie ihr Atem einen Augenblick lang aussetzte.

„Er arbeitete als Gehilfe bei Ihrem Vater. Ein Gehilfe darf doch die Augen zur Tochter seines Meisters aufschlagen, nicht wahr? Besonders wenn er jung und hübsch ist. Und da man schließlich nicht ununterbrochen von der Liebe sprechen kann, so muß man sich gelegentlich auch einmal über etwas anderes unterhalten. Zum Beispiel über den interessanten Schmuck, der Ihrem Papa damals anvertraut war. Und da, wie Sie ganz richtig bemerken, junge Mädchen dumm und leichtgläubig sind, so denkt man sich nichts dabei, wenn man seinem Verehrer das Versteck dieses unschätzbaren Stückes zeigt. Und dann, wenn das Stück verschwunden ist – Gott, was für eine Katastrophe! Die arme Kleine! Sie hat Angst, furchtbare Angst! Reden oder nicht reden? Und auf einmal kommt da ein braver Bursche seines Weges, ein gewisser

Hercule Poirot. Wie durch Zauber ist alles wieder in Ordnung. Der unschätzbare Familienschmuck ist – Hokuspokus – wieder da, und der kleine Backfisch entgeht allen weiteren peinlichen Fragen.“

„Sie haben alles gewußt? Wer hat es Ihnen verraten? War es – war es Antonio?“

Poirot schüttelte den Kopf.

„Niemand hat es mir *verraten*“, sagte er ruhig. „Ich habe es *erraten*! Ich habe gut geraten, wie? Wenn man kein Talent zum Rätselraten hat, hat man als Detektiv wenig Aussicht auf Erfolg.“

Zia ging einige Minuten schweigend neben ihm her. Dann fragte sie trotzig: „Sie verlangen etwas von mir?“

„Ich wünsche Ihre Hilfe.“

„Woher wissen Sie, daß ich Ihnen helfen kann?“

„Ich weiß es nicht, ich hoffe es nur.“

„Und wenn ich Ihnen nicht helfe, so – werden Sie mich vor meinem Vater bloßstellen?“

„Aber keine Spur! Ich bin doch kein Erpresser.“

„Wenn ich mich weigere, Ihnen zu helfen“, begann Zia langsam.

„Dann weigern Sie sich, und die Sache ist erledigt.“

„Warum verlangen Sie dann –“ sie hielt inne.

„Ich will es Ihnen sagen. Die Frauen sind großherzig. Wenn sie jemandem, der ihnen einmal einen Dienst erwiesen hat, einen Gegendienst erweisen können, dann tun sie es.“

Wieder trat Schweigen ein. Dann sagte Zia: „Mein Vater hat Ihnen ja bereits einen Tip gegeben. Ich glaube nicht, daß ich dem viel beifügen kann.“

Wenn Poirot enttäuscht war, so zeigte er es zumindest

nicht.

„Nun gut“, rief er heiter. „Reden wir von etwas anderem.“

Er fuhr fort, vergnügt zu plaudern. Zia hingegen war zerstreut und warf nur hie und da mechanisch ein Wort ein. Als sie wieder beim Kasino angelangt waren, schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Monsieur Poirot?“

„Mademoiselle?“

„Ich möchte Ihnen helfen.“

„Sie sind wirklich sehr liebenswürdig.“

Und wieder trat eine Pause ein. Poirot drang nicht in sie. Er wartete geduldig.

„Ach was“, sagte Zia, „warum soll ich es Ihnen schließlich nicht sagen? Mein Vater ist vorsichtig – übervorsichtig. Aber Sie haben mir gesagt, daß Sie nur auf der Suche nach dem Mörder sind und nicht nach dem Schmuck. Ich glaube Ihnen. Sie hatten vollkommen recht, als Sie annahmen, daß wir wegen der Rubine in Nizza seien. Man hat sie hier verabredungsgemäß meinem Vater übergeben. Sie sind in seinem Besitz. Übrigens gab er Ihnen ja einen Wink, wer sein geheimnisvoller Geschäftsfreund sei.“

„Der Marquis?“ fragte Poirot leise.

„Ja, der Marquis.“

„Haben Sie den Marquis jemals gesehen, Mademoiselle Zia?“

„Ein einziges Mal, aber nur undeutlich. Durch ein Schlüsselloch.“

„Das ist immer mit Schwierigkeiten verknüpft“, sagte Poirot mitfühlend. „Immerhin haben Sie ihn gesehen. Würden Sie ihn wiedererkennen?“

Zia schüttelte den Kopf.

„Er trug eine Maske.“

„Jung oder alt?“

„Er hatte weißes Haar. Vielleicht eine Perücke, vielleicht auch nicht. Eigentlich glaube ich nicht, daß er alt war. Sein Gang war jung, und auch seine Stimme.“ I

„Seine Stimme?“ sagte Poirot gedankenvoll. „Hm, seine Stimme. Würden Sie sie wiedererkennen, Mademoiselle Zia?“

„Ich glaube schon.“

„Sie interessierten sich für ihn, wie? Das trieb Sie zum Schlüsselloch.“

Zia nickte.

„Ja, ja, ich war neugierig. Ich hatte so viel über ihn gehört. Er ist kein gewöhnlicher Dieb. Er gleicht eher dem Helden eines Abenteuerromans.“

„Schon möglich“, meinte Poirot nachdenklich.

„Aber nicht das wollte ich Ihnen eigentlich sagen, sondern eine andere kleine Tatsache, die Ihnen – hm – vielleicht von Nutzen sein könnte.“

„Und zwar?“ fragte Poirot ermutigend.

„Wie ich Ihnen sagte, wurden die Rubine meinem Vater in Nizza übergeben. Ich habe die Person, die sie ihm übergab, nicht gesehen, aber –“

„Nun?“

„Eines weiß ich: *es war eine Frau.*“

EIN BRIEF AUS DER HEIMAT

„Liebe Katherine! Da Sie jetzt in der großen Welt leben, wird es Sie weiter nicht interessieren, was hier in unserem Dörfchen vorgeht. Übrigens hat sich wenig ereignet. Ich habe viel Ärger mit den Dienstmädchen. Die Anny war nicht zu brauchen – Röcke bis zum halben Oberschenkel – und nicht dazu zu bringen, vernünftige Wollstrümpfe zu tragen. Mein Rheumatismus hat mir viel zu schaffen gemacht, und Dr. Harrison hat nicht locker gelassen, bis ich mich eines Tages doch nach London aufgemacht habe, um einen Spezialisten zu konsultieren. (Natürlich mit einem billigen Ausflugsbillett). Der Spezialist machte ein langes Gesicht und redete hin und her, bis ich ihn geradewegs fragte: ‚Ich bin eine einfache Frau, Herr Professor, und ich will, daß man einfach zu mir spricht. Also ist es Krebs oder nicht?‘ Da mußte er es freilich zugeben. Ein Jahr lang werde ich es schon noch aushalten, und mit den Schmerzen soll es nicht so arg sein. Ich fühle mich aber oft recht einsam hier, wo doch alle meine Lieben nicht mehr sind. Ich möchte, Sie wären in St. Mary Mead, mein Kind, aber das kann wohl nicht sein. Höchstens wenn Sie einmal einen Kummer haben und einen mütterlichen Rat brauchen, dann denken Sie daran, daß Sie hier immer ein Heim finden. Ihre wohlgesinnte alte Freundin

Amelie Viner.

P. S.: Neulich ist etwas über Sie in der Zeitung gestanden und über Ihre Cousine, Lady Tamplin, unter den Gesellschaftsnachrichten. Ich habe es gleich meiner

Sammlung von Zeitungsausschnitten einverleibt. Ich bete für Sie, damit der liebe Gott Sie vor Stolz und Hochmut bewahre.“

Katherine las den Brief der guten alten Frau zweimal durch, dann ließ sie ihn sinken und schaute durch ihr Schlafzimmerfenster auf das blaue Mittelmeer. Unwillkürlich kamen ihr die Tränen. Hatte sie am Ende Heimweh?

Lenox rettete sie aus dieser Stimmung.

„Hallo“, sagte Katherine und verstaute den Brief eilig in ihrer Handtasche.

„Du schaust so merkwürdig aus“, sagte Lenox. „Ja, was ich sagen wollte: ich habe deinen Freund, den Detektiv, angerufen und ihn eingeladen, heute mittag in Nizza mit uns zu lunchen. Ich log ihm vor, du wolltest ihn sehen. Um meinetwillen hätte er sicher nicht zugesagt.“

„Hast du denn solche Sehnsucht nach ihm?“

„Offen gestanden ja. Ich habe mein Herz an ihn verloren. Ich habe noch nie einen Mann mit so schönen grünen Katzenaugen gesehen.“

„Möglich“, sagte Katherine gleichgültig.

Die letzten Tage waren eine wahre Prüfung gewesen. Derek Ketterings Verhaftung bildete das allgemeine Tagesgespräch. Das Geheimnis des ‚Blauen Expreß‘ wurde breitgetreten, wo immer zwei Menschen zusammen standen.

„Ich habe das Auto bestellt“, sagte Lenox, „und Mama irgend etwas vorgeflunkert. Wenn sie von der Sache gewußt hätte, hätte sie sicher darauf bestanden, mitzufahren. Sie ist doch eine wahre Klette.“

Im Negresco erwartete bereits Poirot die Damen. Aber

trotz aller echt französischer Galanterie, die Poirot entwickelte, verlief die Mahlzeit nicht fröhlich. Katherine war träumerisch und zerstreut, und bei Lenox wechselte übersprudelnde Gesprächigkeit mit langem Schweigen. Beim schwarzen Kaffee nahm sie sich ein Herz und ging geradewegs auf ihr Ziel los: „Was gibt es Neues? Ich meine natürlich den ‚Fall‘.“

Poirot zuckte die Achseln. „Alles geht seinen Weg.“

„Und Sie lassen alles seinen Weg gehen?“

Er sah Lenox ein wenig traurig an.

„Sie sind jung, aber es gibt drei Dinge, die man nicht zur Schnelligkeit antreiben kann – den lieben Gott, die Natur und einen alten Mann.“

„Unsinn“, sagte Lenox, „Sie sind doch gar nicht alt.“

„Ich danke Ihnen für das Kompliment.“

„Da kommt übrigens Major Knighton“, sagte Lenox.

Unwillkürlich wandte sich Katherine rasch um.

„Er ist in Gesellschaft Mr. van Aldins“, fuhr Lenox fort. „Ich möchte Major Knighton etwas fragen. Entschuldigen Sie mich eine Minute.“

Als sie allein waren, beugte sich Poirot zu Katherine und murmelte:

„Sie sind zerstreut, Ihre Gedanken sind wohl weit von hier.“

„In England, weiter nicht.“

Einem plötzlichen Impuls gehorchend, zog sie den Brief hervor, den sie am Morgen erhalten hatte, und reichte ihn Poirot.

„Das erste Lebenszeichen aus meiner alten Heimat; irgendwie tut es mir weh.“

Er las den Brief durch und gab ihn dann zurück.

„Sie gehen also nach St. Mary Mead zurück“, fragte er langsam.

„Nicht daß ich wüßte“, entgegnete Katherine. „Warum sollte ich auch?“

„Dann habe ich mich eben geirrt“, sagte Poirot. „Wollen Sie auch mich für einen Augenblick entschuldigen?“

Er gesellte sich zu Lenox, die sich mit van Aldin und Knighton unterhielt. Der Amerikaner sah alt und vergrämt aus. Er begrüßte Poirot mit einem kurzen Kopfnicken. Während er eine Frage Lenox' beantwortete, nahm Poirot Knighton beiseite.

„Mr. van Aldin sieht leidend aus“, sagte er.

„Wundern Sie sich darüber?“ fragte Knighton. „Der Skandal, der durch Derek Ketterings Verhaftung hervorgerufen wurde, war zuviel für ihn. Es tut ihm schon leid, daß er Sie überhaupt beauftragt hat, die Wahrheit an den Tag zu bringen.“

„Er sollte nach England zurückfahren“, meinte Poirot.

„Übermorgen fahren wir.“

Poirot zögerte einen Augenblick und blickte über die Terrasse hinweg auf Katherine. „Sie sollten Miß Grey mitteilen, daß Mr. van Aldin nach England zurückkehrt.“

Knighton schaute ein wenig erstaunt drein, aber er ging gehorsam zu Katherine hinüber. Poirot sah ihm befriedigt nach.

Etwa zehn Minuten später verabschiedete er sich von den beiden Damen, nicht ohne ihnen vorher für die Einladung zum Lunch überschwenglich gedankt zu haben. Als er sich eben entfernte, rief ihn Katherine nochmals zurück.

„Monsieur Poirot, ich – ich möchte Ihnen etwas sagen. Sie haben vorhin ganz recht gehabt; ich fahre in den

allernächsten Tagen nach England zurück.“

Poirot schaute sie so scharf an, daß sie unwillkürlich errötete.

„Ich verstehe“, sagte er.

„Sie verstehen gar nichts“, sagte Katherine.

„Mehr, als Sie glauben, Mademoiselle.“

Er verließ sie mit einem seltsamen kleinen Lächeln, setzte sich in das bereitstehende Auto und fuhr nach Antibes.

Hippolyte, der würdevolle Diener des Comte de la Roche, war gerade damit beschäftigt, dem prachtvollen Tafelgeschirr seines Herrn Glanz zu verleihen. Der Graf selbst verbrachte seine Tage in Monte Carlo. Hippolyte sah, wie ein kleiner Herr eilig auf die Villa zukam. Der Besuch kam ihm nicht ganz geheuer vor. Er rief Marie, seine Frau, aus der Küche herbei und meinte nicht ohne Besorgnis:

„Schau dir den Kerl mal an, der da kommt.“

„Glaubst du, es ist wieder einer von der Polizei?“

„Schau ihn dir selbst an“, sagte Hippolyte nur.

Marie blickte hinaus. „Nein, von der Polizei ist der sicher nicht“, erklärte sie, „Gott sei Dank.“

Die Hausglocke läutete, und Hippolyte öffnete das Tor, wobei er sich äußerst würdevoll gab.

„Der Herr Graf ist leider nicht anwesend.“

Der kleine Mann mit dem großen Schnurrbart lächelte ihn freundlich an.

„Das weiß ich“, erwiderte er. „Sie sind Hippolyte Flavell, nicht wahr?“

„So heiße ich in der Tat, Monsieur.“

„Und das ist Marie Flavell, Ihre Frau?“

„Ja, Monsieur, aber –“

„Ich wünsche mit euch beiden zu sprechen“, sagte der Fremde, und schon war er im Haus.

Ohne viel zu fragen, nahm Poirot behaglich in einem Lehnssessel Platz.

„So, da wären wir!“ rief er. „Ich bin Hercule Poirot.“

„Womit kann ich Ihnen dienen, Monsieur?“

„Mein Name sagt Ihnen nichts?“

„Leider nicht.“

„Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß das eine Lücke in Ihrer Bildung ist.“

Poirot seufzte und kreuzte die Arme über der Brust. Hippolyte und Marie starrten ihn unbehaglich an. Sie wußten nicht recht, was sie sich von diesem unerwarteten und ungemein seltsamen Besucher denken sollten.

„Monsieur wünschen –“ murmelte Hippolyte mechanisch „Ich möchte wissen, warum Sie die Polizei angelogen haben.“

„Monsieur“, schrie Hippolyte, „ich – die Polizei angelogen? Ausgeschlossen!“

Poirot zog ein Notizbüchlein aus der Tasche und blätterte ein wenig darin. „Falsch. Sie haben die Polizei mindestens siebenmal angelogen. Hier die Details.“

Mit sanfter Stimme ging er daran, die sieben Gelegenheiten zu verlesen.

Hippolyte stand mit offenem Munde da.

„Ich bin aber nicht gekommen, um Ihnen diese kleinen Verfehlungen vorzuhalten“, fuhr Poirot fort, „nur sollten Sie sich nicht allzu gescheit dünken, mein Freund. Ich komme also zu einer ganz bestimmten Lüge, zu

derjenigen, die mich angeht; ich meine Ihre Aussage, daß der Comte de la Roche diese Villa am Morgen des vierzehnten Januar betreten hat.“

„Aber das war doch keine Lüge, sondern die reinste Wahrheit. Der Herr Graf ist Dienstag den vierzehnten morgens hier eingetroffen. Nicht wahr, Marie?“

Marie stimmte eifrig bei.

„Am Montag abend ist der Herr Graf in Paris abgefahren“, fuhr Hippolyte fort.

„Ganz richtig“, sagte Poirot, „mit dem Nachtschnellzug. Wo er die Fahrt unterbrochen hat, weiß ich nicht. Tatsache ist, daß er erst am Mittwoch morgen hier angekommen ist und nicht am Dienstag morgen.“

„Monsieur irren sich“, sagte Marie mit unerschütterlicher Ruhe. Poirot sprang auf.

„Dann muß ich der Gerechtigkeit freien Lauf lassen“, murmelte er.

„Schade!“

„Was wollen Sie damit sagen, Monsieur?“ fragte Marie ein klein wenig beunruhigt.

„Sie werden verhaftet werden, und zwar wegen Beihilfe bei der Ermordung von Mrs. Kettering, der englischen Dame, die umgebracht wurde.“

„Ermordung –?“

Marie war kreidebleich geworden, ihre Knie zitterten. Auch ihr Mann war sichtlich nervös.

„Aber das ist doch unmöglich – unmöglich! Ich hatte geglaubt –“

„Da Sie bei Ihrer Darstellung bleiben, ist jedes weitere Wort überflüssig. Ihr seid beide große Narren.“

Poirot hatte sich bereits zum Gehen gewandt, als eine

aufgeregte Stimme ihn zurückrief.

„Monsieur, Monsieur, einen Augenblick noch! Ich – hatte geglaubt, es handle sich wieder um eine Dame. Wegen der Damen haben wir hier nämlich schon öfters kleine Unannehmlichkeiten mit der Polizei gehabt, aber ein Mord! Das ist freilich etwas anderes.“

„Meine Geduld ist zu Ende“, schrie Poirot. „Ich will die Wahrheit wissen. Entweder die Wahrheit oder –! Ich frage zum letztenmal: wann ist der Herr Graf in der Villa Maria angekommen – Dienstag morgen oder Mittwoch morgen?“

„Mittwoch“, stammelte der Mann, und Marie nickte bestätigend.

Poirot betrachtete das Paar eine Minute lang stumm, dann nickte er ernst.

„Ihr seid doch klüger, als ich dachte“, sagte er ruhig. „Um ein Haar wärt ihr in eine böse Situation geraten.“

Vergnügt vor sich hinlächelnd verließ er die Villa. „Richtig geraten“, murmelte er. „Soll ich mein Talent zum Rätselraten noch einmal erproben?“

Es war sechs Uhr, als Mirelle Hercule Poirots Karte gebracht wurde. Als Poirot eintrat, ging die Tänzerin nervös im Zimmer auf und ab.

„Was wollen Sie von mir?“ schrie sie ihn an „Habt ihr mich noch nicht genug gequält? Seid ihr nicht schuld daran, daß ich meinen armen Derek verraten habe? Was wollen Sie noch?“

„Eine einzige kleine Frage, Mademoiselle. Nachdem der Zug Lyon verlassen hatte und Sie das Abteil von Mrs. Kettering betreten hatten –“

„Was meinen Sie damit?“

Poirot blickte sie mit mildem Vorwurf an und begann aufs neue.

„Als Sie Mrs. Ketterings Abteil betreten hatten –“

„Das habe ich nie getan.“

„Und sie dort liegen sahen –“

„Ich habe das Coupe nicht betreten, sage ich Ihnen doch.“

„Zum Teufel!“ Er schrie sie so wütend an, daß sie unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Mich wollen Sie anlügen? Ich kann Ihnen alles so haarklein beschreiben, als wenn ich dabei gewesen wäre. Sie gingen in ihr Coupe und fanden sie tot. Mich anzulügen ist gefährlich. Seien Sie vorsichtig, Mademoiselle Mirelle!“

Unter seinem durchbohrenden Blick zuckten ihre Lider und senkten sich.

„Ich frage mich nur eines“, sagte Poirot. „Nämlich,, ob Sie das, was Sie suchten, gefunden haben, oder ob –“

„Ob was?“

„Oder ob Ihnen schon jemand zuvorgekommen war.“

„Ich antworte auf keine Frage mehr“, kreischte die Tänzerin.

Sie riß sich von Poirot, der ihr die Hand auf den Arm gelegt hatte, los und brach in hysterisches Schluchzen aus.

Hercule Poirot zuckte die Schultern und verließ ruhig das Zimmer. Er schien zufrieden.

MISS VINER SITZT ZU GERICHT

Katherine blickte durch Miß Viners Schlafzimmerfenster ins Freie. Es regnete. Nicht stark, aber mit echt englischer, ausdauernder Gründlichkeit. Miß Viner lag in ihrem großen, altmodischen Holzbett. Sie hatte gerade ihr Frühstück beendet und machte sich daran, das Morgenblatt zu studieren.

Katherine hielt einen geöffneten Brief in der Hand. Er kam aus dem Ritz in Paris und lautete folgendermaßen:

„Liebe Miß Katherine! Ich hoffe, daß der englische Winter nicht allzu deprimierend auf Sie wirkt. Ich arbeite weiter an unserem Fall. Glauben Sie ja nicht, daß ich feiere. Bald werde ich in England sein und hoffe das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen. Sie haben doch nicht vergessen, daß wir Kollegen geworden sind? Ich verbleibe Ihr aufrichtiger Freund und Verehrer Hercule Poirot.“

Irgend etwas in diesem Brief beunruhigte Katherine, ohne daß sie wußte, was es war.

Sie öffnete einen zweiten Brief, und eine plötzliche Röte stieg in ihren Wangen auf. Miß Viners Stimme klang plötzlich, als käme sie von weit her.

„Liebe Katherine“, sagte die alte Dame, „es war eine große Erleichterung für mich, daß Sie so unverdorben aus der Welt zurückgekommen sind. Erst neulich habe ich mir meine Zeitungsausschnitte angeschaut. Ich habe eine Menge über Lady Tamplin und ihr Kriegshospital und über alles mögliche. Sie sollten einmal danach suchen, mein Kind. Meine Augen taugen nichts mehr. Sie werden

sie in einer der Schubladen des Schreibtisches finden.“

Katherine ging zum Schreibtisch hinüber, um die Zeitungsausschnitte zu suchen. Der stoische Mut ihrer alten Freundin erfüllte sie mit Bewunderung. Viel konnte sie wohl für sie nicht tun. Aber sie wußte aus Erfahrung, daß man alten Leuten auch mit Kleinigkeiten ein Vergnügen bereiten kann.

„Hier habe ich schon einen“, sagte sie. „Lady Tamplin, die ihre Villa in Nizza zu einem Offiziersspital umgewandelt hat, ist das Opfer eines sensationellen Raubes geworden. Ihre gesamten Juwelen wurden gestohlen, darunter auch der berühmte Familienschmuck des Hauses Tamplin.“

„Sicher lauter Imitationen“, sagte Miß Viner. „Was heutzutage die Damen der Gesellschaft für ein Zeug auf sich herumtragen!“

„Hier ist wieder etwas!“ sagte Katherine. „Eine reizende fotografische Studie: Lady Tamplin mit ihrem Töchterchen Lenox.“

„Lassen Sie mich sehen“, sagte Miß Viner. „Vom Kind zeigt der Fotograf nur den Hinterkopf. Er wird schon gewußt haben, warum.“

Katherine lachte.

„Eine der elegantesten Gastgeberinnen ist während der diesjährigen Rivasaison Lady Tamplin, die eine Villa in Cap Martin besitzt. Ihre Cousine, Miß Grey, die kürzlich auf höchst romantische Weise Besitzerin eines märchenhaften Vermögens wurde, befindet sich bei ihr zu Gast.“

Katherine suchte nicht weiter. Sie zögerte einen Augenblick, dann zog sie den zweiten Brief aus seinem Umschlag. „Miß Viner! Hören Sie bitte – ein Bekannter von mir, mit dem ich an der Riviera einige Male

zusammen war, fragt an, ob er mich hier besuchen dürfe.“

„Wer ist es?“

„Er ist Sekretär von Mr. van Aldin, dem amerikanischen Millionär „

„Wie heißt er?“

„Major Knighton.“

„So etwas habe ich erwartet. Was ist eigentlich der Sekretär eines Millionärs? Ein junger Mann mit guten Manieren, der gern in Luxus lebt! Er hat es sicher auf Ihr Geld abgesehen! Ich will damit nicht sagen, daß Sie keinem Mann gefallen können. Aber schließlich sind Sie nicht mehr die Jüngste, und eine Schönheit sind Sie eigentlich auch nicht. Wenn Sie aber schon die Dummheit begehen und auf so einen Burschen hereinfallen, so bestehen Sie wenigstens auf Gütertrennung. So, das wollte ich Ihnen bloß sagen. Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Nichts“, sagte Katherine. „Aber darf er nun herkommen oder nicht?“

„Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich habe meine Pflicht getan, und wenn was passiert, dürfen Sie mir nicht die Schuld zuschieben. Soll ich ihn zum Lunch oder zum Dinner einladen?“

„Ich würde einen Lunch sehr nett finden“, sagte Katherine. „Es ist riesig liebenswürdig von Ihnen, Miß Viner. Wenn Sie es also gestatten, werde ich ihn anrufen und ihm sagen, daß wir uns freuen würden, ihn zum Lunch hier zu haben. Er kommt von London mit dem Auto.“

Als Knighton gegen Mittag im Landhaus ankam, hatte es aufgehört zu regnen. Die karge Wintersonne beschien Katherine, als sie ihn im Vorgarten begrüßte. Er kam hastig, fast jugenhaft auf sie zu. „Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, aber ich mußte Sie ganz einfach wiedersehen.

Hoffentlich störe ich Ihre Gastgeberin nicht?“

„Kommen Sie herein und schließen Sie Freundschaft mit ihr. Sie hat ihre Eigenheiten, aber das beste Herz von der Welt.“

Miß Viner thronte majestätisch auf dem altmodischen Sofa im Salon, angetan mit dem gesamten, auf so wunderbare Weise vor dem Untergang bewahrten Familienschmuck. Sie begrüßte Knighton mit eisiger Würde, aber Knighton hatte so etwas Nettes und Vertrauenerweckendes in seinem Wesen, daß das alte Fräulein schon nach zehn Minuten aufzutauen begann. Der Lunch verlief auf das angeregtste; Ellen hatte geradezu Wunderwerke der Kochkunst vollbracht. Später begab sich die alte Dame zur Ruhe, und Katherine und Knighton unternahmen einen weiten Spaziergang.

Als der Wagen gegen Abend wieder abgefahren war, ging Katherine langsam in Miß Viners Schlafzimmer.

„Ihr Freund ist weg?“

„Jawohl, und nochmals herzlichen Dank.“

„Nichts zu danken; halten Sie mich denn für einen alten Drachen, Kind?“

Als Katherine ihre Gastgeberin ein wenig später verließ, wurde sie von Miß Viner zurückgerufen.

„Katherine.“

„Bitte?“

„Ihrem jungen Mann habe ich unrecht getan. Ein Mann kann noch so galant und aufmerksam sein und noch so viel Komplimente machen, und doch kann alles nur Spiel und Verstellung sein. Aber wenn ein Mann wirklich verliebt ist, dann schaut er drein wie ein Schaf. Da kann er machen, was er will. Na, und jedesmal, wenn der junge Mann Sie anschaute, *sah* er aus wie ein Schaf. Ich nehme

alles zurück, was ich heute morgen gesagt habe. Der meint's ehrlich.“

31

EINE SCHAUSPIELERIN UND EINE TÄNZERIN

„Köstlich“, Mr. Josef Aarons schnalzte mit der Zunge.

Er tat neuerlich einen tiefen Zug aus seinem Glase, setzte es seufzend nieder, leckte sich den Schaum von den Lippen und sah seinen Gastgeber, Hercule Poirot, vergnügt an.

„Für mich gibt es nur ordentliches Rumpsteak und ein gutes Glas Bier. Mit ihren Hors-d'oeuvres und all dem komplizierten Krimskram können Sie mich nicht locken. Ja, gewiß nehme ich Apfelpudding, Fräulein.“

Mr. Aarons nahm sogar zweimal, und erst als er sich mit Kennermiene in die Käseplatte vertieft hatte, war er bereit, seine Gedanken vom Essen ab – und minder wichtigen Dingen zuzuwenden.

„Sie wollten mich doch wegen einer kleinen geschäftlichen Sache sprechen, lieber Poirot. Ich würde mich wirklich herzlich freuen, wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein könnte.“

„Sehr freundlich von Ihnen“, sagte Poirot. „Ich habe mir gesagt: wenn du eine Auskunft über irgend etwas nötig hast, was mit dem Theater zusammenhängt, so brauchst du bloß deinen alten Freund Aarons zu fragen.“

„Da haben Sie recht“, sagte Mr. Aarons geschmeichelt. „Ob es sich um Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft handelt, Joe Aarons weiß Bescheid.“

„Das weiß ich. Also, was ich Sie fragen wollte, Mr. Aarons: kennen Sie vielleicht eine junge Dame namens Kidd?“

„Kidd? Kitty Kidd?“

„Kitty Kidd.“

„Natürlich kenne ich die. Kann was. Gesang und Tanz. Pfl egte als junger Mann im Frack verkleidet aufzutreten. Meinen Sie die?“

„Ja, die meine ich.“

„Tüchtige Person. Hat auch ein schönes Geld verdient. War nie ohne Engagement. Als Herrendarstellerin war sie am bekanntesten; aber am besten war sie als Charakterdarstellerin in Sprechstücken.“

„Das hat man mir gesagt“, sagte Poirot. „In letzter Zeit ist sie wohl nicht mehr aufgetreten?“

„Nein. Weg von der Bühne. Mit einem noblen Aristokraten nach Frankreich. Ich glaube nicht, daß sie je wieder auftreten wird.“

„Wann hat sie die Bühne verlassen?“

„Lassen Sie mich mal nachdenken. So ungefähr vor drei Jahren.“

„Wie ihr Freund heißt, wissen Sie wohl nicht?“

„Er war irgendwas furchtbar Nobles. Ein Graf oder – warten Sie mal – ja richtig, ein Marquis war er.“

„Und seither haben Sie nichts mehr von ihr gehört?“

„Nicht das geringste. Treibt sich wahrscheinlich in den eleganten Kurorten herum. Sie ist sicher eine Marquise geworden, vor der sich alle geborenen Marquisen verstecken können.“

„Verstehe“, sagte Poirot nachdenklich.

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann,

Monsieur Poirot. Ich bin Ihnen stets gerne zu Diensten. Sie haben mir auch einmal einen großen Gefallen erwiesen.“

„Nicht der Rede wert“, wehrte Poirot ab. „Ihr Beruf muß wohl sehr interessant sein.“

„Es geht. Es gibt bessere, und es gibt schlechtere. Man muß verflucht aufpassen, wenn man sich behaupten will. Weiß man denn, auf was das Publikum morgen fliegen wird?“

„Alles was mit Tanz zusammenhängt, ist ja wohl jetzt riesig modern“, warf Poirot ein.

„Jawohl, mit Tanzproduktionen wird heutzutage eine Menge Geld verdient.“

„Ich habe jetzt an der Riviera eine Tänzerin kennengelernt – Mirelle.“

„Mirelle? Eine teure Kraft. Für ihre Verehrer und für die Direktoren. Tanzen kann sie, alles was recht ist! Persönlich habe ich nie mit ihr zu tun gehabt, aber meine Kollegen haben eine Heidenangst vor ihr. So jeden zweiten Tag pflegt sie ihrem Direktor harte Gegenstände an den Schädel zu hauen.“

„Stimmt“, sagte Poirot, „das ist schon die, die ich meine.“

„Temperament“, rief Mr. Aarons, „so nennen diese Damen es dann. Meine Alte war auch Tänzerin, ehe ich sie geheiratet habe, aber Gott sei Dank hat sie nie Temperament gehabt. Im eigenen Heim hat man dafür keine Verwendung.“

„Ganz Ihrer Meinung, Freund Aarons.“

„Die Frau, mit der man verheiratet ist, soll gutmütig und sympathisch sein, und vor allen Dingen soll sie gut kochen“, sagte Mr. Aarons.

„Mirelle ist wohl noch nicht lange beim Theater?“

„Höchstens zwei Jahre. Irgendein französischer Herzog hat sie lanciert. Gegenwärtig soll sie etwas mit dem verflorenen griechischen Ministerpräsidenten haben. Sie verstehen, diese Herren haben doch immer eine Hand in der Staatskasse.“

„Mit dem griechischen Ministerpräsidenten – so – das ist eine Neuigkeit für mich“, sagte Poirot nachdenklich.

„Es heißt, daß der junge Kettering ihretwegen seine Frau umgebracht hat. Ich weiß natürlich nicht, was Wahres daran ist. Jedenfalls sitzt er, und sie mußte sich natürlich nach Ersatz umschauen. Mit Erfolg, scheint's. Man sagt, daß sie einen Rubin trägt, der so groß ist wie ein Taubenei. Persönlich habe ich zwar noch nie ein Taubenei gesehen, aber so steht es immer in den Romanen.“

„Ein Rubin in der Größe eines Taubeneis?“ sagte Poirot. Seine Augen leuchteten grün wie die einer Katze. „Wie interessant!“

„Ich habe es von einem Freund gehört“, sagte Mr. Aarons, „vielleicht ist es aber auch nur gefärbtes Glas. Die Weiber sind doch alle gleich; sie können nicht genug groß tun mit ihrem Schmuck. Mirelle erzählt jedem, der es hören will, daß auf dem Stein ein Fluch ruhe. ‚Feuerherz‘ nennt sie ihn, glaube ich.“

„Soviel ich weiß“, sagte Poirot, „bildet aber der Rubin, den man ‚Feuerherz‘ nennt, das Mittelstück eines Halsbandes.“

„Na sehen Sie, sicher alles Lüge und Übertreibung. Das Stück, das Mirelle besitzen soll, ist ein einzelner Stein, den sie an einer Platinkette um den Hals trägt. Aber ich wette zehn zu eins, daß es nur gefärbtes Glas ist.“

„Der Ansicht bin ich nicht“, widersprach Poirot sanft. „Nein, ich glaube nicht, daß es gefärbtes Glas ist.“

AUF DER SPUR

„Sie haben sich verändert“, sagte Poirot plötzlich. Er und Katherine saßen sich an einem Tischchen im Savoy gegenüber. «

„In welcher Hinsicht?“

„Diese Nuancen sind schwer auszudrücken.“

„Ich bin älter geworden.“

„Ja, Sie sind älter geworden. Ich meine nicht, daß Sie auf einmal Runzeln bekommen haben. Als ich Ihnen das erstemal begegnete, standen Sie dem Leben als Zuschauerin gegenüber. Sie hatten den ruhig belustigten Ausdruck eines Menschen, der sich behaglich in einem Sitz zurücklehne und der Komödie zuschaut.“

„Und jetzt?“

„Jetzt schauen Sie nicht mehr zu. Es ist vielleicht ein lächerlicher Vergleich, aber den Ausdruck, den Sie jetzt haben, habe ich bei Boxern während eines schweren Kampfes mit Ungewissem Ausgang gesehen.“

„Meine alte Dame ist manchmal ein bißchen eigen“, sagte Katherine lächelnd, „aber ich kann Sie beruhigen: boxen tue ich nicht mit ihr. Sie müssen sie übrigens einmal besuchen, Monsieur Poirot. Ich glaube, die tapfere alte Person würde Ihnen gefallen.“

Virtuos servierte der Kellner jetzt das Huhn *en casserole*. Als sie wieder allein waren, erkundigte sich Poirot:

„Haben Sie jemanden von unseren Rivierabekannten gesehen, seitdem Sie wieder in England sind?“

„Major Knighton habe ich gesehen.“

„So, so, wirklich?“

Katherine schaute in Poirots zwinkernde Augen und mußte die ihren unwillkürlich senken.

„Ich muß van Aldin in den nächsten Tagen einmal aufsuchen.“

„Haben Sie Neuigkeiten für ihn?“

„Warum glauben Sie das?“

„Gott, ich fragte nur so.“

Poirot schaute sie über den Tisch weg an, und noch immer zwinkerten seine Augen.

„Ich sehe, daß Sie mich vielerlei fragen wollen. Warum auch nicht? Ist nicht das Geheimnis des ‚Blauen Expreß‘ ein Detektivroman, der uns beiden gehört?“

„Ich möchte Sie wirklich einiges fragen.“

„Nur Mut!“

„Was haben Sie in Paris gemacht, Monsieur Poirot?“

Poirot lächelte kaum merklich.

„Ich habe der russischen Gesandtschaft einen Besuch abgestattet.“

„So!“

„Das sagt Ihnen wohl nicht viel? Aber Sie spüren vielleicht, daß mich der jetzige Stand der Anklage gegen Derek Kettering nicht befriedigt? Gewiß, ich habe Derek Kettering ins Gefängnis gebracht. Ohne mich würde der Herr Untersuchungsrichter noch jetzt krampfhaft Bemühungen machen, den Comte de la Roche dieses Verbrechens zu überführen. Nein, ich bereue nicht, was ich getan habe. Es war meine Pflicht, die Wahrheit zu finden, und die Spur führte geradewegs zu Mr. Kettering. Aber endet sie auch dort? Die Polizei sagt ja, aber ich,

Hercule Poirot, bin nicht zufrieden.“

Er wechselte plötzlich das Thema. „Sagen Sie mir, haben Sie in der letzten Zeit etwas von Mademoiselle Lenox gehört?“

„Ein paar Zeilen hat sie mir geschrieben. Sie hat sich, glaube ich, darüber geärgert, daß ich nach England zurückfuhr.“

Poirot nickte.

„Am Abend, an dem Kettering verhaftet wurde, führte ich ein Gespräch mit ihr – ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Gespräch.“

Wieder verfiel er in Schweigen, und Katherine unterbrach sein Nachdenken nicht.

„Mademoiselle“, sagte er schließlich. „Ich stehe augenblicklich auf schwankendem Boden, aber eines will ich Ihnen sagen. Jemand liebt Kettering – und um dieses Jemanden willen hoffe ich, daß ich recht habe und die Polizei unrecht. Sie wissen, wer der Jemand ist?“

Nach einer Pause sagte Katherine leise: „Ich glaube es zu wissen.“

Poirot schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht zufrieden, nein, ich bin nicht zufrieden. Die nackten Tatsachen weisen alle auf Kettering hin. Aber einem Umstand hat man nicht genügend Beachtung geschenkt.“

„Woran denken Sie.“

„An das verstümmelte Gesicht des Opfers. Hundertmal habe ich mich gefragt: ist Derek Kettering der Mensch, der seinem Opfer nach der Ermordung einen so brutalen Schlag versetzen würde? Zu welchem Zweck hätte er das getan? Immer und immer wieder frage ich mich, warum er das getan hat. Und nur einen einzigen Behelf habe ich zur Lösung dieses Problems.“

Er zog seine Brieftasche heraus, entnahm ihr etwas und hielt es ihr zwischen Daumen und Zeigefinger hin.

„Erinnern Sie sich? Sie waren dabei, als ich diese Haare vom Kissen im Coupe entfernte.“

Katherine beugte sich vor und betrachtete die Haare interessiert.

Poirot nickte mehrmals langsam. „Die Haare sagen Ihnen nichts, das sehe ich, und doch – irgendwie glaube ich, daß Sie mancherlei – ahnen.“

„Man hat so seine Ideen“, sagte Katherine langsam, „seltsame Ideen! Und deshalb fragte ich Sie, was Sie in Paris machten.“

„Als ich Ihnen schrieb?“

„Aus dem Hotel Ritz.“

Ein eigentümliches Lächeln glitt über Poirots Gesicht. „Ja, man führt manchmal ein Luxusleben – wenn es ein Millionär bezahlt.“

„Sie sprachen von der russischen Gesandtschaft!“ sagte Katherine nachdenklich. „Was die damit zu tun hat, verstehe ich nicht.“

„Nichts Direktes. Ich ging hin, um eine gewisse Auskunft zu erhalten. Ich sprach mit einer ganz bestimmten Persönlichkeit, und ich drohte ihr – ja, – ich, Hercule Poirot, drohte ihr.“

„Mit der Polizei?“

„Nein“, entgegnete Poirot trocken. „Mit der Presse, einer weit tödlicheren Waffe. Ich habe diesen Mann im Verdacht, an dem Verkauf der Juwelen an Mr. van Aldin aktiv teilgenommen zu haben. Ich sagte es ihm auf den Kopf zu und kriegte die ganze Geschichte aus ihm heraus. Ich erfuhr, wo der Schmuck übergeben wurde, und auch einiges über den Mann, der draußen auf der Straße auf und

ab ging – einen Mann mit ehrwürdigem, weißem Haar, aber mit dem leichten, elastischen Gang eines Jünglings. Dieser Mann heißt bei mir „Monsieur le Marquis!“

„Und jetzt sind Sie nach London gekommen, um mit Mr. van Aldin zu sprechen?“

„Nicht ausschließlich deswegen. Ich hatte noch anderes hier zu tun. Ich habe mich mit zwei Leuten unterhalten, einem kleinen Theaterdirektor und einem Arzt, einem bekannten Spezialisten. Von jedem der beiden erhielt ich eine kleine Information. Reihen Sie diese Dinge aneinander und sehen Sie zu, ob Sie dieselben Schlüsse daraus ziehen können wie ich.“

„Dazu bin ich nicht gescheit genug!“

„Doch, doch! Von allem Anfang an hatte ich meine Zweifel darüber, ob der Raub und der Mord von ein und derselben Person begangen wurde. Lange Zeit war ich nicht sicher –“

„Und jetzt?“

„Jetzt weiß ich es.“

Wieder trat Schweigen ein. Dann hob Katherine den Kopf. Ihre Augen leuchteten.

„Ich bin nicht so scharfsinnig wie Sie, Monsieur Poirot. Vieles von dem, was Sie mir eben gesagt haben, verwirrt mich nur und erscheint mir ganz zusammenhanglos. Meine Ansicht über den Fall hatte einen ganz anderen Gesichtspunkt –“

„Das ist immer so“, sagte Poirot ruhig. „Der Spiegel zeigt das wahre Bild, aber jeder sieht unter einem anderen Gesichtswinkel in ihn hinein.“

„Meine Idee von der Sache mag absurd sein – sie ist sicherlich von der Ihren ganz verschieden, aber –“

„Nun?“

„Was halten Sie hiervon, Monsieur Poirot?“

Sie entnahm ihrem Handtäschchen eine Zeitungsnotiz und reiche sie ihm. Er las sie durch und nickte ernst. „Es ist, wie ich Ihnen sagte. Jeder schaut von einer andern Stelle aus in den Spiegel, aber der Spiegel ist der gleiche, und die gleichen Dinge spiegeln sie darin.“

Katherine stand auf. „Ich muß laufen“, sagte sie. „Ich komme gerade zu meinem Zug zurecht. Monsieur Poirot –“

„Bitte?“

„Es – es darf nicht mehr lange dauern. Viel länger halte ich es nie aus.“ Ihre Stimme klang gequält. Er nahm beruhigend ihre Hand in die seine. „Nur Mut! Sie dürfen jetzt nicht schwach werden; das Ende steht nahe bevor.“

33

EINE NEUE ANSCHAUUNG

„Monsieur Poirot wünscht Sie zu sprechen, Sir.“

„Der Teufel soll ihn holen“, knurrte van Aldin. Knighton schwieg taktvoll.

Der Millionär erhob sich und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Haben Sie heute morgen die verfluchten Zeitungen gelesen?“

„Nur flüchtig, Sir.“

„Läßt man mich und mein armes Kind noch immer nicht in | Ruhe?“

„Leider nicht, Sir.“

Der Millionär setzte sich wieder nieder und preßte seine

Stirn in die Hand. „Mir wäre wahrhaftig leichter, wenn ich den kleinen Belgier überhaupt nicht auf die Spur des Mörders gesetzt hätte.“

„Wäre es Ihnen lieber, wenn Ihr Schwiegersohn frei herumliefe?“ Van Aldin seufzte.

„Ich hätte es vorgezogen, persönlich mit ihm abzurechnen. Und jetzt lassen Sie in Gottes Namen Poirot heraufkommen.“

Frisch und liebenswürdig trat Poirot ein. Den Mangel an Herzlichkeit in der Begrüßung des Millionärs schien er nicht zu bemerken und plauderte fröhlich drauflos. Er sei in London, erklärte er, um seinen Arzt zu konsultieren. Er nannte den Namen des Spezialisten.

„Nein, nein, keine Kriegswunde – ein Denkart aus meiner Polizeizeit. Die Kugel eines schurkischen Apachen.“

Er berührte seine linke Schulter und zuckte ein wenig theatralisch zusammen.

„Sie haben ja Miß Grey seither wieder gesehen, nicht wahr?“ erkundigte er sich dann mit einem unschuldigen Blick auf den Sekretär.

„Ja, ein- oder zweimal“, gestand Knighton.

Er wurde ein bißchen rot, und van Aldin rief erstaunt:

„Merkwürdig, daß Sie mir gar nichts davon berichtet haben, Knighton.“

„Ich glaubte nicht, daß es Sie interessieren würde, Sir.“

„Die Frau ist mir sehr sympathisch“, sagte van Aldin.

„Es ist wirklich schade, daß sie sich wieder in einem Nest wie St. Mary Mead lebendig begräbt“, meinte Poirot.

„Es ist sehr schön von ihr“, sagte Knighton beinahe erregt, „es würden sich gewiß wenig Leute finden, die sich einer kranken alten Frau in der Weise annehmen, wie sie

es tut.“

„Ich schweige ja schon“, sagte Poirot, und seine Augen zwinkerten ein wenig. „Aber für schade halte ich es doch. Und jetzt, meine Herren, kommen wir zur Sache. Sie dürfen sich über das, was ich Ihnen sagen werde, nicht weiter beunruhigen. Nehmen wir an, Mr. van Aldin, daß Derek Kettering trotz allem seine Frau nicht ermordet hat.“

„Sind Sie wahnsinnig, Poirot?“ rief van Aldin.

„Nicht daß ich wüßte. Ein bißchen exzentrisch vielleicht, aber verrückt ist entschieden zuviel gesagt. Es besteht eine ganz geringe Chance, daß schließlich doch der Comte de la Roche der Täter ist. Zumindest ist es mir gelungen, sein Alibi ins Wanken zu bringen.“

„Wie haben Sie das zuwege gebracht?“

Poirot zuckte in übertriebener Bescheidenheit die Achseln. „Ich habe meine Mittelchen. Es ist keine Hexerei dabei im Spiel.“

„Aber die Rubine, die sich im Besitz des Grafen fanden“, sagte van Aldin, „waren doch Imitationen.“

„Und es ist ganz klar, daß er aus keinem anderen Grunde das Verbrechen begangen hätte als eben wegen der Rubine, nicht wahr? Aber Sie übersehen einen Punkt, Mr. van Aldin. Vielleicht ist ihm jemand im Raub der Rubine zuvorgekommen.“

„Das ist ja eine vollkommen neue Anschauung“, rief Knighton.

„Glauben Sie wirklich an diesen Blödsinn?“ fragte der Millionär.

„Bewiesen ist es natürlich nicht, es ist eben nur eine Möglichkeit. Aber es ist jedenfalls der Mühe wert, diese Möglichkeit nachzuprüfen. Sie müssen mit mir an die

Riviera fahren und die Sache an Ort und Stelle einer Untersuchung unterziehen.“

„Halten Sie es für unbedingt notwendig, daß ich mitfahre?“

„Ich hatte geglaubt, daß Sie selbst Interesse daran haben würden, nach Kräften zur Klärung des Falles beizutragen.“

In seiner Stimme lag ein Unterton des Vorwurfs, der seine Wirkung auf den Millionär nicht verfehlte.

„Sie haben recht, Poirot. Wann fahren wir?“

„Sie haben in den nächsten Tagen sehr dringende Geschäfte zu erledigen“, warf Knighton ein.

Aber der Entschluß des Millionärs war bereits gefaßt „Ich glaube, daß dieses ‚Geschäft‘ allen anderen vorzuziehen hat“, sagte er. „Also abgemacht, Poirot, morgen. Mit welchem Zug?“

„Ich glaube, wir fahren am besten mit dem ‚Blauen Expreß‘,,, meinte Poirot lächelnd.

UND WIEDER DER „BLAUE EXPRESS“

Der „Zug der Millionäre“ raste in atemraubendem Tempo dahin. Van Aldin, Knighton und Poirot saßen schweigend da, jeder in seine Gedanken vertieft. Knighton und van Aldin hatten zwei miteinander verbundene Abteile inne, gleich denen, die Ruth Kettering und ihre Zofe auf der verhängnisvollen Fahrt benützt hatten. Poirots Abteil lag am anderen Ende des Wagens.

Die Fahrt erweckte in van Aldin die schmerzlichsten

Erinnerungen. Poirot und Knighton wechselten hie und da ein paar Worte, ohne den Millionär zu stören.

Der Zug erreichte den Pariser Nordbahnhof, fuhr in langsamem Tempo rund um Paris, und als er in den Gare de Lyon einfuhr, wurde Poirot plötzlich lebendig.

Van Aldin erkannte nun, daß Poirot gerade diesen Zug vorgeschlagen hatte, um das Verbrechen rekonstruieren zu können. Der Detektiv spielte ganz allein sämtliche Rollen. Er war abwechselnd die Zofe, allein in ihrem Abteil sitzend, dann wieder Ruth Kettering, wie sie mit Überraschung und einer Spur von Angst ihren Gatten erkannte, und endlich Derek Kettering, wie er sich bewußt wurde, daß seine Frau den gleichen Zug benützte. Er probierte die verschiedenen Möglichkeiten aus, die jemandem, der sich im zweiten Abteil verstecken wollte, zur Verfügung standen.

Plötzlich schien ihm eine Idee zu kommen. Er packte van Aldin bei der Hand.

„O Gott, daran habe ich ja gar nicht gedacht, wir müssen unsere Reise in Paris unterbrechen. Rasch, rasch, steigen wir aus.“

Er bemächtigte sich der Reisetaschen, die ihm gerade unter die Hände kamen, und sprang aus dem Zug. Aufs höchste überrascht, folgten ihm die beiden anderen. Bei der Bahnsteigsperrre hielt man sie auf. Sie hatten ihre Fahrkarten der Obhut des Schaffners überlassen, eine Tatsache, an die keiner von ihnen gedacht hatte. Poirot überschüttete den Beamten mit einer Flut sich überstürzender Erklärungen, die auf diesen aber keinerlei Eindruck machten.

„Werden Sie doch endlich damit fertig!“ sagte van Aldin ungeduldig. „Zahlen Sie doch um Gottes willen die Fahrt von Calais bis Paris. Durch eine solche Bagatelle dürfen

Sie sich nicht in Ihren Absichten stören lassen. Allerdings habe ich keine Ahnung, worin diese Absichten bestehen.“

Aber Poirots Redestrom war plötzlich versiegt, und er blieb starr wie eine Statue stehen. Sein Arm, der soeben noch seine Wortflut in pantomimischer Geste begleitet hatte, blieb wie gelähmt mitten in der Luft stecken.

„Ich bin ein Esel“, sagte er. „Bei Gott, ich fange an, den Kopf zu verlieren. Kommen Sie, meine Herren, wir setzen unsere Reise fort. Wenn wir Glück haben, ist der Zug noch nicht weg.“

Sie kamen gerade noch zurecht. Das Abfahrtssignal war bereits gegeben, und als letzter der drei schwang sich Knighton auf den bereits in Bewegung befindlichen Zug.

Der Schaffner schüttelte über das seltsame Gehaben der drei Passagiere nur resigniert den Kopf. Offenbar war er von den feinen Herrschaften, die diesen Zug benützten, allerlei Exzentrizitäten gewohnt.

Endlich saßen sie wieder in einem Abteil beisammen. Als van Aldin einen Augenblick mit Knighton allein war, bemerkte er: „Eine lächerliche wilde Jagd! Der Mensch scheint vollkommen den Kopf verloren zu haben. Bis zu einem gewissen Grad ist er sicher ein gescheiter Kerl, aber jetzt benimmt er sich geradezu wie ein erschrecktes Kaninchen.“

Als Poirot zurückkam, war er derart niedergeschlagen, daß dem Millionär Vorwürfe nicht am Platze schienen. Es kostete ihn allerdings Mühe, eine bissige Bemerkung zu unterdrücken.

Die drei Herren nahmen im Speisewagen das Abendessen ein und später machte Poirot den Vorschlag, daß alle drei die Nacht sitzend in van Aldins Abteil verbringen sollten.

Der Millionär sah ihn erstaunt an.

„Was haben Sie vor? Verheimlichen Sie uns irgend etwas, Monsieur Poirot?“

„Ich?“ Poirot riß in unschuldigem Staunen die Augen auf. „Aber keine Spur!“

Van Aldin antwortete nicht, aber er war nichts weniger als zufrieden. Dem Schlafwagenangestellten sagte man, daß er die Betten nicht für die Nacht herzurichten brauche. Das reichliche Trinkgeld, das ihm dabei in die Hand gedrückt wurde, brachte ihm die Überzeugung bei, daß es sich hier zwar um offenbar sehr spleenige, aber auch sehr vornehme Herrschaften handle ...

Wieder saßen die drei schweigend da. Poirot schien nervös und ruhelos. Schließlich wandte er sich an den Sekretär.

„Major Knighton, ist die Tür Ihres Abteils verschlossen? Ich meine die Tür zum Korridor?“

„Jawohl, ich habe sie selbst versperrt.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Wenn Sie wollen, sehe ich noch einmal nach.“

„Nein, nein, bemühen Sie sich nicht. Ich werde selbst nachsehen.“

Er kehrte ein paar Sekunden später zurück und nickte.

„Ja, Sie haben recht. Bitte entschuldigen Sie meine Nervosität.“

Er schloß die Verbindungstür und nahm wieder seinen Platz in der rechten Ecke ein.

Stunden verstrichen. Die drei nickten hie und da ein wenig ein, fuhren aber immer bald wieder auf. Wahrscheinlich haben noch niemals Passagiere des luxuriösesten Zuges in Europa die Nacht so unbehaglich verbracht wie die drei Reisenden. Von Zeit zu Zeit warf Poirot einen Blick auf seine Uhr, nickte und setzte sich

wieder zurecht, um ein wenig zu schlummern. Einmal sprang er auf, öffnete die Verbindungstür, warf einen raschen Blick in das Nebenabteil und setzte sich kopfschüttelnd wieder auf seinen Platz.

„Was ist denn los?“ flüsterte Knighton. „Erwarten Sie, daß etwas passiert?“

„Meine Nerven!“ gestand Poirot. „Ich sitze wie auf Nadeln. Das kleinste Geräusch läßt mich auffahren.“

Knighton gähnte.

„Verflucht unbehagliche Reise“, murmelte er. „Aber wahrscheinlich wissen Sie, wozu das Ganze gut ist, Poirot.“

Er drückte sich wieder in seine Ecke und war ebenso wie van Aldin eingeschlummert, als Poirot zum vierzehntenmal auf die Uhr schaute und dann dem Millionär leicht auf die Schulter klopfte.

„Was gibt es?“

„In ein paar Minuten sind wir in Lyon.“

„O Gott!“ Van Aldins Antlitz leuchtete weiß und eingefallen in der matten Beleuchtung. „Ungefähr um diese Zeit muß also meine arme Ruth ermordet worden sein.“

Er sah starr vor sich hin und mußte sich in die Oberlippe beißen, um nicht aufzustöhnen. Mit furchtbarer Gewalt stand plötzlich wieder die Tragödie vor ihm, die sein Leben verdüstert hatte.

Die Bremsen zischten, der Zug verminderte seine Geschwindigkeit und fuhr in den Bahnhof von Lyon ein. Van Aldin öffnete das Fenster.

„Wenn Ihrer letzten Vermutung zufolge doch nicht Derek der Täter war, so hätte der Fremde also hier den Zug verlassen?“ fragte er über die Schulter.

Zu seinem Erstaunen schüttelte Poirot den Kopf. „Nein“, sagte er nachdenklich. „Ein Mann verließ hier nicht den Zug, aber möglicherweise – eine *Frau*.“

Knighton wachte auf.

„Eine Frau?“ stieß van Aldin hervor.

„Jawohl, eine Frau! Sie erinnern sich vielleicht, Mr. van Aldin, daß Miß Grey in ihrer Aussage erwähnte, daß ein junger Mann mit Mütze und Überzieher dem Zug entstieg, um ein bißchen auf dem Bahnsteig auf und ab zu gehen. Meiner Ansicht nach war dieser junge Mann eine Frau.“

„Wer könnte das gewesen sein?“

Van Aldins Gesicht drückte Unglauben aus, aber Poirot erwiderte ernst und kategorisch:

„Ihr Name – oder besser gesagt der Name, unter dem sie durch viele Jahre hindurch bekannt war – ist Kitty Kidd. Sie aber, Mr. van Aldin, kennen sie unter einem anderen Namen – dem Namen *Ada Mason*.“

Knighton sprang auf. „Was?“ rief er.

Poirot wandte sich rasch um.

„Richtig – ehe ich vergesse.“ Er zog blitzschnell einen Gegenstand aus der Tasche und hielt ihn mit ausgestrecktem Arm vor sich hin.

„Gestatten Sie mir, Ihnen eine Zigarette anzubieten – aus Ihrer eigenen Zigarettendose. Es war ein Fehler von Ihnen, sie fallen zu lassen, als Sie auf der Ceinture von Paris auf den Zug sprangen.“

Knighton sah ihn fassungslos an, dann machte er eine blitzschnelle Bewegung, aber Poirot hielt warnend die Hand in die Höhe. „Bitte nicht“, sagte er liebenswürdig, „die Tür zum Nachbarabteil ist offen, und meine Freunde von der Polizei, die sich drinnen befinden, halten ihre Revolver auf Sie gerichtet. Ich öffnete die Tür zum

Korridor, ehe wir in Paris den Zug verließen, und meine Freunde besetzten das Abteil. Es wird Ihnen ja nicht unbekannt sein, daß die französische Polizei Sie ziemlich dringend sucht, Major Knighton, oder sagen wir lieber – Monsieur le Marquis.“

35

ERKLÄRUNGEN

„Erklärungen?“ Poirot lächelte. Er und van Aldin saßen in einem Appartement im Negresco beim Lunch. In van Aldins Zügen kämpfte der Ausdruck der Erleichterung mit dem des höchsten Erstaunens. Poirot lehnte sich behaglich in seinem Fauteuil zurück, zündete eine seiner winzigen Zigaretten an und starrte nachdenklich zur Decke empor. „Erklärungen?“ wiederholte er, „aber gerne. Wissen Sie, welches der erste Punkt war, der mir Kopfzerbrechen verursachte? *Das entstellte Gesicht!* Das Problem der unbedingt sicheren Feststellung der Identität spielt bei derartigen Verbrechen nicht selten eine Rolle. Natürlich griff auch ich diesen Gedanken zuerst auf. War die Tote wirklich Madame Kettering? Aber diese Spur führte zu nichts, denn Miß Greys Aussage war positiv und absolut glaubhaft, so daß ich diesen Gedanken wieder fallen ließ. Ja; die Tote *war* Ruth Kettering.“

„Wann richtete sich Ihr Verdacht zum erstenmal auf die Zofe?“

„Nicht so bald. Eine unbedeutende Kleinigkeit lenkte meine Aufmerksamkeit auf sie. Die Zigarettendose, die in dem Eisenbahnabteil gefunden wurde, war ihrer Aussage

nach höchstwahrscheinlich ein Geschenk Ketterings an seine Frau. Das schien mir von vornherein unwahrscheinlich. Die beiden lebten doch gar nicht miteinander! Ein leiser Zweifel an der Glaubwürdigkeit Ada Masons im allgemeinen stieg in mir auf. Dazu kam die einigermaßen verdächtige Tatsache, daß sie erst seit zwei Monaten bei Madame Kettering war. Natürlich schien es damals ausgeschlossen, daß sie mit dem Verbrechen in irgendeinem Zusammenhang stehen könnte, denn sie war ja in Paris zurückgeblieben, und Madame Kettering war später von verschiedenen Personen lebendig erblickt worden. Aber –“

Poirot beugte sich vor. Er streckte den Zeigefinger empor und fuhr mit ihm ausdrucksvoll in der Luft hin und her. „Aber ich bin ein guter Detektiv. Ich verdächtige alles und alle. Ich glaube nichts, was man mir erzählt. Ich sagte mir: woher wissen wir denn, daß Ada Mason wirklich in Paris zurückblieb? Zuerst erschien mir die Antwort auf diese Frage durchaus befriedigend. Es lag uns die Aussage Ihres Sekretärs darüber vor, eines gänzlich Außenstehenden, der natürlich vollkommen glaubhaft erschien. Ferner hatte auch Ihre Tochter selbst dies dem Angestellten der Schlafwagengesellschaft bestätigt. Den letzteren Punkt zog ich aber vorläufig nicht in Rechnung, denn eine höchst merkwürdige Idee – eine geradezu phantastische und unmögliche Idee – begann sich meiner zu bemächtigen. War diese Idee richtig, so hätte eine solche Aussage jede Bedeutung verloren. Ich konzentrierte mich auf den Umstand, daß Major Knighton Ada Mason im Hotel Ritz gesehen hatte, gleich nachdem der ‚Blaue Express‘ Paris verlassen hatte. Damit schien meine kleine Idee vollkommen ins Wasser gefallen zu sein. Aber bei genauer Betrachtung aller Umstände fielen mir zwei Dinge auf. Erstens, daß Major Knighton infolge eines

merkwürdigen Zufalles auch gerade seit zwei Monaten in Ihren Diensten stand und zweitens, daß der Anfangsbuchstabe seines Zunamens – ein ‚K‘ war, und ein ‚K‘ hatten wir ja auch auf der im Zuge gefundenen Zigarettendose festgestellt. Ich nahm eine Sekunde lang an – annehmen kann man ja schließlich alles – daß die Zigarettendose ihm gehöre. Wenn dies der Fall war und wenn er mit Ada Mason zusammengearbeitet hatte, mußte sie sich dann nicht, als wir ihr die Zigarettendose zeigten, genauso verhalten, wie sie es tat? Ursprünglich hatten die beiden natürlich den Comte de la Roche zum Sündenbock ausersehen. Erinnern Sie sich jetzt bitte genau! Ich fragte Ada Mason, ob der Mann, den sie gesehen habe, nicht vielleicht Derek Kettering gewesen sein könne. Zuerst schien sie unsicher; nachdem ich aber in mein Hotel zurückgekehrt war, teilten Sie mir telefonisch mit, daß sie mit der Erklärung zurückgekommen sei, nach nochmaliger Überlegung sei sie eigentlich fest davon überzeugt, daß der Unbekannte Mr. Kettering war. Ich hatte etwas Derartiges erwartet. Für mich gab es nur eine Erklärung für diesen plötzlich eingetretenen Umschwung. Nachdem ich Ihr Hotel verlassen hatte, hatte sie sich mit jemandem beraten. Mit wem? Mit Major Knighton! Und dann war da noch eine Kleinigkeit, die möglicherweise gar nichts zu bedeuten hatte, möglicherweise ungeheuer viel. Während einer ganz zufälligen Unterhaltung hatte Knighton von einem Juwelenraub gesprochen, der sich in einem Landhaus in Yorkshire ereignet hatte. Vielleicht nur ein Zufall, vielleicht ein weiteres winziges Glied meiner Beweiskette.“

„Aber eines verstehe ich nicht, Poirot. Wahrscheinlich bin ich schwer von Begriff, sonst hätte ich wohl schon längst darauf kommen müssen. Wer war der Mann im Zug damals in Paris? Derek Kettering oder der Graf de la

Roche?“

„Die Antwort ist verblüffend einfach: *es gibt überhaupt keinen solchen Mann*. Sehen Sie jetzt, wie raffiniert die Sache eingefädelt war? Wessen Aussage haben wir denn dafür, daß dieser Mann existiert? Nur die Ada Masons, und den Worten Ada Masons glaubten wir nur so felsenfest, weil Knighton bestätigt hatte, daß sie in Paris zurückgeblieben sei.“

„Aber Ruth hat dem Schlafwagenangestellten selbst gesagt, daß sie ihre Zofe in Paris gelassen habe“, unterbrach ihn van Aldin.

„Davon wollte ich gerade sprechen. Gewiß, wir haben Madame Ketterings Aussage hierüber, aber es war in Wirklichkeit gar nicht ihre Aussage, denn, Mr. van Aldin, eine Tote kann keine Aussage machen. Es war die Aussage des Schlafwagenangestellten, also etwas ganz anderes.“

„Der Mann log also?“

„Keine Spur! Er selbst hielt seine Aussage für reine Wahrheit, aber die Frau, die ihm sagte, sie habe ihre Zofe in Paris gelassen, war nicht Madame Kettering.“ Van Alden starrte ihn verständnislos an.

„Ruth Kettering war tot, bevor der Zug den Gare de Lyon in Paris erreichte. Ada Mason war es, die in den Kleidern ihrer Herrin einen Speisekorb kaufte und dem Schlafwagenangestellten gegenüber diese höchst notwendige Aussage machte.“

„Unmöglich!“

„Nein, nein, Mr. van Aldin, unmöglich gewiß nicht! Die Frauen sehen heutzutage einander so ähnlich, daß man sie mehr an der Kleidung erkennt als am Gesicht. Ada Mason war genauso groß wie Ihre Tochter. In dem kostbaren Pelzmantel und mit dem tief ins Gesicht gedrückten roten

Lackhütchen, das nur rechts und links ein paar rötliche Löckchen sehen ließ, konnte sie den Mann leicht täuschen. Mit Madame Kettering hatte er vorher nicht gesprochen. Die Zofe hatte er allerdings einen Augenblick gesehen, aber er konnte nur die Erinnerung an eine feste, streng blickende, schwarzgekleidete Person bewahrt haben. Nur ein außergewöhnlich intelligenter Mensch wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß sich Herrin und Zofe ähnlich sehen. Vergessen Sie nicht, daß Ada Mason alias Kitty Kidd Schauspielerin war und ihr Aussehen und den Klang ihrer Stimme im Nu verändern konnte. Nein, nein, es bestand keine Gefahr, daß er die Zofe in den Kleidern ihrer Herrin entdecken könne. Wohl aber hätte er, als er später die Leiche fand, erkennen können, daß das nicht die Frau war, mit der er am Abend vorher gesprochen hatte, und das war der Grund, weshalb man das Gesicht verstümmelte. Die einzige wirkliche Gefahr für die Spießgesellen bestand darin, daß Katherine Grey Madame Ketterings Abteil noch einmal aufsuchen würde, nachdem der Zug Paris verlassen hatte. Hiergegen schützte sich die Verbrecherin aber auf die Weise, daß sie einen Speisekorb bestellte und sich sodann in ihr Abteil einschloß.“

„Wer aber tötete meine arme Ruth? Und wann geschah der Mord?“

„Das Verbrechen wurde von beiden gemeinsam vorbereitet. Knighton hatte an jenem Tage geschäftlich für Sie in Paris zu tun. Er schwang sich irgendwo auf der Pariser Ceinture auf den Zug, der dort ganz langsam fährt und sogar mehrmals stehen bleibt. Madame Kettering war über sein plötzliches Erscheinen sicherlich erstaunt, aber sie schöpfte gewiß keinen Verdacht. Er veranlaßte sie vielleicht auf irgendeine Weise, zum Fenster hinauszuschauen, und schwang ihr von hinten die Schnur um den Hals – in ein paar Sekunden war alles vorüber. Die

Tür des Abteils wurde versperrt und die Leiche in das Nebenabteil getragen. Knighton sprang mit der Schmuckschatulle vom Zug ab. Da die allgemeine Annahme dahin ging, daß der Mord erst etwa zwölf Stunden später geschah, befand er sich in vollkommener Sicherheit. Seine Aussage und das Gespräch der vermeintlichen Madame Kettering mit dem Schlafwagenangestellten ergaben ein einwandfreies Alibi für seine Komplizin. Am Gare de Lyon kaufte Ada Mason einen Speisekorb, schloß sich dann wiederum ein, schlüpfte rasch in die Kleider ihrer Herrin und befestigte zu beiden Seiten ihres Kopfes zu diesem Zweck mitgebrachte rotblonde Locken. Dann kam der Diener, um das Bett zu machen, und sie erzählte ihm die bekannte Geschichte, sie habe ihre Zofe in Paris gelassen; während er das Bett herrichtete, schaute sie zum Fenster hinaus, so daß ihr Rücken dem Korridor und den dort Vorübergehenden zugewandt war. Dies war eine sehr wichtige Vorsichtsmaßregel, denn wie wir wissen, befand sich unter den Vorübergehenden Miß Grey, die sicher unter Eid ausgesagt haben würde, daß sie Madame Kettering um diese Zeit noch lebend sah.“

„Fahren Sie fort“, sagte van Aldin erschüttert.

„Ehe der Zug Lyon erreichte, bettete Ada Mason den Körper ihrer Herrin auf das für die Nacht hergerichtete Lager, entledigte sich der Kleider der Toten, legte sie sorgfältig über das Bettende, zog Männerkleider an und machte sich bereit, den Zug zu verlassen. Als Derek Kettering das Abteil seiner Frau betrat und sie sanft schlafend glaubte, hielt sich Ada Mason in dem anderen Abteil verborgen und wartete auf eine Gelegenheit, den Zug unbeachtet zu verlassen. In Lyon spielte sie den Passagier, der nur gerade ein wenig frische Luft schöpfen will. In einem unbeobachteten Augenblick eilte sie rasch

auf den anderen Bahnsteig und fuhr mit dem ersten Zug nach Paris ins Ritz zurück. Ihr Name war bereits am Vorabend durch eine weibliche Helfershelferin Knightons in die Hotelliste eingetragen worden. Sie brauchte also nichts weiter zu tun, als seelenruhig auf Ihre Ankunft zu warten. Der Schmuck befand sich selbstverständlich nicht in ihrem Besitz. Knighton brachte ihn nach Nizza, ohne die geringste Gefahr einer Entdeckung. Die Übergabe der Juwelen an Papopolous war selbstverständlich seit langem verabredet. Sie wurden ihm durch Ada Mason überbracht. Alles in allem genommen ein sehr sauber ausgearbeiteter Coup. Etwas anderes war ja auch von dem Marquis, einem Meister in seinem Fach, nicht zu erwarten.“

„Sie glauben also, daß Knighton ein Verbrecher ist?“ Poirot nickte.

„Eine der wertvollsten Eigenschaften dieses Gentleman war sein vertrauenerweckendes, liebenswürdig bescheidenes Wesen. Dem sind Sie eben auch zum Opfer gefallen, Mr. van Aldin, als Sie ihn zu Ihrem Sekretär machten, obgleich Sie ihn erst seit ein paar Tagen kannten.“

„Er hat sich keineswegs in aufdringlicher Weise um diesen Posten beworben“, rief der Millionär.

„Es war alles sehr raffiniert eingefädelt – so raffiniert, daß er lange Zeit hindurch einen Mann hinters Licht zu führen vermochte, dessen Menschenkenntnis zumindest so groß ist, wie die Ihre, Mr. van Aldin.“

„Ich prüfte auch die Angaben über seine Vergangenheit. Überall stellte man ihm das beste Zeugnis aus.“

„Gewiß, das gehörte ja dazu. Als Richard Knighton lebte er ein einwandfreies, wohlstandstaugliches Leben. Er war aus guter Familie, hatte ausgezeichnete Verbindungen, tat im Krieg wacker seine Pflicht und schien über jeden Verdacht

erhaben; als ich mir aber Informationen über den geheimnisvollen Marquis zusammenklaubte, fand ich mancherlei Identisches. Knighton sprach französisch wie ein Franzose. Er hielt sich in Amerika, Frankreich und England genau zur selben Zeit auf, als der Marquis dort arbeitete. Das Letzte, was man von dem Marquis hörte, war die Leitung großzügiger Schmuckdiebstähle in der Schweiz, und in der Schweiz hatten Sie Major Knighton kennengelernt; und zwar gerade um die Zeit, als in eingeweihten Kreisen die ersten Gerüchte von Ihrer Absicht auftauchten, die berühmten Rubine an sich zu bringen.“

„Aber warum Mord?“ murmelte van Aldin gebrochen. „Ein raffinierter Dieb hätte doch sicherlich die Juwelen stehlen können, ohne den Galgen zu riskieren.“

Poirot schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht die erste Bluttat, die der Marquis auf dem Gewissen hat. Er ist ein Mörder aus Instinkt. Außerdem ist er kein Freund davon, Beweismaterial zu hinterlassen. Tote können nicht reden. Der Marquis war von einer unüberwindlichen Leidenschaft für berühmte und historisch interessante Juwelen besessen. Sein Plan war längst fertig, als er sich bei Ihnen als Sekretär einschlich und seiner Komplizin die Stelle bei Ihrer Tochter verschaffte. Es war ihm natürlich von vornherein klar, daß die Juwelen für Madame Kettering bestimmt seien. Er hielt es nicht für unter seiner Würde, einen Versuch zu machen, den langen, mühevollen Weg abzukürzen, und mietete ein paar Apachen, die Sie am Abend des Juwelenkaufes anfallen sollten. Der Plan mißlang, was den Marquis übrigens kaum sehr überrascht haben dürfte. Auf Richard Knighton konnte kein Verdacht fallen. Aber wie alle großen Männer – und der Marquis war auf seine Art ein großer Mann – hatte er seine Schwächen. Er verliebte

sich wirklich in Miß Grey, und als er spürte, daß sie Derek Kettering gewogen sei, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, den Verdacht auf diesen zu lenken, als sich die Gelegenheit dazu bot. Und jetzt, Mr. van Aldin, muß ich Ihnen etwas sehr Merkwürdiges erzählen. Miß Grey ist keine phantastische Natur, und doch ist sie der festen Überzeugung, daß sie eines Abends im Kasinopark von Monte Carlo die Gegenwart Ihrer Tochter spürte. Gerade vorher hatte sie ein langes Gespräch mit Knighton geführt. Sie war überzeugt, daß die Tote sich angestrengt bemühte, ihr etwas mitzuteilen, und ganz plötzlich hatte sie das Gefühl, daß diese Mitteilung darin bestünde, daß Knighton der Mörder sei! Die Idee erschien Miß Grey damals so hirnerkrankend, daß sie sie niemandem gegenüber erwähnte, und doch war sie so überzeugt von der Wirklichkeit dieser Idee, daß sie dementsprechend handelte. Sie ermutigte Knightons Werbung und gab ihm gegenüber vor, von Derek Ketterings Schuld überzeugt zu sein.“

„Seltsam“, sagte van Aldin.

„Sehr seltsam. Solche Dinge kann man nicht erklären. Ja, richtig – eine Kleinigkeit ließ mich damals an der Richtigkeit meiner Spur ernstlich zweifeln. Ihr Sekretär hinkte merklich – infolge einer Kriegsverletzung. Der Marquis aber hinkte bestimmt nicht. Darüber kam ich lange nicht hinweg. Da erzählte mir Mademoiselle Lenox Tamplin eines Tages ganz zufällig, daß Knightons Hinken die Chirurgen im Hospital ihrer Mutter sehr in Erstaunen versetzt hatte. Das wies darauf hin, daß dieser Körperfehler nur fingiert war. Ich suchte den betreffenden Chirurgen in London auf und erhielt einige fachmännische Aufklärungen, die mich in meinem Glauben bestärkten. In Knightons Gegenwart erwähnte ich, wie Sie sich erinnern werden, den Namen dieses Arztes. Normalerweise hätte Knighton damals erwähnen müssen, daß gerade dieser

Chirurg ihn während des Krieges behandelt habe. Er tat aber nichts dergleichen, und dieser unbedeutende Umstand schloß die Kette meiner Verdachtsgründe gegen den Verbrecher. Zu allem Überfluß brachte mir Miß Grey noch einen Zeitungsausschnitt, aus dem hervorging, daß in Lady Tamplins Hospital während Knightons Aufenthalt ein Juwelendiebstahl stattgefunden hatte. Als ich ihr aus dem Hotel Ritz in Paris schrieb, kam es ihr wohl zum ersten Male zum Bewußtsein, daß wir die gleiche Fährte verfolgten. Es kostete mich viel Mühe, aber schließlich hatte ich doch, was ich brauchte – nämlich den sicheren Beweis, daß Ada Mason erst am Morgen nach dem Verbrechen das Hotel aufgesucht hatte und nicht am Tage vorher.“

Die beiden Männer schwiegen lange. Dann streckte der Millionär Poirot über den Tisch hinweg seine Hand entgegen. „Sie werden sich wohl denken können, was das für mich bedeutet, Poirot“, sagte er tief bewegt. „Ich werde Ihnen morgen früh einen Scheck senden, aber kein Scheck in der Welt kann die Dankbarkeit ausdrücken, die ich Ihnen gegenüber empfinde. Sie sind ein großer Mann, Poirot, und dabei bleibt es.“

Poirot erhob sich. „Ich bin nur Hercule Poirot“, sagte er bescheiden.

„Aber wie Sie soeben sagten, bin ich auf meine Weise wirklich ein großer Mann, wie Sie auf die Ihre. Ich freue mich von Herzen darüber, daß ich Ihnen dienlich sein konnte!“

In der Halle des Hotels traf er den ehrwürdigen Papopolous nebst seiner Tochter Zia.

„Ich glaubte, Sie hätten Nizza verlassen, Poirot“, murmelte der Grieche, als er die ihm herzlich entgegengestreckte Hand des Detektivs drückte.

„Geschäfte zwangen mich, zurückzukehren, mein lieber Papopolous.“

„Geschäfte?“

„Jawohl, Geschäfte. Und da wir gerade von Geschäften sprechen – hoffentlich hat sich Ihr Gesundheitszustand gebessert, Papopolous?“

„Gott sei Dank. Er hat sich sogar so sehr gebessert, daß wir morgen nach Paris zurückkehren.“

„Bravo, das hört man gern! Hoffentlich haben Sie den griechischen Ministerpräsidenten a. D. nicht ganz ruiniert.“

„Ich?“

„Ich hörte, daß Sie ihm einen wunderbaren Rubin verkauften, den gegenwärtig – streng unter uns – Mademoiselle Mirelle, die Tänzerin, trägt.“

„Allerdings“, murmelte Papopolous.

„Einen Rubin, der mit dem berühmten ‚Feuerherz‘ Ähnlichkeit haben soll.“

„Eine ganz entfernte Ähnlichkeit“, warf der Grieche nachlässig hin.

„Sie sind doch ein fabelhafter Juwelenkenner, Papopolous! Ich bin untröstlich, Mademoiselle Zia, daß Sie so rasch wieder nach Paris zurückfahren. Ich hatte gehofft, etwas mehr mit Ihnen beisammen sein zu können – jetzt, wo meine Geschäfte beendet sind.“

„Ist es indiskret zu fragen, welcher Natur diese Geschäfte waren?“ nieinte Papopolous.

„Aber ganz und gar nicht. Es ist mir soeben gelungen, den Marquis dingfest zu machen.“

Papopolous' Augen schauten träumerisch ins Weite.

„Marquis, Marquis?“ murmelte er. „Das kommt mir

irgendwie bekannt vor. Doch nein – ich kann mich wirklich nicht recht erinnern.“

„Sicher nicht“, sagte Poirot. „Ich spreche von einem sehr gefährlichen Verbrecher und Juwelenräuber. Wie hätte der wohl jemals Ihren Weg kreuzen können? Er wurde übrigens soeben wegen des Mordes an Madame Kettering verhaftet.“

„Was Sie nicht sagen! Höchst interessant!“

Man verabschiedete sich auf das höflichste, und als Poirot außer Hörweite war, sagte Papopolous zu seiner Tochter:

„Zia, der Mann ist der Teufel.“

„Mir gefällt er.“

„Mir gefällt er auch“, gab Papopolous zu. „Aber der Teufel ist er trotzdem.“

36

AM MEER

Die Mimosenblüte war vorüber. Rosa Geranien rankten sich um Lady Tamplins Villa, und die üppigen Nelkenbeete sandten einen schweren, berauschenden Duft zum Hause empor. Das Mittelmeer war blauer denn je. Poirot saß mit Lenox Tamplin auf der Veranda. Er hatte ihr soeben die Geheimnisse des seltsamen Mannes, genannt „der Marquis“, enthüllt. Lenox hatte mit angespannter Aufmerksamkeit und finsterner Miene seinen Worten gelauscht.

Als er geendet hatte, sagte sie nichts als: „Und Derek?“

„Er wurde gestern freigelassen.“

„Er ist weggefahren. Nach St. Mary Mead?“

„Ja, nach St. Mary Mead.“

Nach einer Pause meinte das junge Mädchen trotzig:

„Ich hatte geglaubt, Katherine mache sich nichts aus Derek. Ich habe mich geirrt.“

„Sie vertraute sich niemandem an.“

„Mir hätte sie sich anvertrauen können“, sagte Lenox mit einem Unterton von Bitterkeit.

„Ja“, sagte Poirot ernst. „Ihnen hätte sie vertrauen können. Aber Katherine hat den größten Teil ihres Lebens mit Zuhören verbracht und Menschen, die gewöhnt sind zuzuhören, finden es nicht leicht, zu sprechen; sie behalten ihre Sorgen und ihre Freuden bei sich und teilen sich niemandem mit.“

„Ich war eine dumme Gans“, klagte sich Lenox an. „Ich hatte geglaubt, sie sei eigentlich in Knighton verliebt. Aber ich hätte es besser wissen sollen. Wahrscheinlich war der Wunsch der Vater des Gedankens. – Aber lassen wir das.“

Poirot nahm ihre Hand in die seine und drückte sie freundschaftlich. „Kopf hoch, Mademoiselle“, sagte er sanft.

Lenox schaute starr auf das Meer hinaus, und ihr reizloses, strenges Gesicht erschien einen Augenblick lang von tragischer Schönheit übergossen.

„Gott“, sagte sie schließlich, „es wäre am Ende doch nicht das Richtige gewesen. Ich bin zu jung für Derek – er ist ein Junge, der nie ein Erwachsener wird. Er braucht den Madonnentyp.“

Wieder trat langes Schweigen ein. Dann wandte sich Lenox mit hastigem Impuls zu dem Detektiv. „Aber ich

habe Ihnen geholfen, Monsieur Poirot?“

„Jawohl, durch Sie erhielt ich den ersten Schimmer des wahren Sachverhaltes, damals als Sie mir sagten, daß der Mörder gar nicht unbedingt ein Passagier des Zuges gewesen sein müsse.“

Lenox holte tief Atem.

„Darüber freue ich mich. Das ist wenigstens etwas.“

Von weitem ertönte der langgezogene Pfiff einer Lokomotive.

„Das ist der verfluchte ‚Blaue Expresß‘,“ sagte Lenox. „Züge haben etwas Unheimliches, fast etwas Gespenstisches, finden Sie nicht, Poirot? Menschen werden in ihnen ermordet, sie aber fahren weiter, wie der Fahrplan es befiehlt ... O Gott, ich fange an, Unsinn zu reden.“

„Ich weiß, was Sie meinen, kleines Fräulein. Das Leben ist ein Zug. Es geht weiter, und es ist gut, daß es weiter geht. Sie sind jung, und Sie haben das herrliche Vorrecht der Jugend, Zeit zu haben, im Bummelzugstempo durchs Leben fahren zu dürfen, auszusteigen, wo es Ihnen gefällt. Aber auch für Sie wird die Zeit kommen, wo Ihr Leben dem ‚Blauen Expresß‘ gleichen wird.“

„Vielleicht wird auch mich das Leben zu Unheil und frühem Tod führen.“

„Nein, es wird Sie an heitere Gestade bringen und zu einem Mann, der Sie lieb hat.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Sie wagen an meinen Worten zu zweifeln?“ brüllte er sie an, so daß sie erschrocken zu ihm aufsaß.

Aber seine Augen strafte den Ton seiner Stimme Lügen. Hercule Poirot hatte in diesem Augenblick keine Katzenaugen, sondern sehr menschliche Augen voll Güte,

Klugheit und lächelndem Verstehen.

„Haben Sie Vertrauen in Papa Poirot. Ich weiß alles. Das ist *mein* Beruf.“